

Sächsischer
Bauernkalender
für das Jahr
1924.

Berausgegeben vom Landeskulturrat für Sachsen
Bearbeitet v. Dr. Horst Höfer i Meissen. Buchschmuck v. R. Wagner.



Und handeln sollst Du,
Als hinge von Dir und Deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge
Und die Verantwortung wäre Dein . . .

Johann Gottlieb Fichte.

*

O Herrlichkeit meines Volkes, o Ehre
des Landes, das mich gebat, o Schmuck der
freien deutschen Eichen, die meine Rinder-
locken umsäuselten, ein Rächer erstehe aus
dieser Schande! Liebe, allgemeine Liebe
gegen uns selbst, ewiger Haß gegen die
listigen Fremden erwachse! Und wir sind
erlöst, und unsere Rinder sind Freie!

Ernst Moritz Arndt.



Klein

1923 IV 2442

Zum Geleit für den dritten Jahrgang des „Sächsischen Bauernkalenders“ 1924.



ozu ist eigentlich ein Geleitwort nötig? Hat einmal Jemand den Kalender erstanden, dann braucht man ihm nicht mehr gut zuzureden und ihn durch ein schwungvolles Geleitwort zum Kaufe zu animieren. Aber so ein Geleitwort hat ja auch noch andere Zwecke: Es ist bis zu gewissem Grade das Nachwort zum vorangegangenen Jahrgang, nachdem er ins Land hinaus versandt worden ist. Gleich vorweg mag mit Genugtuung festgestellt werden, daß alle zwölf Tausend Stücke dieses 1923er Jahrgangs, noch ehe sein Jahr 1923 wirklich begann, verkauft oder, wie es in der Buchhändlersprache heißt, „vergriffen“ waren. Dabei hatten nicht bloß unsere sächsischen Bauern, für die ja der Kalender bestimmt ist, zugriffen und zum „Vergriffensein“ beigetragen, sondern auch Stadtleute. Es waren nämlich einige Hundert Exemplare dem Dresdner Buchhandel zugänglich gemacht worden. Und dies zu einem Sonderpreis, der etwa doppelt so hoch war wie derjenige, den der sächsische Bauer für seinen Bauernkalender anzulegen brauchte. Gleichwohl, die Städter-Exemplare waren im Handumdrehen aus den paar Buchhändlerläden verschwunden; schließlich kein Wunder: einen billigeren Kalender ähnlicher Ausstattung hätte man vergeblich auf dem Ladentisch gesucht. Das sei deshalb mit Behagen betont, damit sich diejenigen Landwirtschaftlichen Vereine recht gütig sollen, denen sein und bequem ein Postpaket Bauernkalender zugeschickt wurde, die es aber vorzogen, es ungeöffnet dem Landeskulturrat zurückgehen zu lassen. Eine Kritik des Bauernkalender wird darin nicht gesehen, denn man hatte ja gar nicht hineingeguckt, aber etwas ganz Anderes, was angeborene Höflichkeit auszusprechen verbietet. Die Bauernjugend unseres benachbarten Deutsch-Böhmen hatte sich auch ein paar Hundert Stück des Bauernkalenders zu verschaffen gewußt, und das zu einer Zeit, wo man noch nicht mit der französischen Tschechenkrone halb Dresden auskaufen konnte. Auch aus dem Hessenlande liefen Bestellungen ein, die aber leider nicht berücksichtigt werden konnten. Selbst ins ferne Ausland, nach Mexiko, Brasilien usw. wanderten einige Exemplare, wohl um brennendes Heimweh zu stillen.

Noch etwas Weiteres von den Kritiken: Einer hatte unwillig auf einer Postkarte geschrieben – alle Achtung, damals kostete eine Postkarte bereits 10 Mark – ein „Bilderbuch“ brauche er nicht. Dieser Herr Bilderstürmer hats nicht erfaßt. Wohl in erster Linie soll der Kalender gerade ein Bilderbuch sein. Sagt nicht ein Bild oft mehr als tausend Worte? Im Bauernkalender soll drum zuerst der Künstler das „Wort“ haben. Und wenn's nicht so teuer wär, so und so viel Bilder müßten außerdem noch bunt sein und, wenn sich jener darüber auch scheckig ärgert. Ein Anderer fand zu viel „Sillas und Schlößer“ darin abgebildet. Aha, Spiegelberg, ich kenne Dich! Natürlich, immer die „Großen“ werden bevorzugt, selbst in einem „Bauernkalender“! Neidling, kannst Du nicht selbst ein „Großer“ sein, durch Herz, Gemüt und Gesinnung, nicht durch die Anzahl Deiner Gäule, Ochsen, Schafe und Schweine?

Etwelche wünschten neben den Sonnen-Auf- und Untergängen auch die Mondscheinzeiten. Gut, im Jahrgang 1924 wird außer der Sonne auch der Mond auf- und untergehen. Manche begehrten das Verzeichnis der Messen und Märkte. Sie haben es bekommen. An welchem alten Kram nicht alles das Herze hängt. Ich wünsche gute Geschäfte auf dem Serkelmarke zu X und einen die Teilnahme hindernden Schnupfen zum Roßmarkt in Y.

Auch die Presse hat sich mit unserm Bauernkalender beschäftigt. Selbst diejenige, die allerhand am Bauernstande auszusetzen hat, gibt nette Zensuren. Laut Bücherschau der einen Zeitung ist unser Bauernkalender „ein unentbehrlicher Hausfreund und Berater jedes Bauernhofes“. Hoffen wir, daß sie recht hat. Die Zeitschrift der Braunschweiger Landwirtschaftskammer nennt den Kalender „ein hochwertiges Heimatbuch, ein Handbuch für den praktischen Landwirt, ein Hausbuch für das platte Land und ein Volksbuch für die landwirtschaftliche Bevölkerung Sachsens“. Wie dagegen diese landwirtschaftliche Bevölkerung Sachsens zu einem

gewissen Teil denkt, das haben wir ja gesehen. Anderswo steht von einem „nie veraltenden Schatz praktischer Weisheit und Lebensfreudigkeit“. Schön, dies ist wenigstens als Ziel gesetzt. Am schmeichelhaftesten war ein Urteil, das dem Kalender „einen tiefen inneren sittlichen Wert“ zuspricht. Den Ehrgeiz, sich dies Urteil zu verdienen, hat der Kalender in der Tat.

Das Schöne ist, daß mich in letzter Linie Lob und Tadel, Nörgler und Besserwisser nicht berühren. Finanziell bin ich am Kalender nicht interessiert. Fatal wäre es mir freilich, wenn der Landeskulturrat an Geld zusetzen müßte, weil man für „den unentbehrlichen Hausfreund“ nicht das halbe Stückchen Butter bezahlen will, das er kosten dürfte. Mein Herz hängt freilich an dem Kalender. Wird jedoch sein dritter Jahrgang zugleich sein letzter, dann ist's auch gut. Meine vier Kinder sind schon längst auf das fünfte, „Bauernkalender“, eifersüchtig, weil es ihnen so viel Zeit, Sorge und Liebe raubt.

August 1923.

S. S.

* * *

Die Menschen sind tausendmal mehr bemüht, sich Reichtum als Geistesbildung zu erwerben, während doch ganz gewiß, was man ist, viel mehr zu unserem Glücke beiträgt, als was man hat.

Arthur Schopenhauer.

*

Man braucht nur mit Liebe einer Sache nachzugehen, so gefällt sich Einem das Glück zu.

Johannes Trojan.

*

Gehe hin in Gottes Namen,
Greif Dein Werk mit Freuden an,
Frühe säe Deinen Samen,
Was getan ist, ist getan.

Philipp Spitta.

*

Einer acht's;
Der Andere belacht's —
Was macht's?

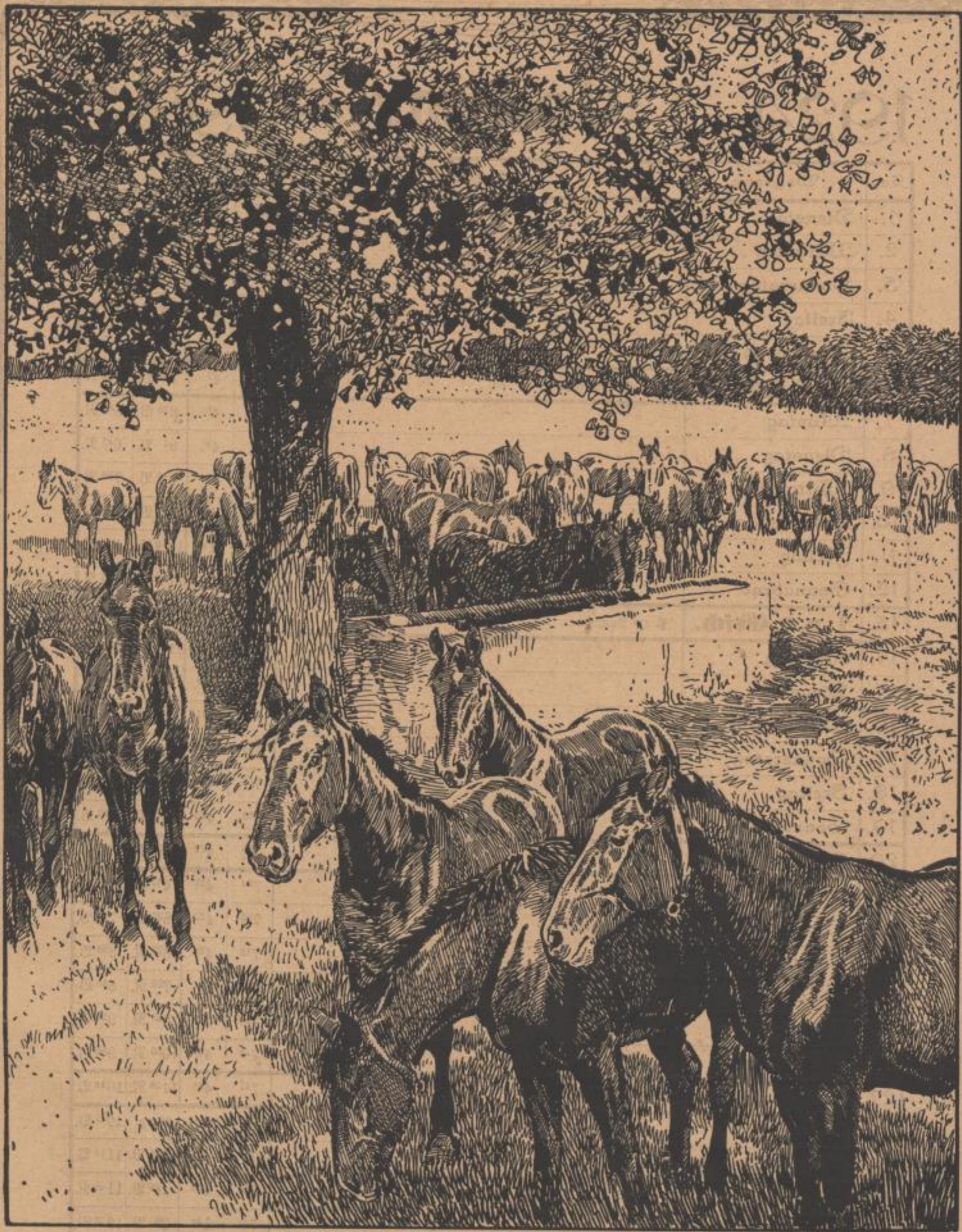
Alter Spruch.

*

Tu, was Du mußt, bring's Leid, bring's Lust!

Altdeutsch.

*



Genossenschaftliche Fohlenweide zu Sunnertswalde bei Moritzburg.

1924 Januar 1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Dienstag	Neujahr	8 ⁰	4 ¹	12 ⁰ B.	12 ⁴⁰ N.
2.	Mittwoch		8 ⁰	4 ²	2 ⁴⁷ B.	1 ¹¹ N.
3.	Donnerstag		8 ⁰	4 ³	4 ⁴ B.	1 ⁴⁹ N.
4.	Freitag		8 ⁰	4 ⁵	5 ²⁰ B.	2 ⁵⁴ N.
5.	Sonnabend		8 ⁵	4 ⁶	6 ⁵⁰ B.	3 ²⁷ N.
6.	Sl. 3 Könige	☉ 1 ⁰⁰ Nachmittags	8 ⁵	4 ⁷	7 ⁰³ B.	4 ²⁸ N.
7.	Montag		8 ⁶	4 ⁸	8 ²⁶ B.	5 ⁵⁶ N.
8.	Dienstag		8 ⁴	4 ⁹	9 ⁴ B.	6 ⁴⁷ N.
9.	Mittwoch		8 ⁴	4 ¹¹	9 ⁴⁸ B.	7 ⁵⁸ N.
10.	Donnerstag		8 ⁰	4 ¹²	10 ¹⁸ B.	9 ⁸ N.
11.	Freitag		8 ⁰	4 ¹³	10 ⁴⁰ B.	10 ¹⁶ N.
12.	Sonnabend		8 ²	4 ¹⁵	11 ⁴ B.	11 ²² N.
13.	1. n. d. Ersch.	☾ 11 ⁴ Nachts	8 ¹	4 ¹⁶	11 ²⁶ B.	Morg.
14.	Montag		8 ²	4 ¹⁸	11 ⁴⁹ B.	12 ²⁵ B.
15.	Dienstag		8 ⁰⁰	4 ¹⁹	12 ¹⁴ N.	1 ²⁸ B.
16.	Mittwoch		7 ⁵⁰	4 ²¹	12 ⁴² N.	2 ⁵⁰ B.
17.	Donnerstag		7 ⁵⁸	4 ²²	1 ¹⁸ N.	3 ⁵¹ B.
18.	Freitag		7 ⁵⁷	4 ²⁴	1 ⁴⁹ N.	4 ⁵¹ B.
19.	Sonnabend		7 ⁵⁶	4 ²⁵	2 ⁰² N.	5 ²⁶ B.
20.	2. n. d. Ersch.		7 ⁵⁶	4 ²⁷	3 ²¹ N.	6 ¹⁷ B.
21.	Montag		7 ⁵⁴	4 ²⁹	4 ¹⁷ N.	7 ⁴ B.
22.	Dienstag	☽ 1 ⁰⁷ Morgens	7 ⁵⁸	4 ³¹	5 ²¹ N.	7 ⁴⁶ B.
23.	Mittwoch		7 ⁵²	4 ³²	6 ²⁸ N.	8 ²⁸ B.
24.	Donnerstag		7 ⁵¹	4 ³⁴	7 ⁵⁸ N.	8 ⁵⁵ B.
25.	Freitag		7 ⁵⁰	4 ³⁶	8 ⁴⁹ N.	9 ²³ B.
26.	Sonnabend		7 ⁴⁸	4 ³⁷	10 ⁰⁰ N.	9 ⁵⁰ B.
27.	3. n. d. Ersch.		7 ⁴⁷	4 ³⁹	11 ¹⁸ N.	10 ¹⁸ B.
28.	Montag		7 ⁴⁶	4 ⁴¹	Morg.	10 ⁴⁶ B.
29.	Dienstag	☽ 6 ⁵² Morgens	7 ⁴⁴	4 ⁴³	12 ⁵⁴ B.	11 ¹⁴ N.
30.	Mittwoch		7 ⁴³	4 ⁴⁵	1 ⁴⁹ B.	11 ⁴⁸ N.
31.	Donnerstag		7 ⁴²	4 ⁴⁶	3 ⁸ B.	12 ²⁸ N.



Dorf und Burg Scharfenstein an der Zschopau.

1924

Februar

1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Freitag		740	448	413 B.	115 N.
2.	Sonnabend	Lichtmess, Mariä Reinigung	739	450	517 B.	211 N.
3.	4. u. d. Ersch.	Blasius	737	451	613 B.	315 N.
4.	Montag		736	453	700 B.	424 N.
5.	Dienstag	☉ 2 ⁰⁰ Morgens	734	455	739 B.	535 N.
6.	Mittwoch		732	457	812 B.	646 N.
7.	Donnerstag		731	458	840 B.	755 N.
8.	Freitag		728	500	95 B.	93 N.
9.	Sonnabend		727	52	929 B.	109 N.
10.	5. u. d. Ersch.		725	54	962 B.	1110 N.
11.	Montag		724	56	1016 B.	Morg.
12.	Dienstag	☾ 9 ⁰⁰ Abends	722	58	1042 B.	1216 B.
13.	Mittwoch		720	510	1132 B.	117 B.
14.	Donnerstag		718	511	1146 B.	217 B.
15.	Freitag		716	513	1223 N.	314 B.
16.	Sonnabend		714	515	112 N.	407 B.
17.	Septuagesima		713	517	25 N.	456 B.
18.	Montag		711	519	35 N.	541 B.
19.	Dienstag		79	520	411 N.	619 B.
20.	Mittwoch	☉ 5 ⁰⁷ Nachmittags	77	522	521 N.	658 B.
21.	Donnerstag		75	524	635 N.	725 B.
22.	Freitag	Petri Stuhlfeier	73	526	750 N.	758 B.
23.	Sonnabend		71	527	95 N.	821 B.
24.	Sexagesima	Matthias	699	529	1022 N.	848 B.
25.	Montag		697	531	1159 N.	918 B.
26.	Dienstag		695	533	Morg.	950 B.
27.	Mittwoch	☉ 2 ¹⁵ Nachmittags	692	534	1258 B.	1028 B.
28.	Donnerstag		690	536	25 B.	1112 B.
29.	Freitag		648	538	39 N.	124 N.



Hofeingang von Rittergut Ebersbach bei Döbeln.

1924

März

1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Rufa	Untg.	Rufa	Untg.
1.	Sonnabend		6 ⁴⁸	5 ⁵⁸	47 B.	1 ⁸ N.
2.	Estomihi		6 ⁴⁶	5 ⁵⁹	455 B.	2 ⁸ N.
3.	Montag		6 ⁴⁴	5 ⁴¹	536 B.	3 ¹⁷ N.
4.	Dienstag	Fastnacht	6 ⁴²	5 ⁴³	610 B.	4 ²⁸ N.
5.	Mittwoch	☉ 4 ⁰⁰ Nachmittags — Aschermittwoch	6 ⁴⁰	5 ⁴⁵	640 B.	5 ³⁷ N.
6.	Donnerstag		6 ³⁷	5 ⁴⁷	77 B.	6 ⁴⁶ N.
7.	Freitag		6 ³⁵	5 ⁴⁸	781 B.	7 ⁵⁸ N.
8.	Sonnabend		6 ³³	5 ⁵⁰	754 B.	8 ⁵⁹ N.
9.	Involavit		6 ³¹	5 ⁵²	818 B.	10 ² N.
10.	Montag		6 ²⁹	5 ⁵³	844 B.	11 ⁴ N.
11.	Dienstag		6 ²⁷	5 ⁵⁵	912 B.	Morg.
12.	Mittwoch		6 ²⁴	5 ⁵⁷	918 B.	12 ⁴ B.
13.	Donnerstag	☉ 5 ⁰⁰ Nachmittags	6 ²²	5 ⁵⁸	1030 B.	1 ⁸ B.
14.	Freitag		6 ²⁰	6 ⁰	11 ⁸ B.	1 ⁵⁷ B.
15.	Sonnabend		6 ¹⁸	6 ²	1152 B.	2 ⁴⁸ B.
16.	Reminiszere		6 ¹⁶	6 ³	1248 N.	3 ⁵⁸ B.
17.	Montag		6 ¹⁸	6 ⁵	151 N.	4 ¹⁴ B.
18.	Dienstag		6 ¹¹	6 ⁷	259 N.	4 ⁵⁰ B.
19.	Mittwoch	Joseph	6 ⁹	6 ⁸	411 N.	5 ²² B.
20.	Donnerstag		6 ⁷	6 ¹⁰	527 N.	5 ⁵² B.
21.	Freitag	☉ 5 ⁰⁰ Morgens — Frühlingsanfang	6 ⁴	6 ¹²	645 N.	6 ²¹ B.
22.	Sonnabend		6 ²	6 ¹⁵	88 N.	6 ⁴⁹ B.
23.	Ostli		6 ⁰	6 ¹⁵	923 N.	7 ¹⁸ B.
24.	Montag		5 ⁵⁷	6 ¹⁶	1011 N.	7 ⁵⁰ B.
25.	Dienstag		5 ⁵⁵	6 ¹⁸	1156 N.	8 ²⁷ B.
26.	Mittwoch		5 ⁵³	6 ²⁰	Morg.	9 ¹⁰ B.
27.	Donnerstag	☉ 9 ⁰⁴ Abends	5 ⁵¹	6 ²¹	14 B.	10 ⁰⁰ B.
28.	Freitag		5 ⁴⁸	6 ²³	24 B.	10 ⁵⁷ B.
29.	Sonnabend		5 ⁴⁶	6 ²⁵	255 B.	12 ¹ N.
30.	Lätare		5 ⁴⁴	6 ²⁶	388 B.	1 ⁸ N.
31.	Montag		5 ⁴²	6 ²⁸	413 B.	2 ¹⁶ N.



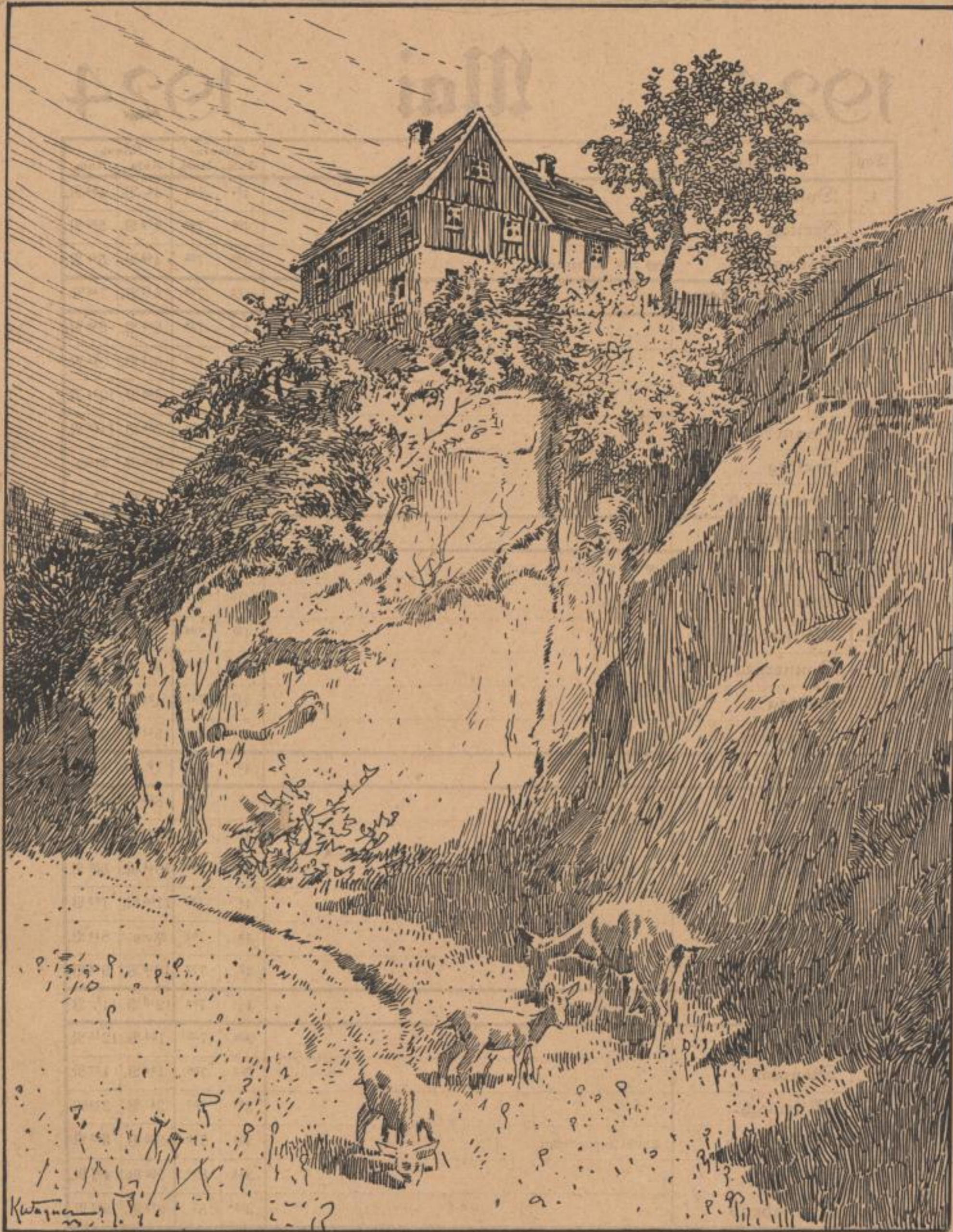
Schloß und Rittergutshof Heynitz in der Amtshauptmannschaft Meißen.

1924

April

1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Dienstag		5 ⁵⁰	6 ³⁰	4 ⁴³ B.	3 ²⁴ N.
2.	Mittwoch		5 ⁰⁷	6 ³¹	5 ⁰ B.	4 ⁰³ N.
3.	Donnerstag		5 ⁵⁵	6 ³³	5 ³⁰ B.	5 ⁴⁰ N.
4.	Freitag	☉ 5 ¹⁷ Morgens	5 ⁰³	6 ³⁵	5 ⁵⁷ B.	6 ⁴⁵ N.
5.	Sonnabend		5 ⁰¹	6 ³⁶	6 ²¹ B.	7 ⁵⁰ N.
6.	Jubila		5 ²⁸	6 ³⁸	6 ⁴⁶ B.	8 ⁵³ N.
7.	Montag		5 ²⁶	6 ³⁹	7 ¹² B.	9 ⁵⁶ N.
8.	Dienstag		5 ²⁴	6 ⁴¹	7 ⁴³ B.	10 ⁵⁴ N.
9.	Mittwoch		5 ²²	6 ⁴³	8 ¹⁶ B.	11 ⁴⁰ N.
10.	Donnerstag		5 ¹⁹	6 ⁴⁴	8 ⁵⁰ B.	Morg.
11.	Freitag	☽ 12 ³³ Mittags	5 ¹⁷	6 ⁴⁶	9 ⁴² B.	12 ⁴¹ B.
12.	Sonnabend		5 ¹⁵	6 ⁴⁸	10 ³⁵ B.	1 ²⁸ B.
13.	Palmsonntag		5 ¹³	6 ⁴⁹	11 ³³ B.	2 ¹¹ B.
14.	Montag		5 ¹¹	6 ⁵¹	12 ²⁸ N.	2 ⁴⁷ B.
15.	Dienstag		5 ⁹	6 ⁵³	1 ⁴⁷ N.	3 ³⁰ B.
16.	Mittwoch		5 ⁷	6 ⁵⁴	3 ⁰⁰ N.	3 ⁵⁸ B.
17.	Donnerstag	Gründonnerstag	5 ⁵	6 ⁵⁶	4 ¹⁶ N.	4 ⁴⁸ B.
18.	Freitag	Karfreitag	5 ²	6 ⁵⁷	5 ³⁵ N.	4 ⁴⁶ B.
19.	Sonnabend	☾ 3 ¹¹ Nachmittags	5 ⁰³	6 ⁵⁹	6 ⁵⁷ N.	5 ¹⁴ B.
20.	Hlg. Ofterfest		4 ⁵⁸	7 ¹	8 ¹⁸ N.	5 ⁴⁶ B.
21.	Montag	Ostermontag	4 ⁵⁶	7 ²	9 ⁰⁷ N.	6 ²¹ B.
22.	Dienstag		4 ⁵⁴	7 ⁴	10 ³¹ N.	7 ² B.
23.	Mittwoch		4 ⁵²	7 ⁶	11 ⁵⁸ N.	7 ⁵¹ B.
24.	Donnerstag		4 ⁵⁰	7 ⁷	Morg.	8 ⁴⁸ B.
25.	Freitag	Markus, Evangel.	4 ⁴⁸	7 ⁹	12 ⁵⁴ B.	9 ⁵¹ B.
26.	Sonnabend	☉ 5 ³⁸ Morgens	4 ⁴⁶	7 ¹⁰	1 ⁴³ B.	10 ⁵⁸ B.
27.	Quasimodo		4 ⁴⁴	7 ¹²	2 ¹⁷ B.	12 ⁷ N.
28.	Montag		4 ⁴²	7 ¹⁴	2 ⁴⁶ B.	1 ¹⁶ N.
29.	Dienstag		4 ⁴¹	7 ¹⁵	3 ¹⁵ B.	2 ²⁴ N.
30.	Mittwoch		4 ³⁹	7 ¹⁷	3 ³⁹ B.	3 ³¹ N.



Bauernhaus in Rathewalde im Elbsandsteingebirge.

1924

Mai

1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Donnerstag		487	718	42 B.	484 N.
2.	Freitag		485	720	425 B.	540 N.
3.	Sonnabend	☉ 12 ⁰⁰ Mitternacht	483	722	449 B.	644 N.
4.	Miserik. Dom.		481	723	511 B.	744 N.
5.	Montag		429	725	548 B.	846 N.
6.	Dienstag		428	726	615 B.	944 N.
7.	Mittwoch		426	728	658 B.	1034 N.
8.	Donnerstag		424	729	756 B.	1126 N.
9.	Freitag		423	731	826 B.	Morg.
10.	Sonnabend		421	732	921 B.	129 B.
11.	Subilate	Mamertus	419	734	1028 B.	
12.	Montag	☉ 3 ¹² Morgens — Pancratius	418	735	1129 B.	121 B.
13.	Dienstag	Servatius	416	737	1208 N.	151 B.
14.	Mittwoch	Bonifazius	415	738	151 N.	218 B.
15.	Donnerstag		413	740	37 N.	246 B.
16.	Freitag		412	741	425 N.	313 B.
17.	Sonnabend		410	743	547 N.	341 B.
18.	Rantate	☉ 10 ⁰⁰ Abends	49	744	79 N.	418 B.
19.	Montag		48	746	825 N.	452 B.
20.	Dienstag		47	747	941 N.	508 B.
21.	Mittwoch		45	748	1044 N.	602 B.
22.	Donnerstag		44	750	1156 N.	735 B.
23.	Freitag		43	751	Morg.	814 B.
24.	Sonnabend		42	752	1218 B.	934 B.
25.	Rogate	☉ 3 ¹⁰ Nachmittags	41	754	1252 B.	115 B.
26.	Montag		359	755	120 B.	1215 N.
27.	Dienstag		358	756	146 B.	122 N.
28.	Mittwoch		357	757	211 B.	228 N.
29.	Donnerstag	Christi Himmelfahrt	356	759	282 B.	328 N.
30.	Freitag		355	800	255 B.	437 N.
31.	Sonnabend		353	81	319 B.	538 N.



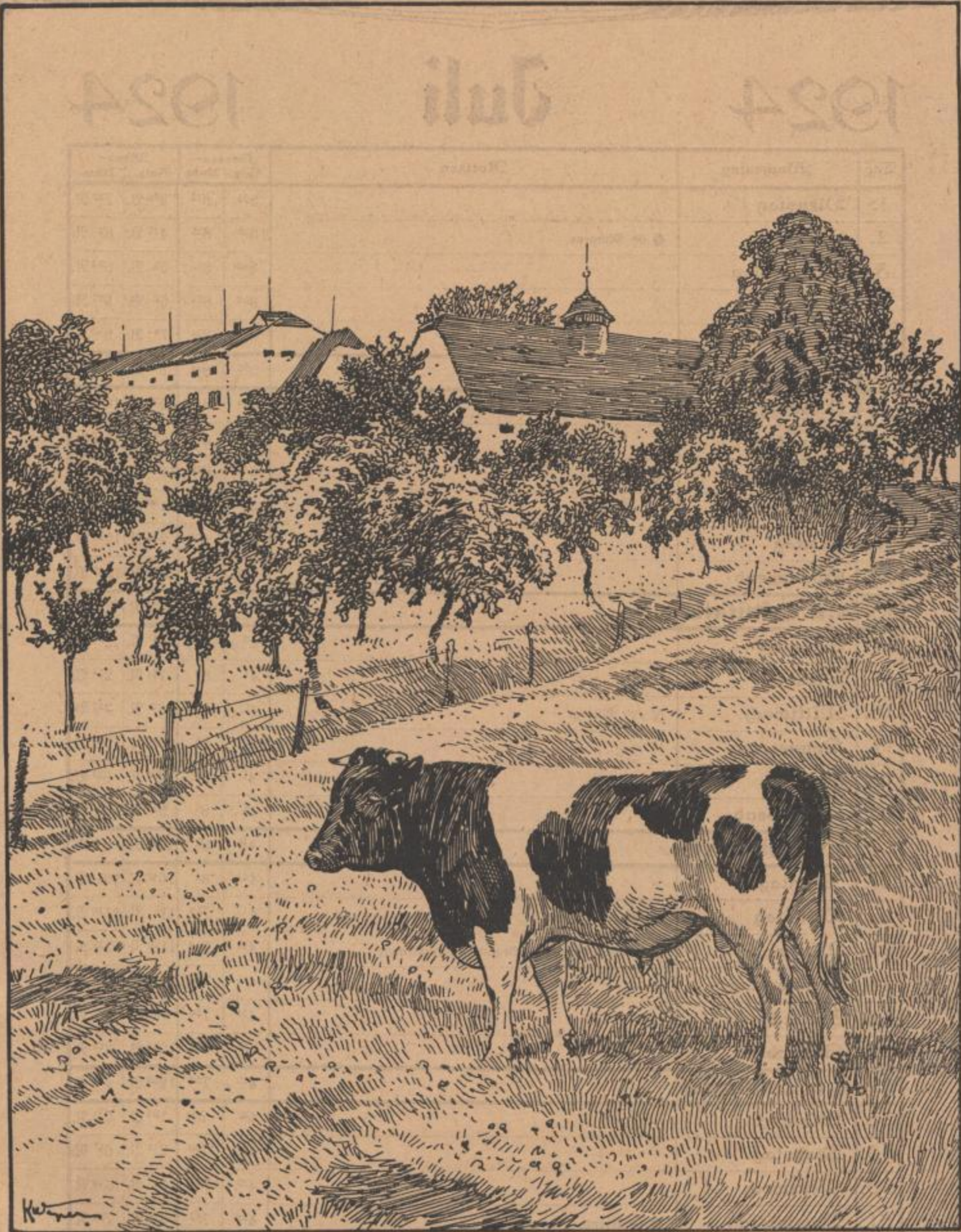
Bauernhof in Pöhl bei Jocketa i. B.

1924

Juni

1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Exaudi		354	8 ²	346 B.	6 ⁵⁹ N.
2.	Montag	● 3 ²⁴ Nachmittags	358	8 ³	417 B.	7 ⁵⁹ N.
3.	Dienstag		352	8 ⁴	458 B.	8 ⁵⁴ N.
4.	Mittwoch		351	8 ⁵	524 B.	9 ²⁵ N.
5.	Donnerstag		351	8 ⁶	621 B.	10 ¹⁹ N.
6.	Freitag		350	8 ⁷	715 B.	10 ⁵⁰ N.
7.	Sonnabend		350	8 ⁸	814 B.	11 ²⁵ N.
8.	St. Pfingstfest		349	8 ⁹	917 B.	11 ⁵⁵ N.
9.	Montag	Pfingstmontag	349	8 ⁹	1024 B.	Morg.
10.	Dienstag	☉ 2 ²⁷ Nachmittags	348	8 ¹⁰	1124 B.	12 ²² B.
11.	Mittwoch		348	8 ¹¹	1246 N.	12 ⁴⁸ B.
12.	Donnerstag		348	8 ¹²	21 N.	1 ¹⁴ B.
13.	Freitag		347	8 ¹²	315 N.	1 ⁴⁰ B.
14.	Sonnabend		347	8 ¹³	428 N.	2 ¹⁰ B.
15.	Trinitatis	Hlg. Dreifaltigkeitsfest	347	8 ¹³	559 N.	2 ⁴⁴ B.
16.	Montag		347	8 ¹⁴	716 N.	3 ²⁴ B.
17.	Dienstag	☉ 1 ¹¹ Früh	347	8 ¹⁴	826 N.	4 ¹⁴ B.
18.	Mittwoch		347	8 ¹⁵	926 N.	5 ¹⁸ B.
19.	Donnerstag		347	8 ¹⁵	1028 N.	6 ²¹ B.
20.	Freitag	Tronleichnam	347	8 ¹⁵	1051 N.	7 ³⁵ B.
21.	Sonnabend		347	8 ¹⁵	1121 N.	8 ⁴⁷ B.
22.	1. n. Trinitatis	Sommers Anfang — Längster Tag	347	8 ¹⁶	1151 N.	10 ¹⁰ B.
23.	Montag		347	8 ¹⁶	Morg.	11 ⁹ B.
24.	Dienstag	☉ 3 ¹⁶ Früh — Johannes der Täufer	347	8 ¹⁶	1215 B.	12 ¹⁷ N.
25.	Mittwoch		348	8 ¹⁶	1228 B.	1 ²⁸ N.
26.	Donnerstag		348	8 ¹⁶	100 B.	2 ²⁸ N.
27.	Freitag		348	8 ¹⁶	126 B.	3 ³¹ N.
28.	Sonnabend		349	8 ¹⁶	151 B.	4 ³² N.
29.	2. n. Trinitatis	Peter und Paul	349	8 ¹⁶	220 B.	5 ³² N.
30.	Montag		350	8 ¹⁶	262 B.	6 ²⁹ N.



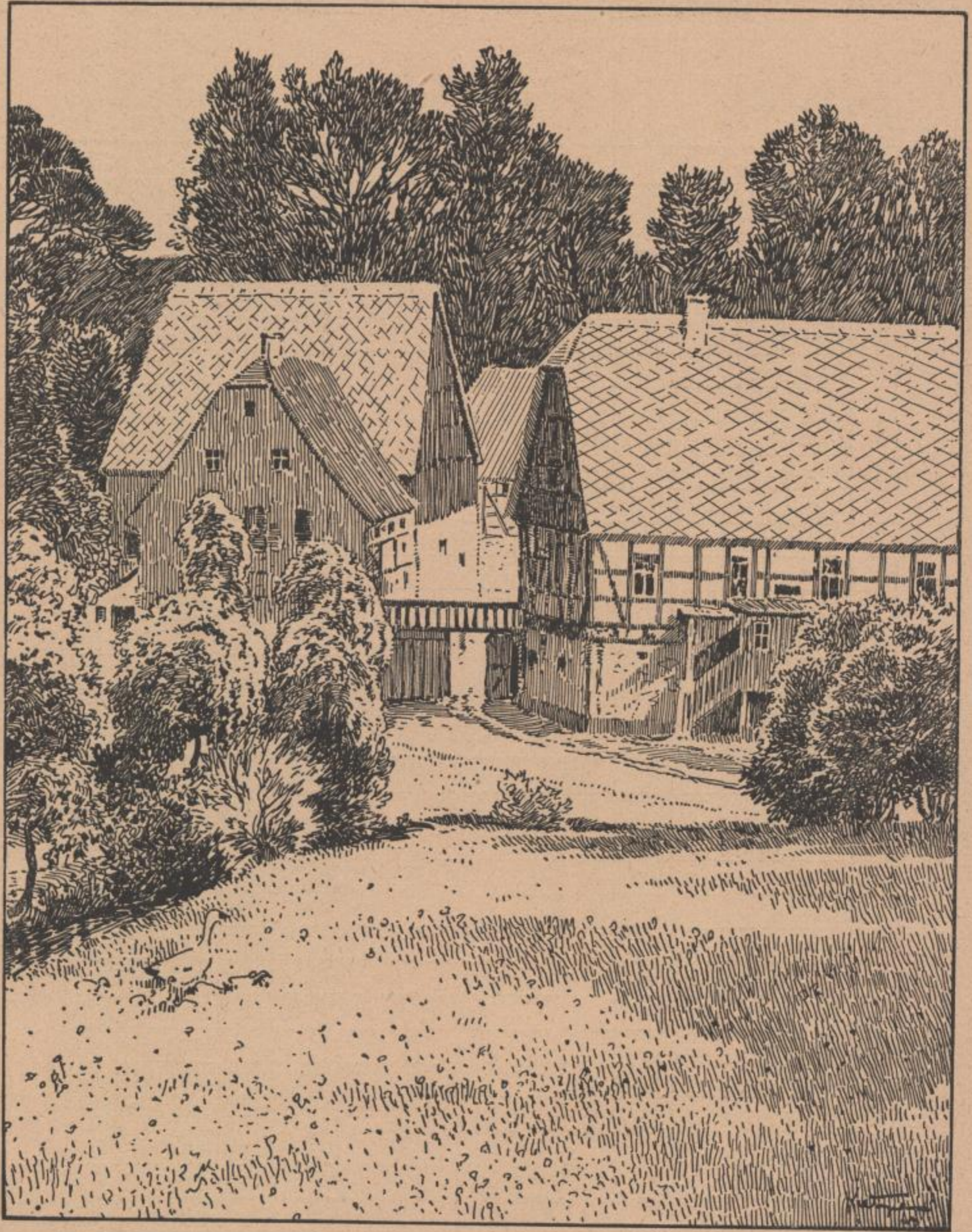
Rittergut Ebersbach bei Döbeln mit Jungstier „Brautführer“.

1924

Juli

1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Dienstag		351	8 ¹⁵	382 B.	722 N.
2.	Mittwoch	● 6 ³⁰ Morgens	352	8 ¹⁵	417 B.	8 ⁰ N.
3.	Donnerstag		352	8 ¹⁵	5 ⁰ B.	851 N.
4.	Freitag		353	8 ¹⁴	6 ⁷ B.	927 N.
5.	Sonnabend		354	8 ¹⁴	7 ⁰ B.	9 ⁵⁰ N.
6.	3. n. Trinitatis		355	8 ¹⁴	8 ¹⁵ B.	10 ²⁷ N.
7.	Montag		355	8 ¹³	9 ²⁸ B.	10 ⁵⁴ N.
8.	Dienstag		356	8 ¹³	10 ²⁴ B.	11 ¹⁰ N.
9.	Mittwoch	● 10 ⁰⁰ Abends	357	8 ¹²	11 ⁴⁶ B.	11 ⁴⁴ N.
10.	Donnerstag		358	8 ¹¹	1 ⁰⁰ N.	Morg.
11.	Freitag		359	8 ¹⁰	2 ¹⁶ N.	12 ¹¹ B.
12.	Sonnabend		4 ⁰⁰	8 ¹⁰	3 ²⁴ N.	12 ⁴¹ B.
13.	4. n. Trinitatis		4 ¹	8 ⁹	4 ⁵¹ N.	1 ¹⁸ B.
14.	Montag		4 ³	8 ⁸	6 ⁴ N.	2 ² B.
15.	Dienstag		4 ⁴	8 ⁷	7 ⁸ N.	2 ⁵⁴ B.
16.	Mittwoch	● 12 ⁰⁰ Mittags	4 ⁵	8 ⁶	8 ² N.	3 ⁵⁷ B.
17.	Donnerstag		4 ⁶	8 ⁵	8 ⁴⁰ N.	5 ⁸ B.
18.	Freitag		4 ⁷	8 ⁴	9 ²² N.	6 ²¹ B.
19.	Sonnabend		4 ⁸	8 ³	9 ⁵³ N.	7 ³⁷ B.
20.	5. n. Trinitatis		4 ¹⁰	8 ²	10 ¹⁹ N.	8 ⁵⁰ B.
21.	Montag		4 ¹¹	8 ¹	10 ⁴² N.	10 ¹ B.
22.	Dienstag	Maria Magdalena	4 ¹²	7 ⁵⁹	11 ⁵ N.	11 ¹⁰ B.
23.	Mittwoch	● 5 ⁰⁰ Nachmittags — Beginn des Hundstage	4 ¹³	7 ⁵⁸	11 ²⁰ N.	12 ¹⁵ N.
24.	Donnerstag		4 ¹⁵	7 ⁵⁷	11 ⁵⁴ N.	1 ¹⁹ N.
25.	Freitag		4 ¹⁶	7 ⁵⁶	Morg.	2 ²² N.
26.	Sonnabend		4 ¹⁷	7 ⁵⁴	12 ²¹ B.	3 ²³ N.
27.	6. n. Trinitatis		4 ¹⁹	7 ⁵³	12 ⁵⁸ B.	4 ²¹ N.
28.	Montag		4 ²⁰	7 ⁵¹	1 ⁵⁰ B.	5 ¹⁵ N.
29.	Dienstag		4 ²²	7 ⁵⁰	2 ¹⁸ B.	6 ⁵ N.
30.	Mittwoch		4 ²³	7 ⁴⁸	3 ⁵ B.	6 ⁴⁰ N.
31.	Donnerstag	● 8 ⁰⁰ Abends	4 ²⁵	7 ⁴⁷	4 ⁰⁰ B.	7 ²⁹ N.



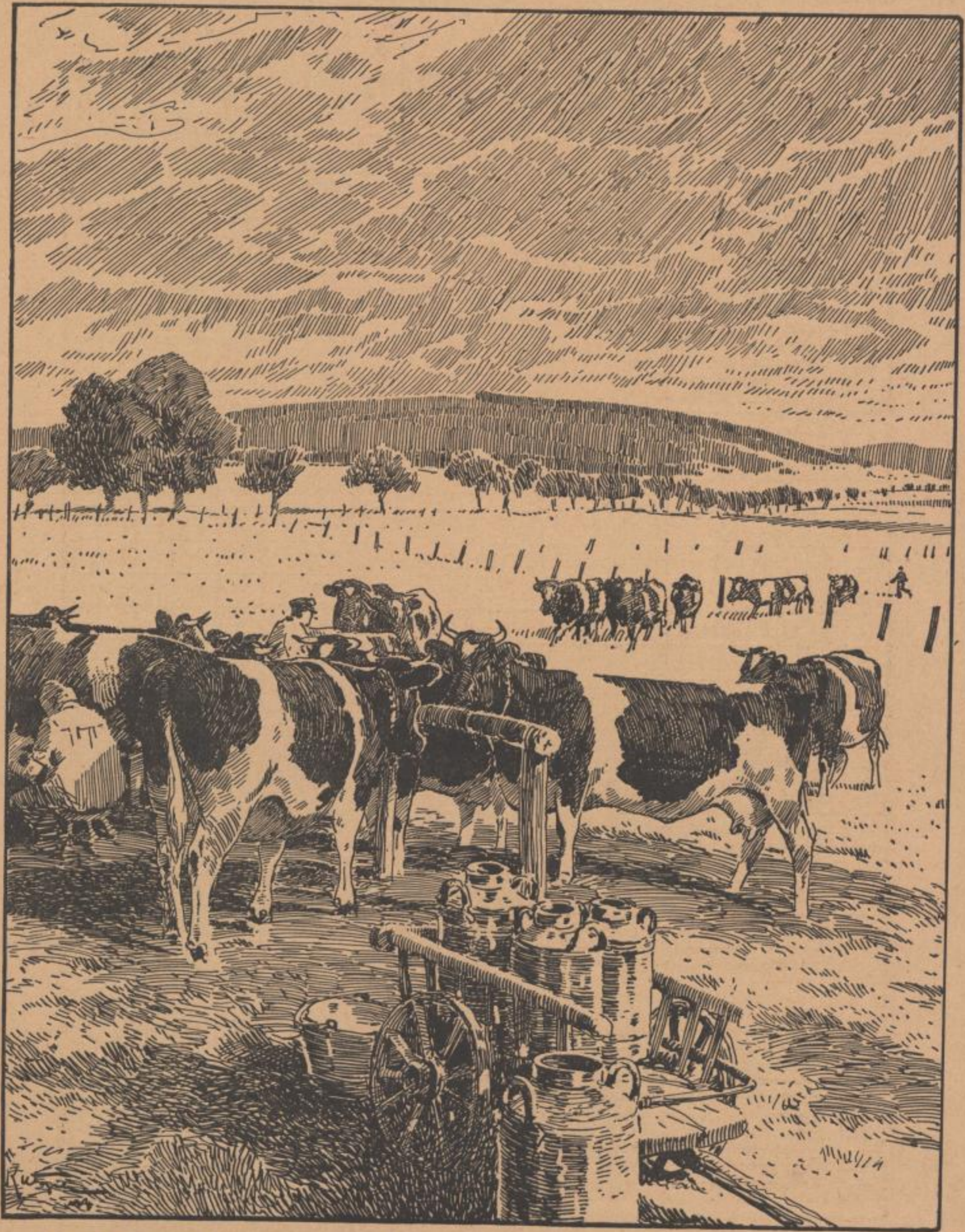
Die Arras-Mühle zwischen Geringswalde und Rochlitz.

1924

August

1924

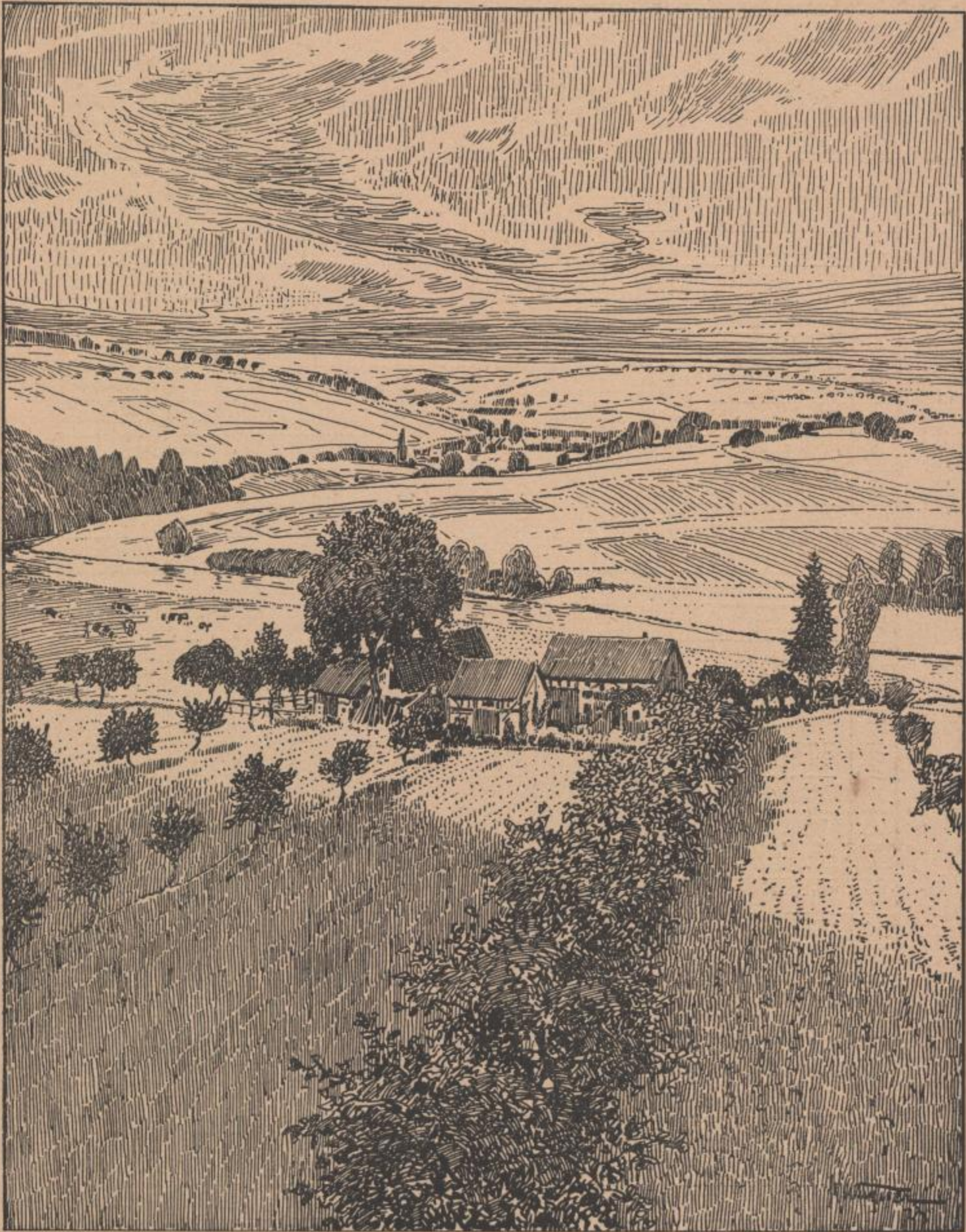
Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Freitag		4 ²⁶	7 ⁴⁵	5 ¹ B.	8 ⁸ N.
2.	Sonnabend		4 ²⁷	7 ⁴⁴	6 ⁶ B.	8 ³² N.
3.	7. n. Trinitatis		4 ²⁹	7 ⁴²	7 ¹⁵ B.	8 ⁵⁹ N.
4.	Montag		4 ³⁰	7 ⁴⁰	8 ²⁴ B.	9 ²⁴ N.
5.	Dienstag		4 ³²	7 ³⁹	9 ⁰⁶ B.	9 ⁵⁰ N.
6.	Mittwoch		4 ³³	7 ³⁷	10 ⁴⁹ B.	10 ²⁶ N.
7.	Donnerstag		4 ³⁵	7 ³⁵	12 ⁴ N.	10 ⁴⁴ N.
8.	Freitag	☉ 4 ⁴¹ Morgens	4 ³⁶	7 ³⁴	1 ¹⁶ N.	11 ¹⁶ N.
9.	Sonnabend		4 ³⁸	7 ³²	2 ³⁴ N.	11 ⁵⁶ N.
10.	8. n. Trinitatis		4 ³⁹	7 ³⁰	3 ⁴⁰ N.	Morg.
11.	Montag		4 ⁴¹	7 ²⁸	4 ⁵⁸ N.	12 ⁴³ B.
12.	Dienstag		4 ⁴²	7 ²⁶	5 ⁵⁰ N.	1 ⁴⁰ B.
13.	Mittwoch		4 ⁴⁴	7 ²⁴	6 ⁵⁸ N.	2 ¹⁶ B.
14.	Donnerstag	☉ 9 ¹⁸ Abends	4 ⁴⁵	7 ²³	7 ¹⁸ N.	3 ⁵⁷ B.
15.	Freitag	Maria Himmelfahrt	4 ⁴⁷	7 ²¹	7 ⁵⁰ N.	5 ¹² B.
16.	Sonnabend		4 ⁴⁹	7 ¹⁹	8 ¹⁹ N.	6 ²⁷ B.
17.	9. n. Trinitatis		4 ⁵⁰	7 ¹⁷	8 ²⁸ N.	7 ⁴⁰ B.
18.	Montag		4 ⁵²	7 ¹⁵	9 ⁷ N.	8 ⁵¹ B.
19.	Dienstag		4 ⁵³	7 ¹³	9 ³² N.	9 ⁵⁹ B.
20.	Mittwoch		4 ⁵⁵	7 ¹¹	9 ⁵⁶ N.	11 ⁵ B.
21.	Donnerstag		4 ⁵⁶	7 ⁹	10 ²³ N.	12 ¹⁰ N.
22.	Freitag	☉ 10 ¹⁰ Vormittags	4 ⁵⁸	7 ⁷	10 ⁵⁸ N.	1 ¹² N.
23.	Sonnabend	Ende der Hundstage	4 ⁵⁹	7 ⁵	11 ²⁸ N.	2 ¹¹ N.
24.	10. n. Trinitat.	Bartholomäus	5 ¹	7 ⁵	Morg.	3 ⁷ N.
25.	Montag		5 ²	7 ¹	12 ⁸ B.	3 ⁵⁹ N.
26.	Dienstag		5 ⁴	6 ⁵⁹	12 ⁵⁵ B.	4 ⁴⁵ N.
27.	Mittwoch		5 ⁶	6 ⁵⁶	1 ⁴⁹ B.	5 ²⁶ N.
28.	Donnerstag	Augustinus	5 ⁷	6 ⁵⁴	2 ¹⁸ B.	6 ² N.
29.	Freitag		5 ⁹	6 ⁵³	3 ⁵⁸ B.	6 ³⁴ N.
30.	Sonnabend	☉ 9 ⁵ Vormittags	5 ¹¹	6 ⁵⁰	5 ¹ B.	7 ² N.
31.	11. n. Trinitat.		5 ¹²	6 ⁴⁸	6 ¹² B.	7 ²⁸ N.



Melkstelle auf der Milchviehkoppel von Rittergut Bischheim bei Ramenz.

1924 September 1924

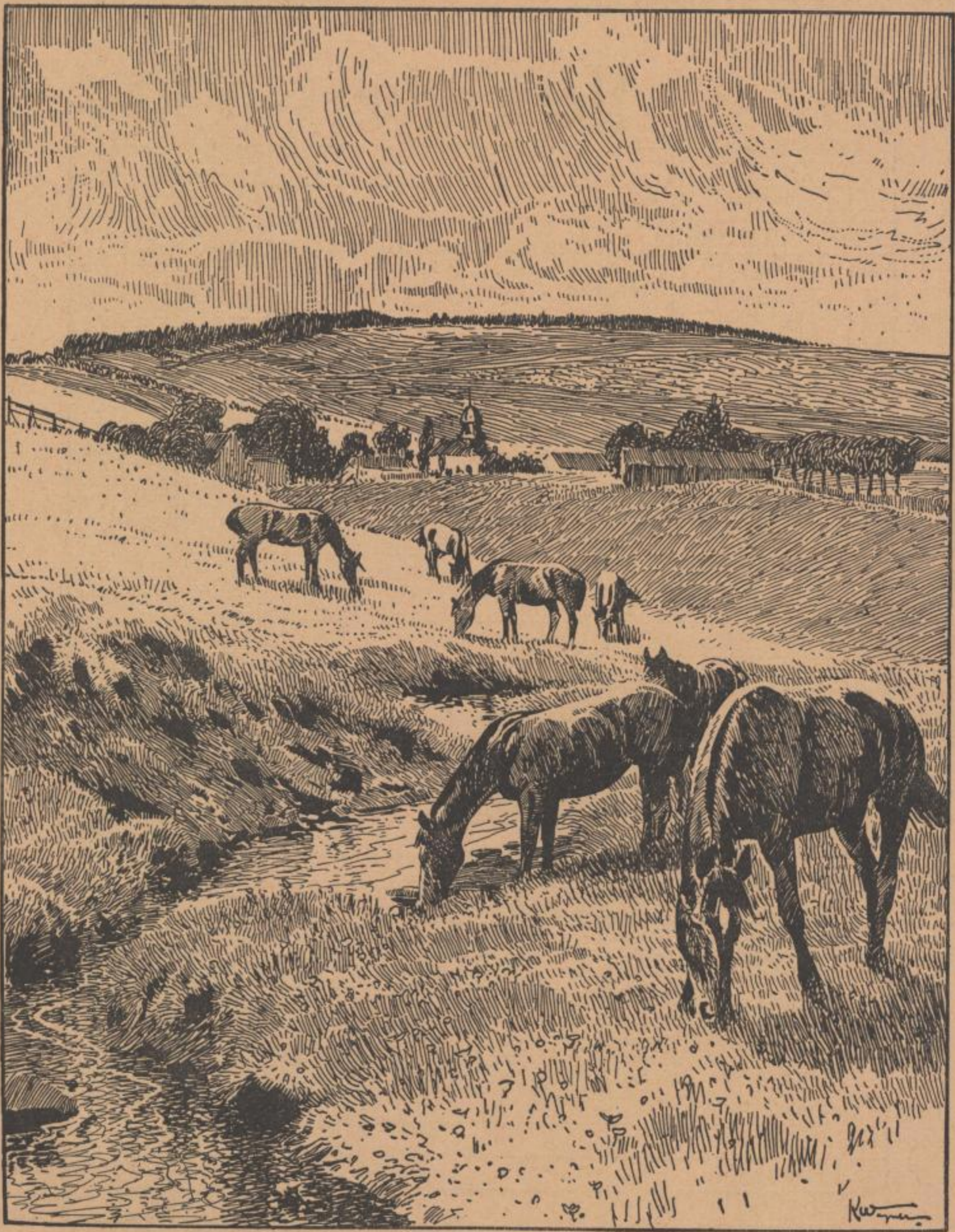
Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Montag	Marla und Martha	5 ¹⁴	6 ⁴⁶	7 ²⁴ B.	7 ⁵⁴ N.
2.	Dienstag		5 ¹⁵	6 ⁴³	8 ³⁸ B.	8 ¹⁹ N.
3.	Mittwoch		5 ¹⁷	6 ⁴¹	9 ⁵⁴ B.	8 ⁴⁸ N.
4.	Donnerstag		5 ¹⁸	6 ³⁹	11 ¹⁰ B.	9 ¹⁹ N.
5.	Freitag		5 ²⁰	6 ³⁷	12 ²⁴ N.	9 ⁵⁵ N.
6.	Sonnabend	☉ 9 ⁰⁰ Vormittags	5 ²¹	6 ³⁵	1 ³⁶ N.	10 ³⁰ N.
7.	12.n.Trinitat.		5 ²²	6 ³³	2 ⁴⁸ N.	11 ³¹ N.
8.	Montag		5 ²⁴	6 ³⁰	3 ⁴² N.	Morg.
9.	Dienstag		5 ²⁶	6 ²⁸	4 ³² N.	12 ⁵² B.
10.	Mittwoch		5 ²⁷	6 ²⁶	5 ¹⁴ N.	1 ⁴⁰ B.
11.	Donnerstag		5 ²⁹	6 ²⁴	5 ⁴⁸ N.	2 ⁰² B.
12.	Freitag		5 ³¹	6 ²¹	6 ¹⁸ N.	4 ⁰ B.
13.	Sonnabend	☉ 8 ⁰⁰ Vormittags	5 ³²	6 ¹⁹	6 ⁴⁴ N.	5 ¹⁹ B.
14.	13.n.Trinitat.		5 ³⁴	6 ¹⁷	7 ⁰ N.	6 ⁰¹ B.
15.	Montag		5 ³⁵	6 ¹⁴	7 ⁰² N.	7 ⁴¹ B.
16.	Dienstag		5 ³⁷	6 ¹²	7 ⁴⁶ N.	8 ⁴⁸ B.
17.	Mittwoch		5 ³⁸	6 ¹¹	8 ²² N.	9 ⁵⁴ B.
18.	Donnerstag		5 ⁴⁰	6 ⁸	8 ⁵¹ N.	10 ⁵⁸ B.
19.	Freitag		5 ⁴²	6 ⁵	9 ²⁴ N.	11 ⁰⁰ B.
20.	Sonnabend		5 ⁴³	6 ³	10 ² N.	12 ²⁷ N.
21.	14.n.Trinitat.	☉ 4 ⁰⁰ Morgens — Herbsts Anfang	5 ⁴⁵	6 ¹	10 ⁴⁶ N.	1 ⁰¹ B.
22.	Montag		5 ⁴⁶	5 ⁵⁸	11 ⁰⁷ N.	2 ⁰⁹ N.
23.	Dienstag		5 ⁴⁸	5 ⁵⁶	Morg.	3 ²¹ N.
24.	Mittwoch		5 ⁴⁹	5 ⁵⁴	12 ³⁴ B.	3 ⁵⁹ N.
25.	Donnerstag		5 ⁵¹	5 ⁵²	1 ³⁶ B.	4 ⁰² N.
26.	Freitag		5 ⁵²	5 ⁴⁹	2 ⁴⁸ B.	5 ² N.
27.	Sonnabend		5 ⁵⁴	5 ⁴⁷	3 ⁵⁸ B.	5 ²⁹ N.
28.	15.n.Trinitat.	☉ 9 ¹⁰ Abends	5 ⁵⁶	5 ⁴⁵	5 ⁶ B.	5 ⁰⁰ N.
29.	Montag		5 ⁵⁷	5 ⁴³	6 ²² B.	6 ²² N.
30.	Dienstag		5 ⁵⁹	5 ⁴⁰	7 ⁰⁸ B.	6 ⁴⁹ N.



„Die Träschle“, Bauerngehöft an der Mulde vor Rochlitz.

1924 Oktober 1924

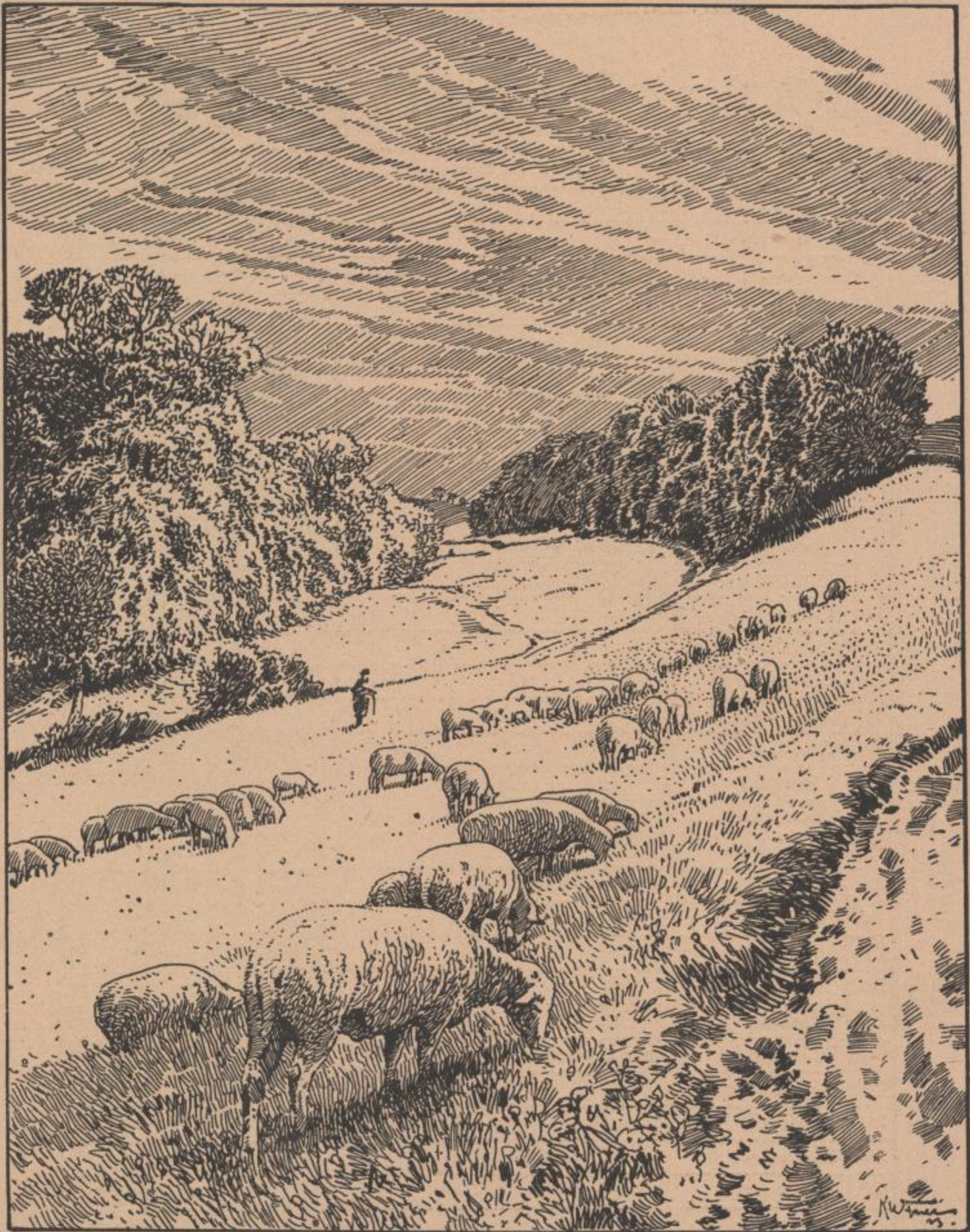
Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Mittwoch		6 ¹	5 ³⁸	8 ⁵⁶ B.	7 ²⁰ N.
2.	Donnerstag		6 ²	5 ⁰⁸	10 ¹⁴ B.	7 ⁵⁵ N.
3.	Freitag		6 ⁴	5 ³⁴	11 ²⁹ B.	8 ⁰⁷ N.
4.	Sonnabend		6 ⁵	5 ³²	12 ⁰⁸ N.	9 ²⁶ N.
5.	16. n. Trinitat.	☉ 3 ³⁰ Nachmittags	6 ⁷	5 ²⁹	1 ⁴⁰ N.	10 ²⁴ N.
6.	Montag		6 ⁸	5 ²⁷	2 ⁰¹ N.	11 ⁰⁰ N.
7.	Dienstag		6 ¹⁰	5 ²⁵	3 ¹⁵ N.	Morg.
8.	Mittwoch		6 ¹²	5 ²³	3 ⁵¹ N.	12 ⁴⁰ B.
9.	Donnerstag		6 ¹³	5 ²⁰	4 ²⁰ N.	1 ⁵² B.
10.	Freitag		6 ¹⁵	5 ¹⁸	4 ⁴⁶ N.	3 ⁸ B.
11.	Sonnabend		6 ¹⁷	5 ¹⁶	5 ¹¹ N.	4 ¹⁵ B.
12.	17. n. Trinitat.	☉ 9 ⁰¹ Abends	6 ¹⁵	5 ¹⁴	5 ⁰⁵ N.	5 ²⁵ B.
13.	Montag		6 ²¹	5 ¹²	5 ⁵⁸ N.	6 ⁰³ B.
14.	Dienstag		6 ²²	5 ¹⁰	6 ²⁰ N.	7 ⁴⁰ B.
15.	Mittwoch		6 ²⁴	5 ⁸	6 ⁵¹ N.	8 ⁴⁵ B.
16.	Donnerstag		6 ²⁵	5 ⁵	7 ²² N.	9 ⁴⁸ B.
17.	Freitag		6 ²⁷	5 ³	7 ⁵⁸ N.	10 ⁴⁷ B.
18.	Sonnabend		6 ²⁹	5 ¹	8 ⁰⁰ N.	11 ⁴⁵ B.
19.	18. n. Trinitat.		6 ³⁰	4 ⁵⁹	9 ²⁶ N.	12 ⁰⁴ N.
20.	Montag	☉ 11 ⁰⁴ Abends	6 ³²	4 ⁵⁷	10 ²¹ N.	1 ¹⁸ N.
21.	Dienstag		6 ³⁴	4 ⁵⁵	11 ¹⁹ N.	1 ⁵⁸ N.
22.	Mittwoch		6 ³⁵	4 ⁵³	Morg.	2 ⁰¹ N.
23.	Donnerstag		6 ³⁷	4 ⁵¹	12 ²⁶ B.	3 ² N.
24.	Freitag		6 ³⁹	4 ⁴⁹	1 ⁰¹ B.	3 ²⁹ N.
25.	Sonnabend		6 ⁴¹	4 ⁴⁷	2 ⁴² B.	3 ⁵⁵ N.
26.	19. n. Trinitat.		6 ⁴²	4 ⁴⁵	3 ⁵⁵ B.	4 ²¹ N.
27.	Montag		6 ⁴⁴	4 ⁴³	5 ¹² B.	4 ⁴⁸ N.
28.	Dienstag	☉ 7 ⁰⁷ Morgens	6 ⁴⁶	4 ⁴¹	6 ⁰³ B.	5 ¹⁷ N.
29.	Mittwoch		6 ⁴⁷	4 ³⁹	7 ⁰² B.	5 ⁵¹ N.
30.	Donnerstag		6 ⁴⁹	4 ³⁸	9 ¹² B.	6 ⁰⁰ N.
31.	Freitag	Reformationsfest	6 ⁵¹	4 ³⁶	10 ²⁷ B.	7 ¹⁰ N.



Fohlenkoppel von Rittergut Weißbach bei Zschopau.

1924 November 1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Sonnabend	Allerheiligen	6 ⁵⁸	4 ³⁴	11 ⁰⁸ B.	8 ¹⁸ N.
2.	20. n. Trinitat.		6 ⁵⁵	4 ³²	12 ⁰¹ N.	9 ²⁰ N.
3.	Montag	☉ 11 ⁰⁰ Abends — Allerseele — Hubertus	6 ⁵⁵	4 ³¹	1 ¹⁸ N.	10 ⁰⁰ N.
4.	Dienstag		6 ⁵⁸	4 ²⁹	1 ⁵⁴ N.	11 ⁴² N.
5.	Mittwoch		7 ⁰⁰	4 ²⁷	2 ²⁶ N.	Morg.
6.	Donnerstag		7 ²	4 ²⁵	2 ⁵² N.	12 ⁵⁴ B.
7.	Freitag		7 ³	4 ²⁴	3 ¹⁸ N.	2 ⁵ B.
8.	Sonnabend		7 ⁵	4 ²²	3 ⁰⁹ N.	3 ¹⁵ B.
9.	21. n. Trinitat.		7 ⁷	4 ²	4 ² N.	4 ²¹ B.
10.	Montag		7 ⁹	4 ¹⁹	4 ²⁶ N.	5 ²⁸ B.
11.	Dienstag	☉ 1 ⁰⁰ Nachmittags — Martin Bischof	7 ¹⁰	4 ¹⁷	4 ⁵² N.	6 ⁰⁴ B.
12.	Mittwoch		7 ¹²	4 ¹⁶	5 ²² N.	7 ⁰⁸ B.
13.	Donnerstag		7 ¹⁴	4 ¹⁴	5 ⁵⁵ N.	8 ⁰⁹ B.
14.	Freitag		7 ¹⁵	4 ¹³	6 ⁰³ N.	9 ⁰⁶ B.
15.	Sonnabend		7 ¹⁷	4 ¹²	7 ¹⁸ N.	10 ²⁹ B.
16.	22. n. Trinitat.		7 ¹⁹	4 ¹⁰	8 ⁹ N.	11 ¹⁶ B.
17.	Montag		7 ²¹	4 ⁹	9 ⁶ N.	11 ⁵⁶ B.
18.	Dienstag		7 ²²	4 ⁸	10 ⁷ N.	12 ⁵² N.
19.	Mittwoch	☉ 6 ⁰⁰ Abends — Allgemeiner Buhtag	7 ²⁴	4 ⁶	11 ¹² N.	1 ⁸ N.
20.	Donnerstag		7 ²⁶	4 ⁵	Morg.	1 ⁵¹ N.
21.	Freitag		7 ²⁷	4 ⁴	12 ¹⁹ B.	1 ⁵⁶ N.
22.	Sonnabend		7 ²⁹	4 ³	1 ⁵¹ B.	2 ²¹ N.
23.	23. n. Trinitat.	Totenfeier	7 ³⁰	4 ²	2 ⁴⁵ B.	2 ⁴⁶ N.
24.	Montag		7 ³²	4 ¹	4 ¹ B.	3 ¹⁸ N.
25.	Dienstag		7 ³⁴	4 ⁰⁰	5 ²¹ B.	3 ⁴⁴ N.
26.	Mittwoch	☉ 6 ⁰⁰ Abends	7 ³⁵	3 ⁵⁹	6 ⁴⁹ B.	4 ²⁰ N.
27.	Donnerstag		7 ³⁷	3 ⁵⁸	8 ² B.	5 ⁵ N.
28.	Freitag		7 ³⁸	3 ⁵⁷	9 ¹⁷ B.	6 ⁰⁰ N.
29.	Sonnabend		7 ⁴⁰	3 ⁵⁶	10 ²¹ B.	7 ³ N.
30.	1. Advent	Andreas	7 ⁴¹	3 ⁵⁶	11 ¹⁴ B.	8 ¹⁴ N.



In der „Kietzche“ unweit Neu-Taubenheim bei Rochlitz.

1924 Dezember 1924

Tag	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Montag		743	355	11 ⁵⁶ U.	9 ²⁸ N.
2.	Dienstag		744	355	12 ⁰⁰ N.	10 ⁴² N.
3.	Mittwoch	☽ 10 ¹⁰ Vormittags	745	354	12 ⁵⁸ N.	11 ⁵⁸ N.
4.	Donnerstag		747	354	1 ²⁴ N.	Morg.
5.	Freitag		748	353	1 ⁴⁷ N.	1 ⁵ U.
6.	Sonnabend	Nikolaus	749	352	2 ⁹ N.	2 ¹² U.
7.	2. Advent		750	352	2 ⁵² N.	3 ¹⁰ U.
8.	Montag	Maria Empfängnis	752	352	2 ⁵⁶ N.	4 ²⁵ U.
9.	Dienstag		753	352	3 ²⁰ N.	5 ²⁹ U.
10.	Mittwoch		754	351	3 ⁵⁵ N.	6 ³¹ U.
11.	Donnerstag	☉ 8 ⁰ Vormittags	755	351	4 ³² N.	7 ³⁰ U.
12.	Freitag		756	351	5 ¹⁴ N.	8 ²⁵ U.
13.	Sonnabend		757	351	6 ³ N.	9 ¹⁵ U.
14.	3. Advent		758	351	6 ⁵⁸ N.	9 ⁵⁸ U.
15.	Montag		759	351	7 ⁵⁷ N.	10 ⁵⁵ U.
16.	Dienstag		8 ⁰⁰	351	9 ⁰⁰ N.	11 ⁷ U.
17.	Mittwoch		8 ⁰⁰	352	10 ⁵ N.	11 ⁰⁵ U.
18.	Donnerstag		8 ¹	352	11 ¹³ N.	12 ¹ N.
19.	Freitag	☾ 11 ¹¹ Vormittags	8 ²	352	Morg.	12 ²⁵ N.
20.	Sonnabend		8 ²	352	12 ²³ U.	12 ⁴⁸ N.
21.	4. Advent		8 ³	353	1 ³⁶ U.	1 ¹³ N.
22.	Montag	Kürzester Tag — Winters Anfang	8 ⁴	354	2 ⁵² U.	1 ⁴⁰ N.
23.	Dienstag		8 ⁴	354	4 ¹⁰ U.	2 ¹² N.
24.	Mittwoch		8 ⁴	355	5 ³⁰ U.	2 ⁵¹ N.
25.	Donnerstag	Stg. Christfest	8 ⁵	356	6 ⁴⁸ U.	3 ⁴⁰ N.
26.	Freitag	☉ 4 ⁰⁰ Früh — 2. Weihnachtstag	8 ⁵	357	7 ⁵⁰ U.	4 ⁴⁰ N.
27.	Sonnabend		8 ⁵	357	9 ² U.	5 ⁴⁰ N.
28.	Nach Weihn.		8 ⁶	357	9 ⁵⁰ U.	7 ⁵ N.
29.	Montag		8 ⁶	358	10 ³⁰ U.	8 ²² N.
30.	Dienstag		8 ⁶	359	11 ¹ U.	9 ³⁸ N.
31.	Mittwoch	Silvester	8 ⁶	4 ⁰⁰	11 ²⁸ U.	10 ⁵¹ N.



Wendisches Bauernhaus bei Glasla in der Amtshauptmannschaft Ramenz.

Eine Lese Frucht.

Aus der „Dorf Heimat“ von Franziskus Nagler.
(Verlag: Albert Buchheim, Meissen. / Im Kriegsjahr 1915.)

Ein wohlbestalltes Bauerngut ist ein Paradies. Wollte man in Töne fassen, was Einem da an Eindrücken zuströmt, es müßte eine Sinfonie des Lebens ohne gleichen werden.

Überall Reimen und Reifen! Wachsen und Werden!

Überall Kraft und Gesundheit!

Schönheit! Schönheit!

Natur!

Starke Formen! Reicher Inhalt!

Einfachheit und Zweckmäßigkeit!

Und aller Enden der greifbare, der alle Sinne ansprechende Segen der Mutter Erde.

Die Fülle berauscht Den, der sie nicht gewohnt ist.

Das Auge wird trunken vom Schauen der Gaben auf den Feldern und in den Speichern.

Was das Ohr hört, ist klingendes Leben.

Und die herzhaften Düfte auf den Fluren, in den Häusern! Aus den Ställen dringt der warme Lebensatem des dienenden Tieres und der kräftige Geruch des Düngers, in dem sich Vergehen und Werden geheimnisvoll eilen.

In Scheunen und auf Böden der Duft von Getreide, von Heu — in den Kammern der süße Duft des Obstes — in den Kellern der Erdgeruch der Bodenfrüchte — in den Rüchen das frische Brot.

Die Palette vermag die Menge der Farben nicht zu fassen, die das Bild braucht.

Und für das alles hat die deutsche Sprache ein Wort, eine köstliche Silbe: Gut.

Glücklich der Mann, der ein Gut sein nennen, der die Schatzkammer unsers Gottes mit verwalten darf.

Der Beruf des Landmannes ist ein hoher, heiliger Beruf, ein Dienst am Volke, am Vaterlande.

Verflucht müßte Der sein, der ihn mißbraucht, Dem er nichts ist als eine Goldgrube für seinen Saß, der mit seinem Überfluß an Gaben Wucher treibt.

Dem wird sein Beruf zur Sünde, zur Sünde am Volke, am Vaterlande!

Hüte dich, deutsche Landwirtschaft!



Andrä tot.

Am 3. Mai 1923 haben wir ihn auf dem Dorfsriedhose zu Kesselsdorf zur Ruhe bestattet, eine Gemeinde, ebenso sehr von Trauer erfüllt, daß dem Wirken dieses seltenen Mannes nunmehr ein Ziel gesetzt war, wie mit Dankbarkeit im Herzen, einen Mann von seiner Art überhaupt gehabt zu haben. Was Andrä seiner Landwirtschaft und dem öffentlichen Leben gewesen ist, haben die „Sächsische Landwirtschaftliche Zeitschrift“, die Tages- und Fachpresse in Nachrufen zu würdigen gesucht. Im Folgenden soll deshalb für die Leser des Kalenders nicht abermals ein Nachruf, ein Nekrolog, gebracht, sondern versucht werden, Georg Andrä als Menschen zu schildern.

Andrä stammte aus altem Bauerngeschlecht, das in ihm gleichsam eine Höchstentsfaltung seiner Eigenart und Kraft fand. Einer seiner Vorfahren, etwa am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges geboren, Christoph Andrae (Andrae) war Lehnrichter zu Marbach bei Dorf-Schellenberg. Ein Sohn dieses Mannes heiratete nach Pulstz bei Ostrau und wurde dort Erb-, Brau- und Schenkwirt (1730 †). Sein Enkel wiederum ist ein Johann Christian Andrae, der eine Johanna Rosine Eulitz in Pulstz heiratete (1773). Das schönste Gut dieses Ortes war dann zwei Generationen hindurch im Besitze der Familie Andrae, bis es schließlich wieder an eine Familie Eulitz überging, die noch heute dort sitzt. Unseres Andrä Großvater, eins von 11 Kindern, mit einer Eva Marie Seifert aus Casabra verheiratet, wurde Gutsbesitzer zu Tronitz bei Kriebitz in der Amtshauptmannschaft Döbeln. Hier in Tronitz wurde 1808 Andrä's Vater geboren, einer von sieben Geschwistern. Erst Beamter auf Rittergütern in der Lausitz und bei Leipzig, bewirtschaftete dieser Landwirt eine Reihe von Jahren hindurch das damals einem Amtshauptmann von Welsch gehörige Rittergut Riesa. Hier verheiratete er sich mit der ebenfalls aus Landwirtschaft stammenden Alwine Herre, die gemeinsam mit den Welsch'schen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung und Bildung genossen hatte. Sie mußte ihr Leben kurz nach der Geburt ihres sechsten Kindes, unseres Georg Andrä, lassen. Das war bereits zu einer Zeit, wo das ehemalige Inspektorehepaar als Pächterehepaar das Rittergut Schönefeld bei Leipzig bewirtschaftete, und zwar mit bestem Erfolge, obwohl ihm Jedermann der Umgebung, der die Schönefelder Verhältnisse kannte, den Bankerott prophezeit hatte.

Raum acht Jahre alt, wurde Georg Andrä, der Einzigüberlebende von mehreren Geschwistern, dem

Freimaurerinstitut in Dresden überwiesen. Er hat später diese Maßnahme nie recht verstehen und billigen können. Daß er sich dann nach dem Besuch einer Realschule in Leipzig dem Berufe des Landwirts zuwandte, ist bei seiner Abstammung beinahe selbstverständlich. Das Rittergut Mühlbach bei Wurzen sah ihn von Ostern 1868 bis 1870 als Lehrling. Während des Krieges diente er als Gardereiter-Freiwilliger in Pirna, ohne im Felde verwendet zu werden. Er pflegte darüber öfters scherzweise zu sagen: „Moltke gewann den Krieg auch ohne mich.“ Dann folgte eine Volontär-Verwalterzeit in Kittlitz bei Löbau, der sich eine Tätigkeit als Verwalter auf dem Rittergut Rodersdorf unteren Teils im Bogtlande anschloß, wo er von früh bis abends fest mit arbeiten mußte. Eines Tages eröffnete ihm sein Prinzipal, er sehe ein, daß er doch für die Dauer für seinen Posten zu schade wäre und überließ ihn einem Freiherrn von Mansbach auf Rittergut Frankenhäusen bei Crimmitschau, und zwar als Inspektor. Das war am 1. Januar 1874. Andrä blieb auf diesem 520 Acker großen und mit zwei Vorwerken ausgestatteten Gute zweieinhalb Jahre. Daß Andrä dann, erst 26 Jahre alt, das damals noch nicht dränierte Rittergut Limbach bei Wilsdruff pachtete und dann 1890 das Rittergut Braunsdorf kaufte, und was er dort mehr für Andere als für sich leistete, ist allenthalben bekannt und in früheren Jahrgängen unseres Kalenders ausführlicher erwähnt worden.

Georg Andrä war von einer außergewöhnlichen Arbeitskraft. In seinen verschiedenen Ehrenstellungen brachte ihm die Post jeden Morgen ganze Stöße von Briefen zur Erledigung. Keiner blieb liegen und fast ohne Ausnahme hatte der Briefschreiber seine Antwort, oft wichtig und eine folgenreiche Entscheidung enthaltend, innerhalb 24 Stunden. In stundenlangen Sitzungen war Andrä, auch als deren Präside, von Anfang bis zum Ende frisch, und nicht einmal die Spuren einer Ermüdung zeigten sich. Nicht selten kam es dabei vor, daß er sich eine Stenographin ins Sitzungszimmer bestellte, um einen aus der Verhandlung sich ergebenden eiligen Brief zu diktieren. Dabei verfolgte er mit gespannter Aufmerksamkeit weiterhin die Verhandlung, jeder Zeit bereit und in der Lage, einzugreifen, zu berichtigen, zu berichten, Vorschläge zu machen, zu raten und Entschlüsse zu fassen. Das tat ihm in seinen Kreisen bloß Einer gleich, Erzellenz Mehnert, der 9 Monate vor ihm heimging. Ein Beispiel geradezu unglaublicher Arbeitsfähigkeit lieferte Andrä anlässlich der Pachtüber-

gabe von Limbach. Am Morgen nach dem Tage der Abmachungen war das Schriftstück darüber in den Händen des neuen Pächters. Andrä hatte es während der Nacht fertiggestellt. Nur wer weiß, was dazu gehört, kann diese Leistung ermessen.

Sein Gedächtnis war erstaunlich und ließ auch mit zunehmendem Alter nicht nach. Bei Fahrten über Land erzählte er angesichts eines Gutes oftmals dessen Geschichte und Schicksal, manchmal Jahrzehnte zurückgreifend. Einem Bekannten, der von einem längeren Aufenthalte an den norditalienischen Seen zurückkam und mit ihm von der Gegend sprach, erwähnte er in der Unterhaltung eine ganze Reihe kleiner italienischer Nester mit ihren langen fremden Namen. Und dabei waren es fünfzehn Jahre her, daß er selbst dort unten gewandert war. Ein Anderer hatte die Absicht, nach den Osterreichischen Alpen zu fahren. Zufällig kommt in Andrä's Gesellschaft die Rede darauf. Er gibt Ratschläge, die eine geradezu verblüffende Kenntnis des verzwickten Eisenbahnnetzes, insbesondere der Alpenbahnen mit all' den vielen Umsteigepunkten, verraten. Dem geographischen und geschichtlichen Gedächtnis glich sein Personengedächtnis: die Vorsitzenden der mehr als anderthalbhundert landwirtschaftlichen Vereine seines Dresdener Kreisvereinsbezirktes kannte und erkannte er er wohl fast alle.

Das, was man einen glänzenden Redner nennt, war Andrä nicht, aber er war ein fesselnder Redner. In manchen Bezirksversammlungen hat er zwei Stunden ohne Pause gesprochen, ohne daß auch nur Einer der Zuhörer Langweile empfunden hätte. Jeder hatte das unbewußte Gefühl, einem Manne zuzuhören, der aus einem schier unerschöpflichen Born von Erfahrung herausholt, der Wohl-Durchdachtes herausgibt und hinter dessen Worten eine ganze Persönlichkeit steckt. Immer war die Enttäuschung groß, wenn er in einer Bezirksversammlung nicht erscheinen konnte. Das geschah immerhin selten. Noch im vergangenen Winter hat er, trotz des ungünstigen Wetters und trotz miserabler Zugverbindungen, auch oben im Gebirge die Bezirksversammlungen besucht und geleitet, er, der Einundsiebenzigjährige. „Ehrgeiz“ sagten Manche mit weise lächelndem Munde. Du lieber Himmel, was waren schließlich auf den Bezirksversammlungen für „Ehren“ zu holen? Doch viel öfters Erkältungen, auf Tage hinaus nach Tabak duftende Kleidung und womöglich noch mancherlei Ärger und Anfeindung von Seiten solcher, die bloß ihren aller-nächsten Kreis sehen, die nicht begreifen können, daß nicht Alles nach ihrem Willen und ihrem Wunsch gehen kann, und daß es noch andere Menschen, Kräfte und Interessen in dieser unvollkommenen Welt gibt. Nein, nein, „Ehrgeiz“ war das wahrhaftig nicht, was einen Mann wie Andrä ein

Leben lang im öffentlichen und Berufsleben in erste Reihe treten hieß, sondern der unwiderstehliche innere Drang, Dinge und Verhältnisse nach seinem Sinn zu gestalten, zu verbessern, wo er Verbesserungsbedürftiges sah, zu helfen, wo es zu helfen galt und vorwärts zu drängen und vorwärts zu schieben, wo Stillstand und Stagnation herrschten. Beseelt war Andrä von jenem faustischen Geiste, der manches Deutschen Schicksal und Vorzug ist. Und wenn's nun schließlich auch etwas Ehrgeiz war, das ihn anspornte, will nicht ein Jeder etwas Anerkennung seines Wirkens und Arbeitens? Freut sich nicht der kleinste Bauer, wenn ihm beim Durchschreiten seiner Felder ein Kenner etwa bemerkt: „Alle Achtung, was habt Ihr da für einen ausgezeichneten Weizen gebaut!“ Unserem Andrä hat es an Anerkennung ja auch nicht gefehlt. Der Geistliche, der ihm in der Dorfkirche zu Kesselsdorf die Gedächtnisrede hielt, konnte deshalb auch treffend sagen: „Von Jahr zu Jahr häuften sich immer mehr die Kränze der Dankbarkeit zu seinen Füßen.“

Er selbst konnte auch Dankbarkeit empfinden und anerkennen. Um in dieser Hinsicht noch Lebende nicht zu erwähnen, sei lediglich an den leider so früh verstorbenen Gutsbesitzer Kirchner in Birkenhain erinnert, der sich neben Andrä's Anerkennung seiner beruflichen Tüchtigkeit auch noch seine Freundschaft erwarb. Man hat Andrä den Ausspruch nachgesagt, er könne bloß lieben oder hassen. Es ist nicht recht glaubhaft, daß er sich jemals so geäußert hat. Aber das Wesen Andrä's ist damit, wenn auch mit starker Übertreibung, so doch nicht ganz unrichtig charakterisiert. Andrä war eben ein Temperament voll Energie, nach der einen wie der anderen Seite hin, Laueheit und Unklarheit waren ihm zuwider.

Wie alle bedeutenden Menschen, war der Heimgegangene in seinen Interessen vielseitig. In Dresden hatte er auf dem Wiener Platz, in der Berufsgenossenschaft, deren Vorsitzender er war, sein Arbeitszimmer. Oft blieb er dort auch über Nacht, statt noch heim nach Braunsdorf bei Tharandt zu fahren, insbesondere wenn er mit dem Zug spät abends von einer Reise kam und am nächsten Tag bei Zeiten wieder in Dresden anwesend sein mußte. In diesem Arbeitszimmer wahrte er in zwei Schränken seine Handbibliothek, die so recht von seiner Universalität Zeugnis ablegte. Da standen mehrere Bände neuerer und neuester Geschichte; wohl kein Memoirenwerk der bedeutenden Männer aus der jüngsten Vergangenheit fehlte; verschiedene Werke über Kunstgeschichte, dicke illustrierte Bücher über Tizian, Raffael und da Vinci, der ganze Rosegger und Ganghofer waren vertreten, Reise-werke und verschiedene Baedeker fehlten ebenfalls nicht. Auf seinen verschiedenen Alpenfahrten über

die blumige Alm und durch die Pflanzenwelt der Berghänge und Grate zu wandern und zu klettern, ohne die hauptsächlichsten Pflanzen zu kennen, war nicht seine Art. Eine sechsbändige illustrierte Alpenflora zeugt davon, daß er sich zu orientieren wußte. All' diese Bücher zierten nicht bloß den Bücherschrank, sie wurden gelesen, manche mehrere Male. Ganz selbstverständlich war auch die landwirtschaftliche Literatur reichlich vertreten, obenan die Veröffentlichungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Insbesondere ihre wöchentlichen „Mitteilungen“ schätzte Andrá hoch und stürzte sich immer geradezu mit Ungeduld auf sie, wie er zu sagen pflegte.

Andrá's Bestreben war, immer zu lernen; er wollte wissen. Ihn beseeelte ein heißer Hunger nach Erkenntnis. Er ruhte nicht eher, bis er im Bilde war, selbst wenn es sich um scheinbar Kleines und Nebensächliches handelte. Das war überhaupt das Merkwürdige an dem großzügigen Manne: Kleinigkeiten gab es für ihn nicht.

Ein besonderes Kapitel bildet „Andrá und die landwirtschaftlichen Schulen“. Wie kein Zweiter hatte er erkannt, daß jedwede Aufklärungsarbeit unter den Landwirten zwecklos ist, die Tätigkeit von Tierzuchtinspektoren und Wanderlehrern niemals mit rechtem Erfolg gekrönt sein kann, die Anstellung von Düngungs- und Sortenanbauversuchen nicht viel Sinn hat und landwirtschaftliche Zeitschriften und sonstige Fachliteratur unverständlich bleiben, wenn nicht eine Landbevölkerung vorhanden ist, die mit den Grundlagen der Naturwissenschaften und Landwirtschaftswissenschaften vertraut ist. Dieses Vertrautsein vermittelte lediglich die landwirtschaftliche Fachschule. Alle Aufklärungsarbeit draußen ohne die Grundlage der Schule sei wie ein Säen ohne vorheriges Pflügen. Andrá's oft ausgesprochenes Ziel war, in jeder Amtshauptmannschaft mindestens eine derartige Ausbildungsstätte zu errichten. Für seinen Kreisvereinsbezirk, nicht einmal der agrarischste von den fünf, hat er dies durch seine Zähigkeit und durch sein unnachgiebiges Festhalten an dem einmal für richtig erkannten Ziel durchgesetzt; von den 25 sächsischen Schulen liegen 12 in diesem Gebiete mit einer Besuchsziffer von 874 (Winter 1922/23), während vergleichsweise die Lausitz nur zwei Schulen mit 383 Besuchern aufweisen kann. Mehr als ein Drittel aller Schüler und Schülerinnen sächsischer Schulen überhaupt entfielen auf diejenigen im Dresdner Bezirke. Von allein oder so durch Zufall ist es nicht zu diesem Erfolge gekommen. Dahinter steckte eine treibende, still wirkende, unsichtbare Kraft, eine machtvolle Persönlichkeit, Georg Andrá mit Namen.

Andrá nahm das Ehrenamt, Vorsitzender im Verwaltungsrat aller der zehn Schulen im Kreisver-

einsbezirk zu sein, ungemein ernst und fühlte durchaus die Verantwortung, die ihm damit auferlegt war. Es verging kein Unterrichtssemester an irgend einer der genannten Schulen, ohne daß nicht Geheimrat Dr. Andrá einmal zur Inspektion erschienen wäre. Gewöhnlich kam er gleich zur ersten Stunde, mit den Schülern. Wenn man bedenkt, daß er dabei in der Regel von seinem Rittergut, später von seinem 25 Acker großen Bauerngut Braunsdorf kam, kann man ermessen, daß er zu diesem Zwecke in aller Herrgottsfrühe aufgestanden und sich auf die Reise begeben haben muß. Er wollte jeden Lehrer, auch die Hilfslehrer des Winters, in ihrer Unterrichtstätigkeit kennen lernen; in seiner offenen Art hielt er dann mit Lob und Tadel nicht zurück. Auch fast jede Osterprüfung einer jeden Schule war durch Andrá's Anwesenheit ausgezeichnet. Gewöhnlich ergriff er da das Wort, und mancher der ehemaligen landwirtschaftlichen Schüler von Freiberg und Meißen, von Großenhain und Pirna usw. wird sein Leblang die und jene Mahnung oder den und jenen guten Rat als Schatz in seinem Herzen wahren. In seiner Gewissenhaftigkeit, einmal übernommene Pflichten, erst recht die Ehrenpflichten, voll und ganz zu erfüllen, ging Andrá soweit, an einem Tag an zwei verschiedenen Schulorten der Prüfung beizuwohnen. Für den einen wurde sie auf Vor-, für den anderen auf Nachmittag gelegt. Zwischen den beiden Akten blieb dann kaum Zeit, in aller Hast ein Mittagmahl einzunehmen, wenn nicht überhaupt vorgezogen wurde, von Mitgebrachtem im Eisenbahnzug oder Wagen zu sich zu nehmen. Für seine Schulen hatte Geheimrat Dr. Andrá immer Zeit, obwohl sein Terminkalender auf Wochen- und Monate hinaus fast für alle Tage eine verpflichtende Notiz aufwies.

Kurz, wohl in erster Linie haben die landwirtschaftlichen Schulen Veranlassung, Andrá über das Grab hinaus dankbar zu sein, und nicht bloß die Schulen als solche, sondern auch ihre Lehrer. Mehr als sie ahnen, ist er für ihre materiellen und ideellen Interessen eingetreten. Manches von dem, was jetzt in dieser Hinsicht als selbstverständlich gilt, mußte für sie mit Andrá's energischer Hilfe erkämpft werden.

Unser Andrá war einer der Ersten, die die Notwendigkeit landwirtschaftlichen Fachunterrichtes auch für die weibliche Jugend vom Lande erkannten. Als neuerdings der Wunsch nach landwirtschaftlicher Ausbildung der Mädchen immer stärker und dringlicher wurde, war er unverdrossen tätig, ihn erfüllen zu helfen. Da scheute er keine Mühe und, wenn notwendig erscheinend, auch keine beschwerliche Reise. So versuchte er im Spätsommer 1922, durch Verhandlungen an Ort und Stelle persönlich, das Bad Gröna bei Chemnitz, der Stadt Limbach ge-

hörig, für die Zwecke einer landwirtschaftlichen Haushaltsschule zu erwerben.

Geheimrat Dr. Andrá hatte, wie wohl jeder Mensch, seine Feinde, vielleicht besonders viel und verbissene und wütige, meist Deutschen, die das Knorrige und Kantige, nicht aber das kraftvolle Geäst dieser deutschen Eiche sahen. Diejenigen, die im engbegrenzten Egoismus bloß auf ihre eigenen Interessen schauten, konnten selbstverständlich den Mann nicht verstehen, dessen Blick weiter ging, und der nicht bloß als Landwirt, sondern als deutscher Staatsbürger dachte und handelte. Gewiß, Andrá war in seinem Wesen geradezu, diplomatische Verbindlichkeit ging ihm ab, er konnte gelegentlich auch einmal wie ein Ungewitter dreineinfahren. Georg Andrá war im besten Sinne des Wortes ein Herrenmensch, der auf das als richtig erkannte Ziel zuging, ohne vorsichtig nach links und rechts zu schauen und durch lauter Rücksichtnahme sich hemmen zu lassen. Es mag ihm manchmal wehe getan haben, daß ihm Anfeindungen und gelegentlich auch Verleumdungen gerade aus bäuerlichen Kreisen kamen, ihm dem Nachfahren aus altem Bauerngeschlecht. Neidvoll und engbehorizontet, sahen Manche in ihm den „Großen“, der er allerdings, aber in ganz anderem Sinne war. Aber wie gesagt, wohl Jeder, der an exponierter Stelle steht und für Andere arbeitet, macht diese leidige Erfahrung und legt sie schließlich resigniert still zu den anderen.

Erst in reiferen Jahren kam Andrá dazu, auf Reisen zu gehen. In jüngeren fesselte ihn insbesondere seine Pachtung Limbach an die Scholle. Wenn ein gescheuter und vielseitig interessierter Mensch erst einmal anfängt, zu reisen, dann läßt es ihn nimmer los. So ging es Andrá, der nach und nach alle Länder Deutschlands, die Alpen, Dänemark, Schweden und noch andere Gebiete gründlichst kennen lernte. Viele seiner näheren und weiteren Reisen entsprangen dem heißen und unbegrenztem Wunsche, sich über den und jenen Fortschritt auf landwirtschaftlichem Gebiete zu orientieren und mit eigenem Auge an Ort und Stelle zu überzeugen, was an dem war, wovon man schrieb

und sagte. In dieser Absicht wurde das eine Mal eine Strohausschließungsanlage in der Provinz Sachsen, das andere Mal eine Silogrube in der Döbelner Gegend, dann eine Ackerbauschule in Niederbayern, darauf eine Schweineweide in Schwaben, nicht viel später ein Kartoffelzuchtbetrieb in Pommern besucht. Bei solchen Studienreisen wurde er des Fragens nicht müde und nichts erschien ihm unwichtig und nebensächlich. Voll der Eindrücke und Anregungen diktierte er fast regelmäßig einen zusammenfassenden Bericht über das Beobachtete und Gehörte, und dieser Bericht zirkulierte bei denen, die ihm näher standen und bei denen er Interesse erwarten konnte.

Eine tiefe Liebe zur Natur war der eigentliche Grund, daß Andrá Jäger wurde und blieb und seine Jagdfahrten von den Alpen, besonders Oberfrain, bis hinauf nach Schweden ausdehnte. Ihn davon erzählen zu hören, war ein Genuß. Eine kleine Probe bringt der Kalender dieses Jahres.

Über Andrá's Leben und Wirken und vor Allem sein Wesen und seine Persönlichkeit, ließ sich noch Seiten lang schreiben und berichten. Als er am letzten Apriltage des Jahres 1923 heimgegangen war, hatte Jeder das Empfinden, daß eine große, bewegende Kraft zum Stillstand gekommen war. In einem Nachruf und in der ausgezeichneten Gedächtnisrede des Geistlichen in der Kirche zu Kesselsdorf am 3. Mai 1923, wurde Georg Andrá eine „Bismarcknatur“ genannt. Alle, die ihn wirklich kannten, stimmten innerlich zu. Sein Leben war vom Anfang bis zum Ende ein wohl abgeschlossenes Kunstwerk, einschließlich sein Heimgang. Ohne auf ein langes Krankenlager gebannt zu sein, schied er schmerzlos aus diesem Leben. Ja selbst der Tag seiner Beisetzung paßte zur Harmonie des Übrigen: ein Maientag voll Sonne und Wärme, voll Blütenpracht und Vogelsang, voll Grüne auf Erden und Himmelsbläue darüber, dazu eine Trauerversammlung, meist Landwirte aus Nah und Fern, deren bewußtes und unbewußtes Gefühl das innigste Dankbarkeit war.

Horst Höfer.

Ökonomierat Oswin Schmidt †.

Obgleich alle Diejenigen, welche mit dem Verstorbenen schon seit längerer Zeit gearbeitet hatten, bereits einige Zeit vor seinem Tode mit banger Sorge bemerkt hatten, daß seine Lebenskraft anfang, bedenklich abzunehmen, wenn er sich auch nicht werfen ließ und mit äußerster Anspannung seiner Kräfte alle seine Posten gewissenhaft ausfüllte, hat doch wohl selten eine Todesnachricht in allen Kreisen der sächsischen Landwirtschaft so allgemeine Bestürzung und so allgemeine Anteilnahme ausgelöst, als die Nachricht von dem am 7. Dezember 1922 nach einer Magenoperation erfolgten Ableben unseres Oswin Schmidt.

Der Heimgegangene stand mit fast allen Landwirten Sachsens infolge seiner beruflichen Tätigkeit in engster Fühlung und genoß ihr Vertrauen und ihre Achtung. Alle wußten, was die sächsische und die deutsche Landwirtschaft an Oswin Schmidt gehabt haben, und was sie durch seinen Tod verloren haben. Jeder, der ihn kannte, hat seinen offenen u. geraden Charakter geschätzt und

seinen festen Willen bewundert, mit dem er durchzusetzen verstand, was er für recht erkannt hatte.

Geboren am 31. Dezember 1857 in Dittmannsdorf bei Rossen, erhielt er seine Schulbildung zunächst in der Schule seines Geburtsortes und später auf dem Gymnasium zu Freiberg. Dieses verließ er mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst und wurde Landwirt. Nachdem er verschiedene Beamtenstellen bekleidet hatte, kaufte er sich das sogenannte Rendgut in Langhennersdorf bei Freiberg. Dasselbe war zu klein, um die Schaffenskraft und den Tatendrang des Verstorbenen zu befriedigen, deshalb betätigte sich derselbe bald in der Öffentlichkeit durch Halten von Vorträgen in landwirtschaftlichen Vereinen und Ansprachen in politischen Versammlungen und verkaufte das Gut 1893 wieder. Wenn Schmidt auch nicht die gewünschte Befriedigung in der Bewirtschaftung des

kleinen Gutes gefunden hat, so hat der Besitz desselben doch nach seiner eigenen Aussage den großen Vorteil mit sich gebracht, daß Schmidt die Nöte und Sorgen der Landwirtschaft in der damaligen schweren Zeit an seinem eigenen Leibe verspürt und dadurch gründlich kennen gelernt hat, was ihm für seine spätere politische Tätigkeit von großem Vorteil gewesen ist. Nachdem er mit dem Unter-

zeichneten und Hugo Lehmann zusammen im Jahre 1887 die Landwirtschaftliche Schlachtviehversicherungs-Gesellschaft für das Königreich Sachsen und die Thüringischen Staaten ins Leben gerufen hatte, war er in derselben als Geschäftsführer tätig, bis 1883 der Bund der Landwirte gegründet wurde, und Oswin Schmidt die Stelle als Hauptgeschäftsführer für Sachsen übertragen erhielt.

In dieser Stellung fand er nun seine eigentliche Lebensaufgabe. Zunächst führte er die Organisation des Bundes in Sachsen durch und war dann stets mit Erfolg bemüht, an der Erreichung der

Ziele und Aufgaben des Bundes mitzuarbeiten. Nach der Umwandlung des Bundes der Landwirte in den Reichslandbund wurde Schmidt wieder Hauptgeschäftsführer des Sächsischen Landbundes. Im Jahre 1907 wurde er für den verstorbenen Ökonomierat Philipp Steyer in Naundorf in den sächsischen Landtag gewählt und blieb in demselben als Abgeordneter des Wahlkreises Freiberg-Land bis zu seinem Tode. Mit Aufbietung seiner ganzen Kraft und Energie hat er stets die Interessen der Landwirtschaft und deren gerechtfertigte Forderungen vertreten. Seine ehrliche Kampfesweise und sein offener und gerader Charakter haben ihm auch die Achtung und Anerkennung seiner politischen Gegner eingebracht.

Die Staatsregierung erkannte seine Verdienste an durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Albrechtsordens und des Titels als Ökonomie-



rat. Aus dem Familienleben des Verstorbenen möchte nicht unerwähnt bleiben, daß auch er dem Vaterlande im Weltkriege ein schweres Opfer gebracht hat. Sein einziger, hoffnungsvoller Sohn zog mit ins Feld, wurde am 20. September 1914 schwer verwundet, mußte in die Heimat abtransportiert werden und verstarb am 23. Oktober 1914. Auch diesen schweren Verlust ertrug Schmidt entsprechend seiner ganzen Weltanschauung mit demütiger Ergebung in Gottes Willen.

Man kann wohl mit vollem Rechte behaupten, daß mit Ökonomierat Oswin Schmidt ein Mann

von uns gegangen ist, dessen Scheiden eine empfindsame Lücke gerissen hat in den Kreis derjenigen Männer, welche berufen sind, die Interessen der sächsischen und deutschen Landwirtschaft mit Erfolg zu vertreten. Die vaterländische Landwirtschaft ist ihm daher zu unauslöschlicher Dankbarkeit verpflichtet und wird sein Andenken stets hoch in Ehren halten.

St. Michaelis, den 22. Juli 1923.

Otto Kühne, Ökonomierat.

Deutsche Passion.

Indokavit,
Der Feinde Stimme
Rief Dich zum Kreuze,
O, Deutschland ergrimme.
Reminiszere,
Denke, gedenke
Deutscher Ehre und welscher Ränke,
Okuli,
Laß Deine Augen spähen,
Daß sie den Tag der Rache ersehen,
Mitten im Leide glänzt der wunderbare
Stern der Hoffnung Deutschlands, Lätare.
Judika,
Recht und Gericht bleibt stah'n,
Auge um Auge, Zahn um Zahn.
Siede Palmarum,
Der Zukunft Ränder,
Palmen krönen den Ueberwinder,
Nebel weichen dem Sonnenflor,
Deutsches Ostern
O, steige empor!

(Ruhrnummer, August 1923, Kladderadatsch.)





Storch, Storch, Langbein!

Von Artur Klenge in Meissen.

Zahlreiche Vogelarten überfliegen unsere Fluren und beleben mit ihren anmutigen Flugspielen die schöne Heimatlandschaft. Ihr merkwürdigster Vertreter ist aber zweifellos der Storch. An Volkstümlichkeit kann sich kein anderer Vogel mit ihm messen; sein Name ist in Aller, besonders in aller Kinder Munde. Zahllose Gedichte und Kinderlieder handeln vom Storche, und ein Bilderbuch würde unvollständig sein, wenn ihm das Bild des gravitätischen, langschnebeligen und rotbestrumpften Gesellen fehlte. Wie könnte es auch anders sein! Verdanken wir ihm doch alle unser Dasein; wir könnten uns heute nicht der Sonne freuen, hätte uns nicht der lange Schnabel des Storches aus dem Teiche gefischt, als wir noch kleine ungeborene Menschenkindlein waren. So behauptet es wenigstens der uralte, aus ferner vorchristlicher Zeit stammende Glaube, der das Paradies unserer Kindheitserinnerungen so wunderbar verschönt. Und doch haben nur Wenige von uns einen richtigen, einen lebendigen Storch, in der Freiheit gesehen, und noch kleiner ist die Zahl derer, die ihn bei seinem Brutgeschäft in der angestammten Heimat beobachten konnten. Daher mag es kommen, daß der Storch für Viele von uns Sachsen ein Märchenvogel geworden ist, der, wie die sagenhaften Vögel Phönix und Greif, irgendwo im „Niemandlande“ wohnt, im Traumlande unserer kindlichen Sehnsucht, das zu erreichen nur den Wenigsten beschieden ist.

Ganz so weit, in unerreichbarer Ferne, liegt nun freilich das Land nicht, wo „der Storch auf hohem Dache friedlich seine Jungen heckt“. Noch ist der Storch unser Landsmann. Er wohnt als Brutvogel in den tiefer gelegenen Landesteilen Sachsens; im sächsischen Wendenlande um Kamenz und Bauzen, auch in der Großenhainer und Dschager Gegend ist er zu Haus, und im teichreichen Moritzburger Gebiet steht ein einzelner Storch-Vorposten dicht vor den Toren der Landeshauptstadt. In diesen Landstrichen thront noch das gewaltige Storchnest als malerisches Wahrzeichen des Dorfes auf dem Giebel der mit Stroh gedeckten Scheune. Dort tönt noch das wunderliche Klappern über das abendstille Dorf, dort beleben im Spätsommer noch die Jungstörche mit ihren munteren Flugspielen den blauen Himmel. Unvergängliche und unvergeßliche Bilder der Heimatschönheit prägen sich dort noch in das Gemüt der Menschen ein, die Heimatliebe im Herzen hegen, die empfänglich sind für Naturschönheiten.

Wie die Chronisten berichten, gab es in früherer Zeit im Sachsenlande wohl kaum ein Gebiet, wo der Storch nicht nistete; ausgenommen sind höchstens die Gegenden des Erz- und Elbsandsteingebirges mit großen zusammenhängenden Waldungen, weil es ihm dort an Nahrung fehlte. Sonst waren ihm aber selbst die Erzgebirgsstädte Adorf und Schneeberg als Wohnplätze noch recht. Wie mag es gekommen sein, daß der Storch so selten geworden ist im Heimatlande, und nicht nur dort, sondern auch anderwärts, wo er einst in ungezählter Menge vorkam? Der Storch ist ein altmodischer Vogel, der sich der fortschreitenden Kultivierung des Landes nicht anpassen will oder kann. Er fühlt sich dort am wohlsten, wo noch altersgraue Strohdächer die ländlichen Gehöfte decken und flieht eine Gegend als für ihn unwirtlich, wo Rauch und Ruß und hohe Schornsteine sich breit machen, wo gellende Fabrikpfeifen und stampfende Maschinen die friedliche Stille stören, die einst über seinem angestammten Wohnrevier ruhte. Vielerorts raubt auch die fortschreitende Entwässerung der Wiesen und Sümpfe den Störchen die Nahrung, die Frösche, die in vielen Storchgedichten „des Storches Zappelsalat“ genannt werden. Schwer wird den Störchen das Scheiden aus einer ungastlich gewordenen Gegend; nach vielen Jahrzehnten noch suchen sie bei ihren Wanderzügen im Frühling und Herbst die Orte auf, wo einst ihre Vorfahren nisteten. So kommt es, daß auch an den Stellen unseres Vaterlandes, die heute keine Storchreviere mehr sind, während der Zugzeit sich zuweilen Störche tagelang aufhalten. Durch Generationen erbt sich die Kenntnis dieser Orte fort; mag die Wissenschaft Instinkt nennen, dem Naturfreund scheint treue Anhänglichkeit an die angestammte Scholle, rührende Heimatliebe zu sein. In neuerer Zeit ist den Störchen ein großer Feind in den Hochspannungsdrähten der elektrischen Kraftwerke erstanden. Alljährlich gehen zahlreiche Störche daran zugrunde; sie werden durch Kurzschluß getötet, wenn sie beim Daranfliegen mehrere Drähte gleichzeitig berühren, was bei der Größe des Vogels fast immer der Fall ist. Große Verluste treten neuerdings auch in den Winterquartieren ein, die ganz im Süden Afrikas, in der Kalaharisteppe und am Kap der guten Hoffnung, liegen.

Dem Storche, unserm alten Märchenvogel, drohen also so viele Gefahren, daß man sein Aussterben befürchten muß, wenn nicht Alles zu seinem Schutze aufgeboten wird. Der

Storch ist immer der treue Freund des Landmanns gewesen. Ursprünglich war er wohl ein Waldbewohner, aber als in grauer Vorzeit das Land urbar gemacht wurde, als bäuerliche Siedelungen entstanden, freundete er sich an die Menschen an und setzte sein gewaltiges Nest auf die Strohdächer und Schilfdächer. Mit welcher rührender Liebe der Landmann an dem langbeinigen Mitbewohner seines Hofes hängt, kann nur der recht beurteilen, der tieferen Einblick gewonnen hat in das harmonische Zusammenleben. Ich hatte dazu recht viel Gelegenheit; denn ich habe mich im Auftrage des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz der deutschen Storchforschung und der Fürsorge für das hart bedrohte Storchgeschlecht gewidmet; ich übe also eine Tätigkeit aus, die mir den Ehrennamen „Storchvater“ eingebracht hat. Wieviel schöne Stunden habe ich dabei schon erlebt. Stundenlang können manche Landwirte von ihren Störchen erzählen; richtige Romane haben sich am Storchneest abgespielt, die wundervolle Einblicke gewähren in das Seelenleben dieser hochentwickelten Vögel. Ich habe dabei Material gesammelt, das heute schon Bände füllen würde. Herzerfreuende Bilder rührender Storchliebe und stolzen Schollenbewußtseins lernte ich kennen, wenn ich als Berater für die Erhaltung eines bedrohten Storchnestes tätig war. Im Frühjahr 1923 bot sich mir erst wieder ein treffliches Beispiel davon in Malkwitz am Collmberge. Die Gemeinde- und Kirchenvertreter samt dem trefflichen Amtshauptmann und dem Superintendenten hatten sich versammelt, um über das Wohl des Storches zu beraten, und das ganze Dorf nahm Anteil an den Bemühungen, die denn auch von Erfolg gekrönt waren. Das sind Lichtblicke in schwerer Zeit. Solange der Landmann noch Sinn hat für Ideale, solange er sich noch opferfreudig zur praktischen Betätigung seiner Heimatliebe bekennt, ist nichts verloren. Das Storchneest und der Storch gehören zur Schönheit und Eigenart unseres



Storchneest i. Jetzscheba.

Landes, und solange unsere Heimat schön und eigenartig ist, wird sie ein Ziel der Heimatliebe und Heimatsehnsucht bleiben. Ihre Kinder werden nicht wurzelloser werden in der Heimaterde, und darin liegt der Grundstein für das Gedeihen eines Staatswesens. Unvergessliche Eindrücke sammelte ich auch, wenn ich auszog, um mit Rat und Tat für die Erhaltung eines Storchennestes zu wirken, weil die alte Strohdachscheune, die dem Storch seit Menschengedenken Obdach bot, hartes Dach erhalten sollte, oder wenn gar das ganze Gebäude abgebrochen werden mußte.

Immer wieder offenbarte sich mir die treue Anhänglichkeit der Landleute an ihre Störche. Und mochte auch mancher alte, in Sturm und Wetter hart gewordene Landmann die Freude an den Störchen scheinbar den Frauen und Kindern überlassen, gar bald klang aus seinen Worten der erfreuliche Unterton, daß auch er ein überzeugter Storchfreund ist, der in der letzten Märzwoche fleißig und ungeduldig Ausschau hält nach dem Süden, bis die heimkehrende Storchkarawane, aus der seine Störche herabfliegen und mit fröhlichem Klappern das altangestammte Nest beziehen, am Himmel auftaucht.

Je weiter man eindringt in die Kenntnis vom Leben des Storches, umso seltsamer und rätselhafter muten uns viele seiner Lebensäußerungen an. Bald scheint es uns, als ob er mit höherer Weisheit ausgerüstet sei, bald glauben wir menschliche Eigenschaften an ihm zu entdecken. Dem Storchforscher ist es nur allzu begreiflich, daß schon vor Jahrhunderten die Legende entstehen konnte, der Storch sei ein verzaubertes menschliches Wesen. In allen Ländern gilt der Storch als heiliger und unverletzlicher Vogel, und auch bei uns bedeutet es Glück für den Bauernhof und seine Bewohner, wenn sich ein Storch dort ansiedelt. Den uralten Glauben, daß ein Haus, auf dem der Storch nistet, gegen Blitzschlag und Feuersgefahr

gefeit sei, fand ich vor zwei Jahren erst wieder in überraschender Weise bestätigt; in Klitz in der Lausitz war der brütende Storch im Neste vom Blitzstrahl getötet worden, am Gebäude war kein Schaden entstanden. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß der Storch in Verbindung mit dem vom Regen durchnässten Neste und der Giebelkante als Blitzableiter gewirkt hatte. Ich kenne auch Beispiele dafür, daß alle Gebäude eines Gehöftes niedergebrannt sind bis auf das vom Storch bewohnte.

Die dem Storch zuweilen böswillig angedichtete Schädlichkeit ist erst in den letzten Jahren aufs Neue widerlegt worden. Landwirte, Weidmänner und Fischerei-Sachverständige haben daran mitgewirkt, und es hat sich abermals

ergeben, daß er nicht nur als ein unschädlicher Vogel anzusprechen ist, sondern daß er dem Landwirte durch seinen Frosch-, Mäuse-, Schnecken-, Käfer- und Heuschreckenfang hervorragende wirtschaftliche Dienste leistet.

Hoffentlich bleibt unser Sachsen dank der Bemühungen des Storchvaters und aller Storchfreunde — und wer wäre das nicht! — immer ein Storchland, hoffentlich bleiben recht viele Orte unserer Heimat Storchdörfer, aus denen Scheffels Wort widerklingt:

Wer klappert von dem Dache
Seltamen Gruß mir? Horch!
Das ist in seinem Neste
Mein alter Freund, der Storch.



Früheres
Storchnest

zu Malkwitz
bei Dahlen.

Ernte.

Einmal wird eine jede Saat
Zur Ernte reifen und geschnitten werden.
Einmal wird eine jede Sat
Im Sturmespfeifen ausgestritten werden.

Auch Frankreichs Saat der blinden Wut
Wird einmal reif zur Ernte und zum Mähen.
Wir wollen dann mit kaltem Blut
An diese Arbeit unsres Sommers gehen.

„Der Ruf des Tages“ von Bogislav v. Selchow.



Der Franzose Voltaire über sein Volk.

„Frankreich macht sich überall verhaßt. Jeder sagt, daß wir eine ebenso barbarische wie leichtfertige Nation sind, die wohl versteht zu räubern, aber nicht, sich zu schlagen, und die von der Bartholomäusnacht in die Komische Oper geht. Wir werden der Schrecken und die Verachtung Europas; ich bin betrübt darüber; denn wir sind geschaffen, liebenswürdig zu sein.“

(Brief an d'Alembert vom 29. März 1762.)

„Unsere Nation ist leichtfertig, aber sie ist grausam. Es gibt in Frankreich vielleicht sieben- oder achthundert Personen der guten gebildeten Gesellschaft, die Blüte der Nation, durch die sich die Fremden täuschen lassen. Unter diesen Wenigen gibt es immer zehn oder zwölf, die mit Erfolg eine Kunst pflegen. Und so beurteilt man die Nation nach diesen und läßt sich vollkommen irreführen. Unsere alten Priester und Beamten sind genau wie die Druiden des Altertums, die Menschen schlachteten; die Gebräuche ändern sich nicht.“

(Brief an Friedrich den Großen vom 26. Mai 1767.)



„Im ‚Schwarzen Bären‘ zu Rochlitz ist landwirtschaftliche Bezirksversammlung“.

Ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen,
den Gehalt meiner Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen,
was ich als gut und wahr erkannt hatte.

Goethe.

Ein weiser Mann, der spricht nicht viel,
Ein Töre kläffet ohne Ziel. Spruch.



Sau Carmen 459

Sau Aster 336

Züchter und Besitzer: Gutsbesitzer Oskar Fischer in Seebischütz bei Meißen.

Aus Sachsens Zuchtstätten.*)

IV.

Von der Zuchtgenossenschaft des Meißner Schweins.

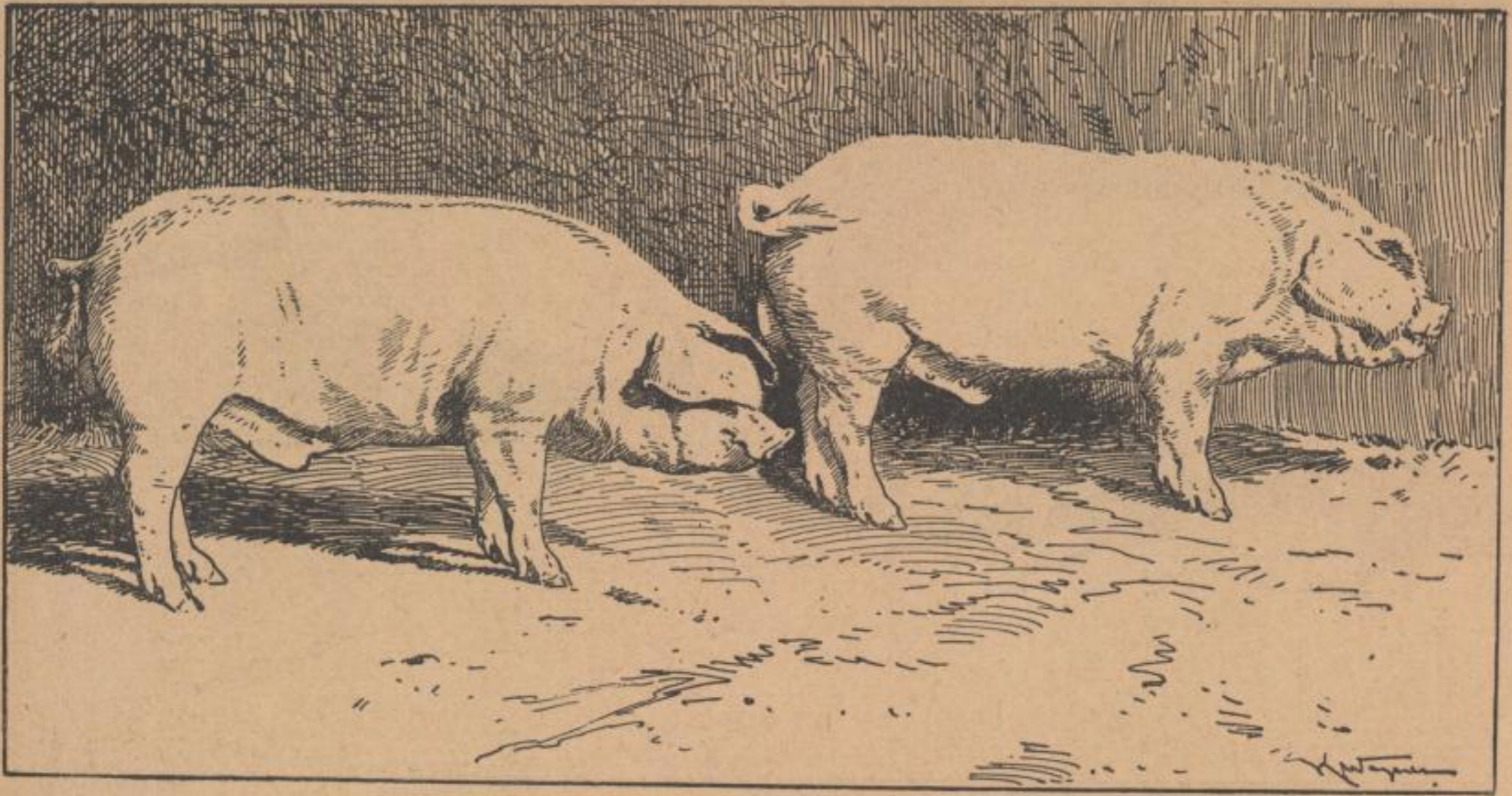
Von Robert Böntsch in Meißen.

Die Zuchtgenossenschaft für das Meißner Schwein wurde im Jahre 1888 gegründet zu dem Zwecke, die schon längst in einem Umkreise von etwa 20 Kilometer um Meißen in hoher Blüte stehende Schweinezucht zu heben, zu vervollkommen und deren Absatz zu fördern. Die Züchter traten erstmalig im Jahre 1888 auf der Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Breslau vor die große Öffentlichkeit und ernteten dort, wie auch auf den späteren Ausstellungen, hervorragende Erfolge. Die Genossenschaft erhielt zahlreiche erste, zweite und dritte Preise, auch Ehrenpreise, und das Absatzgebiet erweiterte sich ungemein. Auch das Ausland, wie Böhmen, Oesterreich, Rußland und Frankreich, bezog Zuchttiere, sogar nach Amerika gingen Transporte. Das Meißner Schwein zeichnet sich vor allem aus durch seine große Fruchtbarkeit, Schnellwüchsigkeit und leichte Mastfähigkeit. Hat man doch Würfe von 18 bis sogar 20 Stück beobachtet, die man leider an einer Mutterfau nur mit großer Mühe fortbringt, da das Muttertier in der Regel nur 12 bis 14 milchgebende Zitzen hat. Es werden da, wo es möglich ist, einer Stiefmutter einige Tiere zugeeilt oder die Milchflasche wird zu Hilfe genommen. Mit ungefähr drei Wochen bietet man den jungen Ferkeln schon etwas süße Milch mit an, etwas Körnerfutter, Hafer oder Gerste, so gewöhnen sie sich nach und nach schon ans Fressen. Mit 10 Monaten hat man bei gesunden Tieren, bei guter Pflege und Futter schlachtreife Tiere. In dem Alter werden auch die zur Zucht bestimmten Tiere zur Zucht verwendet. Zwei Nachkommen vom Eber „Robust“ 301, die mit 5 Monaten auf die Eberaufzuchtstation kamen, dort in 153 Tagen 180 Pfund zugenommen hatten, wogen mit 14 Monaten 4 Zentner. „Robust“ ist ein Eber, von Kirchner

in Birkenhain gezüchtet, von Krehshmar in Ziegenhain großgezogen. 1914 in Hannover erhielt er einen Ia-Preis und einen Siegerehrenpreis. Mit 7 Jahren ging er noch in den Besitz von Schmidt auf Rittergut Gödelitz über. „Robust“ stammt aus der R.-Blutlinie, die sich von Anbeginn der Genossenschaft nachweisen läßt. Ueber die wichtigsten Blutlinien der Genossenschaft gibt ein kleines Werkchen der Wilsdorfschen Taschenstambuch-Bibliothek, bearbeitet vom Tierzuchtinspektor Oskar Busch in Dresden, Auskunft, zu beziehen von der Genossenschaft.

In den ersten Jahren waren die Meißner Schweine sehr schwach behaart, im Körperbau fein, aber doch von gesunder, roter Hautfarbe. Leider stellte sich jedoch heraus, daß die Tiere gegen vorkommende Seuchenkrankheiten weniger widerstandsfähig waren. Aus diesem Grunde ging man dazu über, ein starkknochiges, mehr behaartes Schwein zu züchten. Die durch den Krieg eingetretenen veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse drängten ebenfalls dazu, weil uns die ausländischen Futtermittel, als russische Gerste, amerikanischer Mais, nicht mehr zur Verfügung standen. Man ging deshalb dazu über, die Tiere im Sommer zu weiden. Dadurch erkannte man weiter, daß Aufenthalt in frischer Luft und Bewegung den Tieren sehr förderlich waren. Wo keine Weide geschafft werden konnte, gab man ihnen wenigstens durch einen Auslauf Gelegenheit zur Bewegung. Die Genossenschaft errichtete eine Eberaufzuchtstation erst in Piskowitz bei dem langjährigen Vorsitzenden, Dekonomierat Lommasch, dann in Seebischütz bei Gutsbesitzer Fischer, wo sie sich jetzt noch befindet. Gewöhnlich Anfang Mai werden die zur Zucht bestimmten, im Januar geborenen jungen Eber hingebacht und bleiben dort, so lange es die Witterung erlaubt. Mehrfach hat man Zunahmen im Durchschnitt von täglich einem Pfund erzielt. Gewöhnlich werden beim Abtrieb die selbstgezüchteten Eber untereinander ausgetauscht.

*) Im vorigen Jahrgang erschienen unter gleichem Titel I. Erzgebirgische Haferzuchtgenossenschaft zu Altmittweida, II. Vollblut-Merino-Stammshäferrei Leutewitz und III. Rirsches Weizenhochzuchten.



Eber Robust 306

Züchter: Gutsbesitzer Richard Kirchner in Birkenhain bei Wilsdruff und später Gutsbesitzer Oswin Rehschmar in Ziegenhain.
Besitzer: Rittergutsbesitzer Max Schmidt in Södelitz.

Eber Romberg 262

Züchter und Besitzer: Gutsbesitzer Oswin Hanke in Wävernitz bei Priestewitz.

Das Zuchtziel, die Züchtung eines mittelschweren, bei einfacher Fütterung und Haltung frohwüchsigen und fruchtbaren Schweines von genügend deckender Behaarung wird erreicht:

1. durch Körnung der männlichen und weiblichen Tiere. Alljährlich im Frühjahr wird vom Geschäftsführer des Landesverbandes für das veredelte Landschwein, dem Bezirks-tierarzt und einem Genossenschaftsmitglied die Körnung vorgenommen. Dabei werden die noch vorhandenen gehörten Tiere nachgeprüft und, wenn nicht mehr zur Zucht tauglich, abgeführt;
2. durch Kennzeichnung der angeführten Tiere und ihrer Nachkommen mit der Zuchtbuchnummer und dem Buchstaben M durch Tätowierung ins Ohr;
3. durch eine geordnete Zuchtbuchführung. Da die Genossenschaft sowohl, als auch der Landesverband, dem die Genossenschaft als körperschaftliches Mitglied angehört, von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft als Züchtervereinigung anerkannt ist, hat sie die von der D. L. G. herausgegebenen Zuchtbücher eingeführt. Jeder Züchter führt ein Stallbuch. In dieses werden die Decktage, die Ferkeltage, die Anzahl der geborenen männlichen und weiblichen Ferkel und ihre Verwertung eingetragen. Alljährlich drei- bis viermal besucht der Geschäftsführer die Züchter zwecks Uebertragung

in das Hauptbuch, besichtigt die Zuchten und bespricht dabei etwaige züchterische Maßnahmen;

4. durch Förderung des Absatzes guter Züchterzeugnisse durch Verkaufs- und Ankaufsvermittlung;
5. durch Veranstaltung und Beschickung von Schauen und Zuchtweihmärkten. Die Genossenschaft beteiligte sich seit ihrem Bestehen stets an den Ausstellungen der D. L. G. und den Landesausstellungen und hat dabei zahlreiche erste, zweite und dritte Preise erhalten, sowie auch Ehrenpreise. Im Jahre 1922 wurde in Meissen eine Versteigerung von Zuchtieren abgehalten. Da der Erfolg ein guter war, will die Genossenschaft auch weiterhin alljährlich mindestens eine Versteigerung abhalten.

Der jetzige Vorsitzende, Gutsbesitzer Max Herrmann in Zehren, ist stets bestrebt, die Genossenschaft im züchterischen und genossenschaftlichen Sinne zu heben und zu fördern. Ihm steht schon von seinem Vater her eine reiche Erfahrung zur Seite. Sein Vater hat die Genossenschaft mit gegründet und nach Uebergabe des Gutes an seinen Sohn die Geschäftsstelle mit großem Geschick geleitet bis zu seinem leider zu früh erfolgten Tode. Seit dieser Zeit ist die Geschäftsstelle nach Meissen verlegt und wird vom Privatmann Robert Bönisch verwaltet. Mag es der Genossenschaft vergönnt sein, auf ihren gesteckten Zielen weiter glücklich und segensreich zu arbeiten zum Wohle ihrer Mitglieder und damit der gesamten Zucht des Meißner Schweines!



„Jede Sache will gelernt sein, und die Landwirtschaft doppelt und dreifach. Da lernt man überhaupt nicht aus. Bei uns gibt's keine Meister, sondern nur Lehrlinge.“

Aus: „Der Grabenhäger“ von Wilhelm von Polenz.



Alter Edelkastanienhain in Miltitz, Amtshauptmannschaft Meissen.

Ein Sonnenstrahl.

In einem Maschinensaal surren die Räder, klingen die Hämmer, und fleißige Menschen werken und schaffen. Durch kleine Fenster kann man in trübe Höfe Alt-Berliner Hinterhäuser, auf grau verräucherte Mauern blicken, und es kostet Mühe, ein Stückchen Himmel dazwischen zu erhaschen. Und doch, sieh, ein fürwähiger Sonnenstrahl findet seinen Weg durch das Gewirr der grauen Mauern, durch trübe Scheiben, durch Werktagstaub und Maschinendunst. Und jetzt klettert er auf den Arbeitstisch eines jungen Burschen, der, wie erschrocken, den Blick von seiner Arbeit hebt und diesem goldglänzenden Streifen Licht fast erstaunt entgegenblinzelt.

„Ja, es wird Frühling!“ und der kaum Zwanzigjährige läßt die eben noch fleißigen Hände ruhen und blickt veronnen auf den ungewohnten Besuch, und es ist ihm, als sende ihm die Heimat, an die er lange nicht gedacht, einen Frühlingsgruß. Seine Gedanken wandern in ein kleines Dorf, in ein stilles, einfaches Häuschen, in dem er so glücklich seine Kindheit verlebte, und plötzlich fällt ihm ein: Es ist ja Frühling geworden, wenn auch in der Großstadt davon nichts zu merken war. Seine Brüder werden jetzt auf

den heimischen Acker gehen, werden das Saat Korn in das wohldurchpflügte Feld betten, und unter blauem, sonnigem Frühlingshimmel sieht er im Geiste jubelnde Lerchen trillern der Sonne entgegensteigen.

Eine Sehnsucht, so brennend, befällt ihn, und er kann es in dieser Stunde nicht begreifen, daß er sich betören ließ, aus der Freiheit der Landarbeit in die Enge des Steinmeeres der Großstadt zu ziehen. Was hatte er eingetauscht gegen Sonne und Lebensfrische? Die dumpfe Luft des Maschinensaals, einige durch Wiederholung bald schal gewordene Vergnügungen und die ganze Heße und Unrast des modernen Großstadtlebens.

Der kleine Sonnenstrahl war längst aus dem Durcheinander der Werkstatt geflüchtet, und doppelt trübe und grau schien wieder die ganze Umgebung. Die Gedanken wurden übertönt vom Surren der Räder und dem lauten Gleichtakt der Hämmer

Irgendwo über einem frisch bestellten Acker glänzt heller Sonnenschein und Lerchen jubeln ihre Frühlingslieder.



Blick auf Zadel a. d. Elbe, Amtshauptmannschaft Meißen.

An Fichtes Wiege.

Von Edgar Hahnwald in Dresden.

Ein Novembertag. Ein schneeloser, schneidend kalter Novembertag. Die Sonne glänzt blank und blechern. Und der Ostwind pfeift durch Mark und Bein. Landstraßen klingen wie Stein unter dem Schritt.

* * *

Bischofswerda stand starr und erfroren, der Kälte preisgegeben — im Sommer kann man sagen: Bischofswerda liegt In dieser beinernen durchpiffenen Kälte aber stand es. Frierend, gleichsam mit angezogenen Gliedern, in einer leeren, stummen Trostlosigkeit. Die Häuser drängten sich regungslos aneinander, hinter den eisblumenblinden Fenstern schien das Leben erloschen zu sein. Durch die fahlen Gassen schnitt der Wind.

* * *

Die gebuckelten Hügel zogen als fahle Kulissen ringsum — als blasse Schatten der sommerlichen Hügellandschaft, die Stendhal entzückte, als er im Gefolge Napoleons von Dresden her der Schlacht bei Bautzen entgegenzog.

* * *

Damals — im Mai 1813 — lag Bischofswerda als qualmendes, stinkendes Trümmerfeld inmitten dieser Hügel. Zwischen den Kanonen der weichenden Verbündeten und der nachdrängenden Franzosen ging die kleine Stadt in einer Schreckensnacht in Flammen auf. Nur drei „elende“ Häuser blieben verschont. Stendhal schrieb in sein Tagebuch:

„Die über die Häusermauern ragenden Schornsteine erinnerten mich an Moskau. Der rege Sinn der Einwohner hatte sich bereits wieder betätigt. Die armen Teufel haben die Türen und Fenster der gänzlich ausgebrannten Häuser mit Ziegelsteinen zugemauert. Den Zweck dieser Arbeit sah ich nicht ein; sie erweckte jedoch mein Mitleid. Das gleiche Gefühl bei diesem Anblick entlockte einem alten Wachtmeister unserer Feldgendarmarieeskorte nach langem Stillschweigen die Bemerkung: Wie schade um die kleine Stadt!“

* * *

Fünf Jahre später stand Bischofswerda neu erbaut da, Haus um Haus, eine Stadt dieser Zeit, in der das deutsche Volk den harten, kargen Weg von Kalisch nach Karlsbad, von der Erhebung zur Enttäuschung ging, jener spartanischen Zeit, aus der die Namen York und Stein, Fichte und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau noch in unsere Tage hereinklingen.

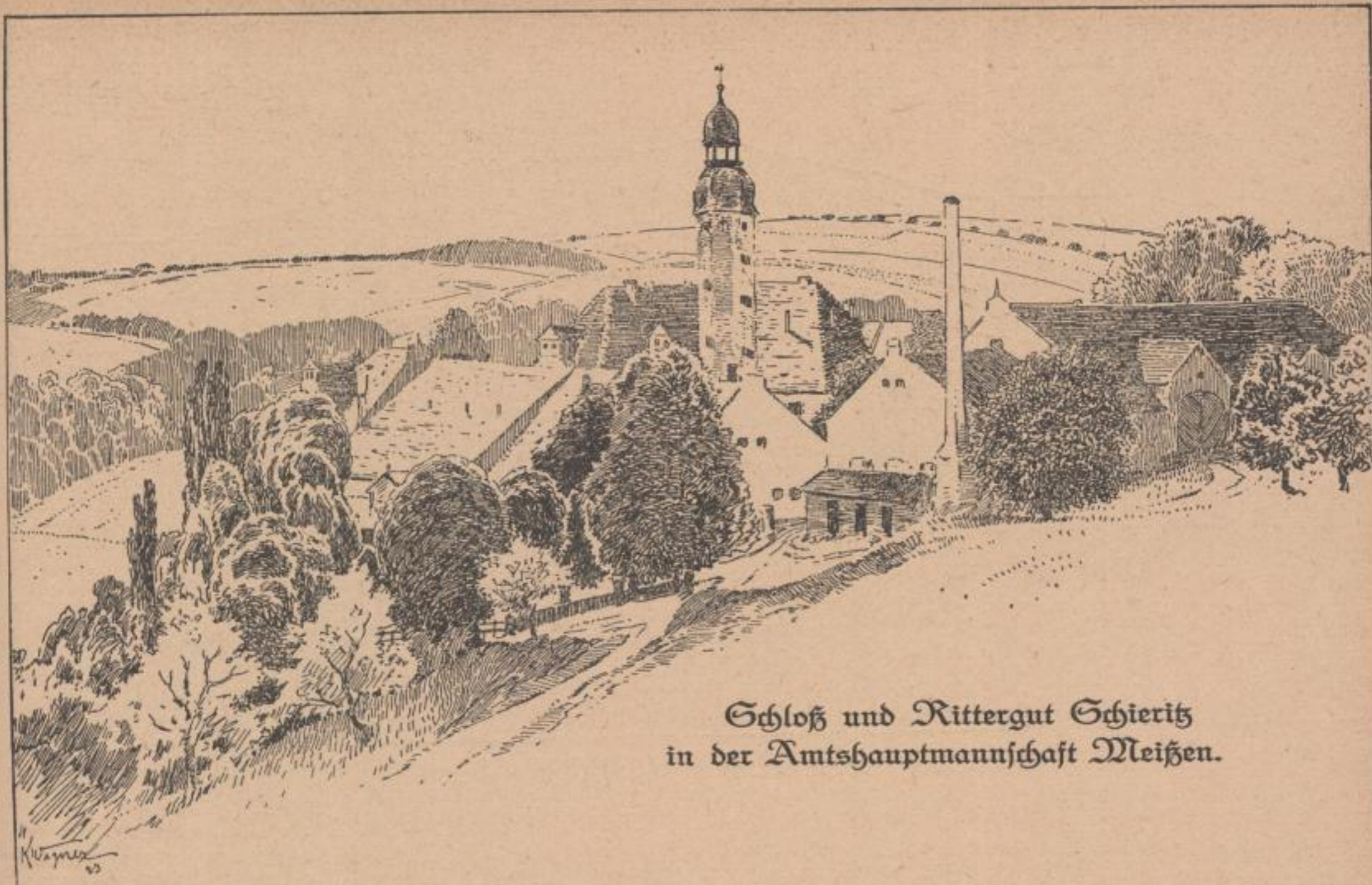
Sachsen und sein König schwankten damals ruhmlos zwischen den Fronten. Aber Sachsen lag nicht außerhalb der Wirkung des umschaffenden Geistes, der in Preußen erwacht war. Und Bischofswerda, diese kleine sächsische Stadt, die in diesen fünf Jahren aus Brand und Asche neu erstand, einheitlich, unvermischt mit Formen vergangener Jahrhunderte, bewahrt einen herübergewehten Anflug dieses Geistes der Freiheitskriege. Die Bauten, die als Wahrzeichen das Häusergemenge der Bürger überragen und zu denen der Hofbaumeister Thormeier die Risse zeichnete, das Rathaus, die innere Räumlichkeit der Marienkirche, das klassizistische Gasthaus zum goldenen Löwen an der Landstraße vor der Stadt, sind in den strengeren Formen geschnitten, in denen Gilly und Schinkel die Antike ins Preukisch-Sächsische umprägten. Und im Novemberlichte dieses farbenarmen Tages schien sich, wenn auch ins Sächsisch-Kleinstädtische übertragen, das spartanische Wesen jener Zeit Steins und Scharnhorsts, Schinkels und Schadows sichtbar als sonst im Antlitz dieser bescheidenen Stadt zu spiegeln.

* * *

Rundum lag die Landschaft in einer graubraunen, grauen Farblosigkeit.

Auf ansteigenden frostharten Straßen marschiert man dahin, vom Novemberwind bedrängt.

Kahle Bäume spreizen ihr starres Gezweig. Berharste Sturzäcker, rauhe Stoppelfelder, dürre graubraune Wiesen, von gefrorenen Maulwurfshügeln braun gebuckelt, von vereisten Wässern in weiße Fesseln gebunden, bedecken



Schloß und Rittergut Schieritz
in der Amtshauptmannschaft Meißen.

die weitbogigen Geländewogen und verschwimmen im Novemberhimmel der Ferne mit den auf- und absteigenden Linien der rauchgrauen Hügel.

Nadelwälder stehen schwarzgrün am Berge, verlassen, vereinsamt, von rauhen Winden durchstoßen, vom kalten Lichte in ihrer Blöße preisgegeben. Und doch schon wieder von verheimlichten Regungen erfüllt: in streng verschlossenen Knospen keimt der kommende Frühling, und am Waldrande starren jungfräulichherb und noch schnurfest die Rätzchen am Erlengesträuch.

Durch das Schwarzgrau und Grau und Graubraun und Braun dieses Novembertages schimmern wie durch die deckende, verschleiende Schicht eines Abziehbildes die feinen Farbenahnungen kommender Erfüllungen. Und das gibt diesem Novembertag, der zwischen den Steinen der Stadt so farblos und trostlos schien, einen Reichtum verhüllter, verfeinerter Reize. Nun entdeckt man sie da und dort, im Schimmer eines roten Daches unter dem dünnen Niederschlag des Reifes, im kahlen Baum im Feld, dessen Gezweig von schwarzem Chiffon umflort scheint, in der Korallenartigkeit rauh bereifter Gräser, in den Eisintarsten eines gefrorenen Tümpels, im rötlichbraunen Samtgestrüpp des durchsonnten Gesträuchs, im bläulichen Silber der verhängten Ferne.

Und man marschirt dahin, hört den hohlen Klang der Schritte auf der gefrorenen Erde und empfindet tief die Wohlthat des Gehens auf harter Straße, vom Wind umfacht. Und man fühlt unter der in der Kälte straff brennenden Haut das Kreisen des eigenen Blutes.

Wir stiegen über den Butterberg, einen kleinen bewaldeten Hügel nahe bei Bischofswerda. Oben fröstelt eine Sommerwirtschaft — solche Wirtschaften sehen im November aus, als wären sie pleite; und an allem rüttelt der Wind.

Durch mageres Stangenholz, durch Jungfichtenschläge schlängelt sich ein Pfad hinab ins Ackerland. Auf Feldrainen geht man zwischen gefrorenen Sturzätern hin, an raschelnden Buschrändern entlang, kommt in einen dünnen Bauernwald und sieht dann zwischen den Stämmen hindurch jenseits der Felder ein Dorf vor sich liegen: Rammenau.

* * *

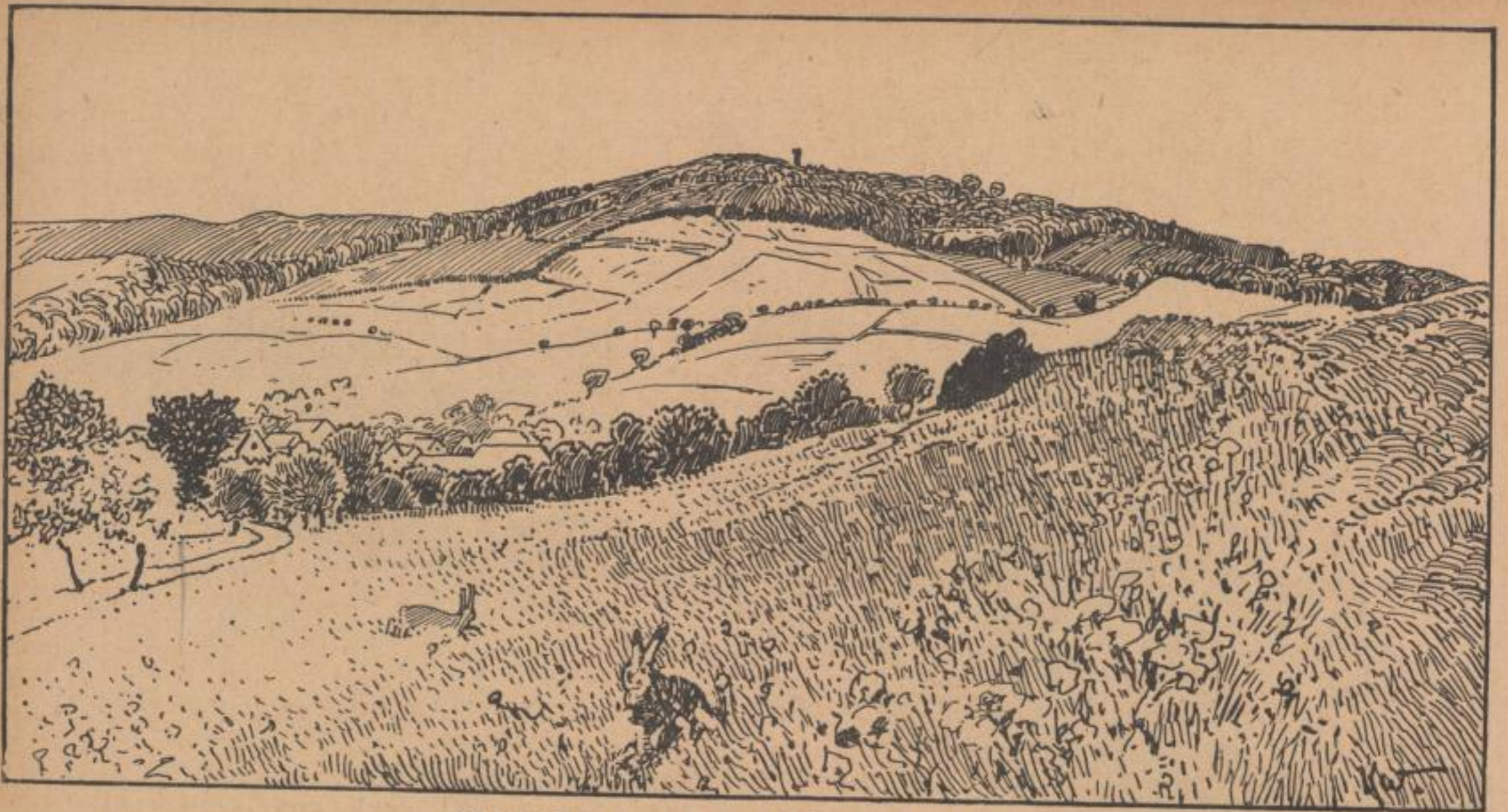
Klein, bedeutungslos liegt es im Novembergrau im Bogen um einen großen, winterlich kahlen Teich, dessen gefrorene Fläche unter der tieffstehenden Sonne wie kaltes Blech blitzt.

Es ist ein eigenartiger Eindruck: man kam durch dürftigen Wald, über kahle Felder — und da liegt ein weltvergeßenes Dorf, von grauen Nebeln umraucht, von fernstehenden Hügeln von aller Welt abgeschlossen, an einem kalten erstarrten Teiche. Und aus diesem lichtlosen Dorfe ging der Mann hervor, auf den Deutschland, auf den Europa hörte — in diesem Rammenau wurde Johann Gottlieb Fichte geboren.

Man schreitet auf das Dorf zu und weiß im Voraus: natürlich lebt in dieser grauen Verlassenheit keine Erinnerung an den großen Sohn — und man findet ein Dorf, schmutz, mit reinlichen, farbigen Fachwerkhäusern, und mitten im Dorfe zwischen einem Obstbaum und einer Zypresse ein Fichte-Denkmal.

Der mächtige Kopf, überlebensgroß, in dunkler Bronze auf einem steinernen Block über einer geschwungenen Steinbank, blickt auf die Stätte, an der einst das Elternhaus stand.

Hinter dem dunklen Haupte schwebte die Sonne, von ihm bedeckt, den Kopf umstrahlend — es war, als ginge



Dorf Steudten und Rochlitzer Berg.

noch von diesem Bronzehaube aus ein Licht, ein heller Schein in die Welt.

Ein warmes Orgelsummen stand in der winterlichen Luft. Es drang aus der kleinen Kirche auf dem Friedhofshügel.

Wir traten ein. Eben gingen die Bauern in feierlichem Schwarz, mit hageren Erdgesichtern unter den Zylinderhüten, vom Abendmahle weg, von der Orgel begleitet.

Der Küster schritt an uns vorüber. Er trug die Abendmahlskelche in der Hand, einige zinnerne und einen silbernen, mit Gravierungen und farbigem Email verzierten. Und ohne Anlaß, nur weil wir Fremde waren, blieb er vor uns stehen, klopfte sacht an den silbernen Kelch, daß er leise klang und die Weinneige schwankte und Düste entströmte, und sprach bedeutsam: „Aus diesem Kelch hat schon Fichte getrunken.“ Verbürgt ist das nicht, denn Fichte ging als neunjähriger Knabe aus dem Heimatdorfe fort. Aber der Küster gedachte seiner.

* * *

Er riet uns, das Schloß zu besuchen. Und das Fichte-Museum. Wahrhaftig: Rammenau hat ein Fichte-Museum!

Das Schloß liegt hinter dem Dorfe, am Ende einer hohen, festlichen Lindenallee. Ein schönes, weißes Schloß in ländlich heiterem Barock, umrahmt von einem Park mit kostbaren Koniferen, mit Weymuthskiefern und Douglastannen. Wertvolle Gesträuche schliefen in dichten Reifhüllen, der kleine Spiegel eines romantischen Zierteiches lag vereist und erblindet, und hinter den verhängten Fenstern des Schlosses erriet man erkaltete, verlassene Räume. So machte das Schloß den Eindruck einer Stätte längst verrauschter Feste. Und nun, nachdem die Gäste, des Idylls müde und den Winter fliehend, in eine glanzvollere Welt davongezogen und Sang und Klang und Lachen mit ihnen verhallte, schien das Schloß in winterlicher Muße den Festen tiefinnerlich

nachzusinnen, während grobe Winterstürme das edle Gefieder der hohen Weymuthskiefern zausten.

* * *

In diesem Schlosse entschied sich einst Fichtes Geschick. Freiherr Ernst Haubold v. Miltitz — der Freund Gellerts und Vater und Onkel jener Miltitz, deren Schlösser Siebeneichen und Scharfenberg den Romantikern Novalis und Fouqué zur geistigen Heimstätte wurden — weilte damals als Gast des Grafen v. Hoffmannsegg im Rammenauer Schlosse. Infolge seiner verspäteten Ankunft versäumte er die Predigt des Pfarrers Diendorf, die er gerne hören wollte. Als er das Versäumte bedauerte, sagte man ihm, halb im Scherz, daß ein Junge, der Sohn eines Bandwirlers, im Dorfe sei, der das Talent habe, eine gehörte Predigt wiederzugeben. Miltitz ließ den Knaben rufen, und der kleine Johann Gottlieb Fichte kam, im leinenen Kittel, mit einem Blumenstrauß, und sprach dem Grafen und der Gesellschaft, diesen und jene fast vergessend, die Predigt vor. Der Knabe, sprach, von innerem Feuer durchleuchtet, vom Zuströmen der Gedanken bewegt, bis ihn der Hausherr unterbrach, weil ihm die ernstesten Gegenstände der Predigt wenig in die fröhliche Stimmung der Gesellschaft zu passen schienen. Vielleicht auch, weil es ihn seltsam beirrte, seine Gäste von einem achtjährigen Gänsejungen derart bezwungen zu sehen.

Diese merkwürdige Stunde entschied über Fichtes Zukunft. Miltitz, auf den dieser Vorgang einen tiefen Eindruck gemacht hatte, holte den Sohn des armen Bandwebers auf sein Oberauer Schloß und ließ ihn die Meißner Stadtschule, später aber die Fürstenschule Pforta bei Naumburg besuchen.

* * *

Des Vaters kühnster Traum war es gewesen, seinen Sohn dereinst als Pfarrer des Dorfes in der kleinen Kirche der ganzen Gemeinde den Segen sprechen zu hören. Davon



Wendisches Gehöft bei Glaska, Amtshauptmannschaft Ramenz.

träumte er, wenn der siebenjährige Gottlieb der Familie das Abendgebet vorlas. Und um den Sohn für seinen Fleiß zu belohnen, brachte ihm der Vater einst aus Bischofswerda die Historie vom hürnenen Siegfried mit. Es war das erste Buch, außer Bibel und Gesangbuch, das dem Knaben in die Hände kam. Und es erfüllte ihn so, daß er darüber im Lernen nachließ und deswegen bestraft wurde. Da entschloß er sich, das geliebte Buch von sich zu tun. Er nahm es und warf es nach langem Kampfe und mit äußerster Selbstüberwindung in den Dorfbach. Aber als es dahinschwamm, weinte er bitterlich. So fand ihn der Vater, der den Verlust des Buches als nichts anderes als eine Vernachlässigung seines Geschenkes ansah, und er bestrafte seinen Sohn mit ungewöhnlicher Härte. Später aber, als das vergessen war, kaufte er ihm ein ähnliches Buch, um den Sohn zu erfreuen. Aber da wollte dieser es nicht annehmen, und um nicht neuen Versuchungen zu erliegen, bat er, das Buch lieber seinen Geschwistern zu schenken.

So stark regte sich in diesem still gearteten Knaben schon der spätere unbeugsame, geradeaus denkende Mann Fichte, als der Vater noch davon träumte, dereinst der Vater eines Dorfpfarrers zu sein.

* * *

Die Spuren des Elternhauses in Rammenau hat die Zeit getilgt. Nur einige ehrwürdige Reste bewahrt das kleine Heimatmuseum.

Sein Verweser ist der Postagent des Dorfes, ein stiller, freundlicher Mann mit einem kurzgekrausten Vollbart. Er stand bereitwillig vom Kaffeetisch auf und ging, wie er war, barhäuptig und in Strickjacke und Pantoffeln, mit uns und schloß uns das kleine, winterkalte Museum auf, das vor allem sein und seines Vaters Werk ist. Es ist ein Heimatmuseum mit Gesteinen, Geräten und Antiquitäten aus dieser kleinen Rammenauer Welt.

In einer Ecke liegen in verglasten Kästen die Fichte-Andenken: Bilder seiner Eltern, Bilder und Briefe von ihm und von Zeitgenossen, eine Stammtafel seines Geschlechts, vom Postagenten mit unsäglich Geduld geschrieben, Erstausgaben seiner Werke. Es sind kleine Dinge, aber man be-

trachtet sie, erfreut durch die pietätvolle Liebe, die das alles zusammentrug, der noch ein winziges Zettelchen teuer war, und die einen schlichten Postagenten zu einem kleinen, warmherzigen Fichteforscher werden ließ, der treulich alles kennt, was an den Philosophen in den Grenzen seines versteckten Heimatdorfes erinnert.

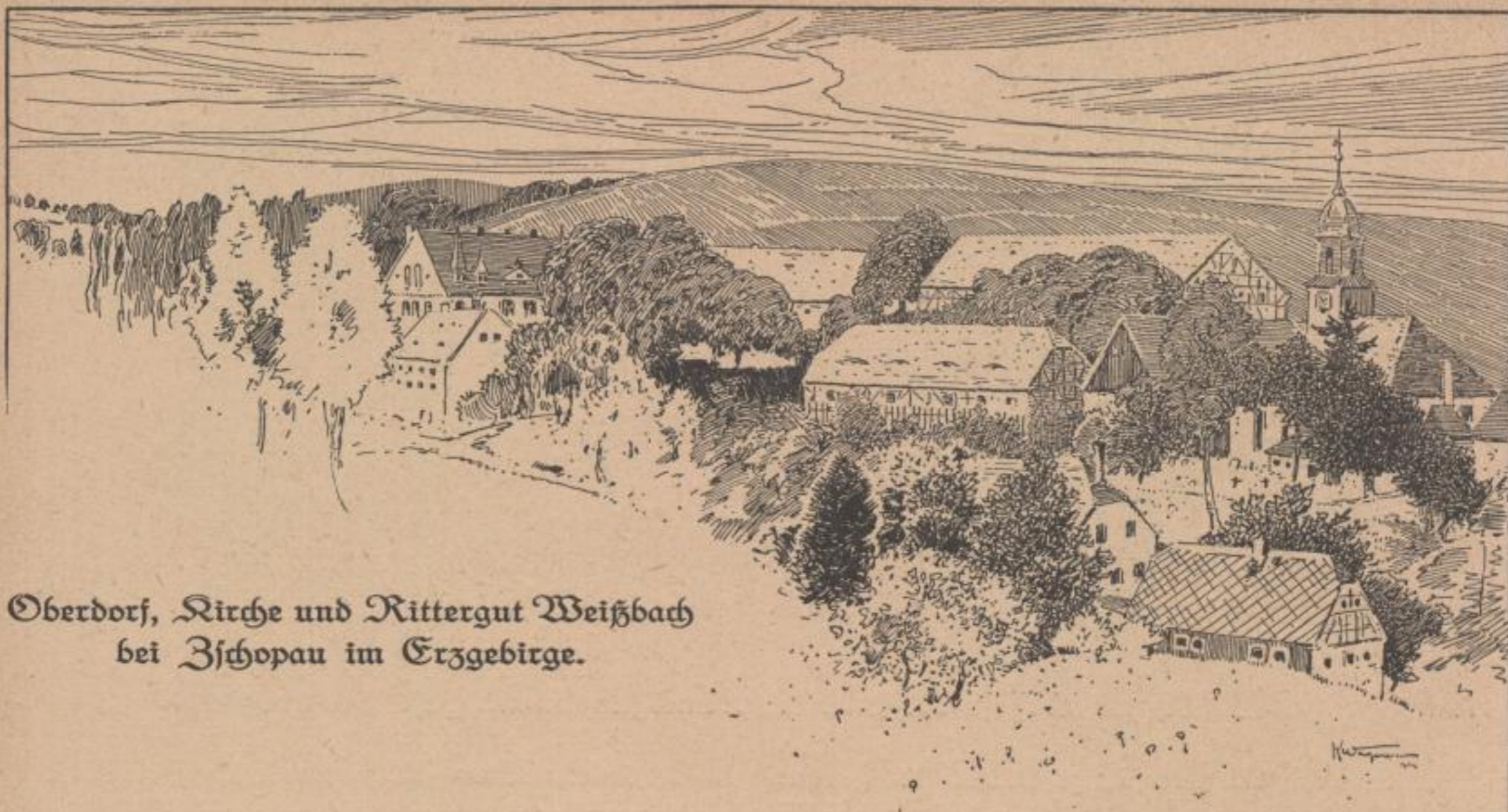
Zwei Gegenstände dieser kleinen Sammlung betrachtet man mit stärkerer Bewegung: die hölzerne Wiege und die bäuerliche Uhr aus Fichtes Elternhaus. Uhr und Wiege — diese beiden Symbole menschlichen Kommens, Daseins und Vergehens blieben erhalten. Die Wiege, die Fichtes erste, unbewußte Atemzüge umschloß, und über die sich seine Mutter neigte, ahnungslos, wessen Mutter sie geworden, und die Uhr, die die Stunden seiner Kindheit abzählte. Unwillkürlich bringt man die Wiege zum Schwingen und sieht sinnend in dieses erste Gehäuse eines Menschen, auf dessen Stimme eine Nation hörte. Und unser Führer rührte an das verstaubte Werk der Uhr, die eine Glocke aus durchsichtigem Glas hat: zwölf helle, gläserne Schläge klangen durch den kleinen Raum, als erwache eine versunkene Zeit nach einem Jahrhundert noch einmal, indes die Wiege lautlos ausschwang und weiter träumte.

* * *

Als wir im winterabendlichen Dunkel, vom Novembersturme rauh umbraust, unter den Sternen dahin, über wogende Feldhöhen und an nachtblaichen Gewässern vorüber nach Grobharthau schritten, klang der gläserne Glockenschlag der Uhr im Ohre nach wie eine helle Mahnung, daß die Ideale, die Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation seinem Volke als Ziele setzte, in unseren Tagen erneut und dringlicher denn je auf Erfüllung drängen: Bildung nicht als auswendig zu lernendes Wissen, sondern als Erziehung des ganzen Menschen, und nicht als Sonderrecht einzelner Stände, sondern als Angelegenheit der Gesamtheit des Volkes zu betreiben.

* * *

Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers Edgar Hahnwald aus „Sächsische Landschaften“, 3. Band der Heimatbücherei des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Dresden 1922.



Oberdorf, Kirche und Rittergut Weißbach
bei Zschopau im Erzgebirge.

Etwas Nachdenkliches aus Wilhelm v. Polenz' Roman „Der Grabenhäger“.*)

„Am Gottes willen! Wieviel Tagelöhner beschäftigen Sie denn eigentlich?“ fragte der Grabenhäger. „Das ist ja eine ganze Armee!“

„Ich halte keine Wanderarbeiter, das ist das ganze Geheimnis“, erwiderte Merten.

„Ich sehe auch keinen Ruhm darin für einen Gutsherrn, daß er möglichst billig arbeitet. Die Landwirtschaft ist eben keine Barchentfabrikation. Die Hauptsache ist und bleibt bei uns, daß jeder, vom Herrn bis zum letzten Hofejungen hinab, seine Sache mit Liebe und Verständnis tut. Und wie können Sie das von solch' hergelaufenem Gesindel verlangen! Die arbeiten dann eben wie der Fabrikarbeiter hinter seinem Stuhle mechanisch und gedankenlos. Früher habe ich mich auch mit solchen Poladen und Russen herumgeschlagen; jetzt habe ich das abgeschafft. Bequemer ist's ja bei weitem, wenn man die Leute so bloß für ein paar Sommermonate kommen läßt, sie kaserniert, sie in Akford bezahlt und sich im übrigen um nichts kümmert. Praktischer mag das sein; aber wie ein rechter Hausvater gehandelt ist es nicht!“

„Aber die Fremden sind doch nun mal weit anspruchsloser als unsere Kerls“, fiel hier Kriebow ein.

„Obenhin betrachtet, mag das ja sein. Aber sehen Sie mal näher zu! Dann werden Sie erkennen, daß auch das kein Vorzug ist. Ich wenigstens mag nicht solches Volk, das sich wegwirft für Schundlöhne. Und man lügt sich dabei als Arbeitgeber nur in den Beutel; denn aus nichts kann nun mal nichts werden. Geld, Mühe und Zeit, die einer in seine Leute steckt, haben sich noch immer gelohnt. Die Herren, welche an der Stelle sparen wollen, treiben Raubbau. 's ist so furchtbar einfach; man dünkte, jedes Kind müßte das einsehen! Wenn sich doch erst die Spekulation darauf werfen wollte, wer die besten Leute hätte! Das wäre

doch noch ein würdiger Wettbewerb. Jeder Mensch hat ja so seine Liebhaberei: der Freiherr Warden z. B. war rein vernarrt in Ziegelsteine und Mauerwerk, und Graf Liendorf, der hatte die Zucht von Rennpferden, in die er ein Vermögen gesteckt hat, und nach ihm Herr von Heelen, der warf sich auf die Moorkultur. So hat hier in Prötkitz jeder sein Stedenpferd geritten. Und ich denke, wenn das einmal sein muß, dann ist es immer noch am besten, man wendet die Liebhaberei seinen Leuten zu. Nehmen Sie die Lehre an, Herr von Kriebow, von einem alten Mann: Ich habe schon manchen Landwirt kopheister schießen sehen, — und die wunderlichsten Dinge waren oft daran schuld, — aber ein Grundbesitzer, der darüber zu Grunde gegangen wäre, daß er seine Leute zu gut gehalten hätte, der soll mir erst noch gezeigt werden.“

„Sehr gut weiß ich, daß man mit scheelen Blicken nach Prötkitz sieht. Ich frage einen Menschen, ist denn das ein Verbrechen, seine Leute gut halten? Wem fällt es denn ein, einem Landwirt daraus ein Verbrechen zu machen, wenn seine Herde oder sein Stall in guter Pflege sind! Und ist der Mensch nicht mehr als das liebe Vieh? Herr von Kriebow, ich habe von der Pötte auf gedient, ich habe die Nöte des gesamten Standes an meinem Leibe erfahren, buchstäblich! Denn einst war ich Arbeitnehmer, jetzt bin ich Arbeitgeber. Ich kann also wohl ein Wort mitreden. Und ich sage Ihnen: Das ist ein schlechter Landwirt, der nicht mit der einen Hand ebensoviel gibt, wie er mit der anderen nimmt. Es ist ja der oberste Grundsatz in der Wirtschaftslehre! Wie man die Felder und Wiesen in gutem Dung erhält, wie man kultiviert und melioriert, darüber sind tausende gelehrter Bücher und Abhandlungen geschrieben worden, darüber werden, Jahr aus, Jahr ein, unsere jungen Leute auf Universitäten und Akademien belehrt. Darin haben wir es sehr weit gebracht! Aber bei allem unseren Wissen und Können, finde ich, hat man das eine vernachlässigt, und zwar gerade das wichtigste; ich meine unseren ländlichen Tagelöhnerstand. Und das ist sehr schlimm, für die Grundbesitzer noch schlimmer als für die Arbeiter selbst. Wenn man zu wenig füttert, geben die Kühe magere Milch, und wer mit dem Dünger geizt, darf sich nicht wundern, wenn ihm der Acker spärlich zuträgt.“

*) Wilhelm von Polenz, der zwei pommersche Landwirte, wie folgt, sprechen läßt, war selbst praktischer Landwirt. Er bewirtschaftete das Rittergut Obercunewalde in der Lausitz, mit etwa 110 Aekern unterm Pflug, und das in der Zeit, die durch den Namen „Capriol“ gekennzeichnet ist. „Der Grabenhäger“ ist übrigens 1897 erschienen. — Wilhelm von Polenz starb im 43. Lebensjahre 1903.



Etwas von der Hundebblume und dem scharfen Beobachtungssinn unserer Vorfahren.

Von Dr. Horst Höfer in Meifen.

Wer will sagen, auf Grund welcher Verfügung eines hohen Kultusministeriums die Hundebblume (*Leontodon Taraxacum*, L.) vom Lehrer der kleinsten Dorfschule im entferntesten Gebirgsdorf wie des Gymnasiums der Großstadt brav und mit Nachdruck als Löwenzahn vorgestellt werden muß. Jedenfalls geschieht es, und dazu in allen Schulen mit seltener Hartnäckigkeit. Aber ohne Berechtigung, es sind durchaus nicht bei sämtlichen Exemplaren die dreieckigen, namengebenden Lappen an den Laubblättern der Blattrosette zu beobachten. So haben z. B. Hundebblumenblätter in dichter Gemeinschaft mit anderen Pflanzen, insbesondere auf einer Wiese, durchaus ganzrandigen Umriss mit höchstens welligen Einbuchtungen. Unsere Vorfahren, und zwar die mit mehreren „Ur“ vor der Bezeichnung „Großvater“ oder „Großmutter“, waren weit schärfere Naturbeobachter: sie standen sozusagen mit der Natur auf

Du und Du. Sie waren ja auch gezwungen, in anderer Weise als wir, unmittelbaren Nutzen aus der Pflanzenwelt zu ziehen — man denke an die Heilmittel für Mensch und Tier — oder sich vor Nachteilen und Schäden — man denke an Gifte — zu bewahren. Es ist ungemein interessant, einmal an den vielen Volksnamen für die Hundebblume zu untersuchen, mit welchen Augen sie von unseren scharf beobachtenden Vorfahren im weiten deutschen Sprachgebiete angesehen wurde. Das, was für Jung oder Alt das Kennzeichnende, das Charakteristische war, bestimmte den Namen, der sich dann im Volksmunde bis in unsere Zeit gehalten hat und sich selbst vom „Löwenzahn“ des Schulmeisters nicht so leicht totmachen läßt.

In der Gegend von Augsburg sieht man in unserer Hundebblume ein Medizin spendendes Kraut, insbesondere gegen Augenübel, und nennt sie deshalb seit Alters her



Bauerngehöft in Rathewalde im Elbsandsteingebirge.

Augenwurz. Da ihr Milchsaft in Kraut und Wurzel aber auch Milch, Harn und Stuhlgang fördert, so heißt sie in der Gegend von St. Gallen Milchbluoma, in Oesterreich Milchrödel, in Zweibrücken Bettseger und in Schlessien Mistfinke. In anderen Gegenden wieder war die Freude an den Blütenköpfen mit ihren etwa 100 bis 200 zählenden goldgelben Zungenblüten, in konzentrische Kreise geordnet, für die Benennung maßgebend: die Altmärker und Mecklenburger heißen sie deshalb Dotterblume, während die Pommern und andere das reine Gelb der Blüten mit dem der Butter- oder Schmelzbluoma vergleichen zu können glaubten und Butterblume sagen. In der Altmark kam die Vorstellung von einem gelben, dicken Blütenkopf, dem Gäldickopf, auf. Den Bremischen ist ihr Leuchten das Wesentliche, sie heißen sie darum Leuchten, Sonnenwirbel und Sonnenwurz. Ist in dieser Hinsicht vielleicht der stolzeste ihrer Namen. Hier ist aber nicht bloß die leuchtende Farbe ausschlaggebend gewesen, sondern die feine Beobachtung, daß sich die Blüte, besser gesagt der Blütenstand, immer der Sonne zuwendet. Kinder stecken sich gern aus den langen hohlen Stengeln Ringe und flechten die Ringe zu Ketten. Darum spricht man in großen Teilen der Schweiz und Süddeutschlands von Ringelblumen, Ringele und Ringelstöck, in Schwaben von Kettenblumen.

Ist der Blütenstand zum Fruchtstand geworden, so hat er sich mit seinen vielen einsamigen Früchtchen, je mit einem zierlichen Haarkelch (Pappus) versehen, zu einer ansehnlichen lichtgrauen Kugel umgewandelt, zur Later-

nenblume. Eine Wonne für die Kinder ist es, sie auszapfen und die einzelnen Früchtchen still ihre Lustreise antreten zu sehen. Pustblume heißt es darum in der Mark und weit weg davon auch auf Helgoland, wo die beinahe allgegenwärtige Hundebblume gerade vermöge ihrer „Pustigkeit“ und Fliegfähigkeit auch hin verbreitet worden ist.

Steht dann das einstige Blütenlager später als Fruchtlager nackt da, eine kleine vertiefte Narbe überall da aufweisend, wo einst ein reifes Früchtchen saß, ehe es fortsegelte, vom Wind oder Kindermäulchen ausgepustet, so war für gute Beobachtung und Humor abermals Gelegenheit, eine neue Pflanzenbezeichnung zu erfinden: Mönchskopf und Mönchshaupt, Mönchsbatten und Mönchsköpflein melden in dieser Hinsicht die botanischen Sprachforscher. Sie kennen aber auch noch gröbere Ausdrücke, bei denen weniger Humor als Spottlust Erfinder gewesen ist, so Pfaffenplatte, Pfaffendistel, Pfaffenkron, Pfaffenkrut (Aargau) und Pfaffenröhrlein. Auch über die Hauptblütezeit der Hundebblume wußten unsere Altvorderen selbstverständlichen Bescheid, sonst wären Bezeichnungen wie Märzblumen und Maistöcke oder Majabluma (Appenzell) nicht aufgekomen. Im engsten Zusammenhang mit der Landwirtschaft sind andere Bezeichnungen, die uns ohne Weiteres eine grasgrüne Weide mit Tausenden von gelben Blumensternen vor Augen führen: Kuhblume (Salzburg und Westfalen) bez. Kuhbuschen (Deidesheim) und Pferdeblume (Ostfriesland) bez. Pferdeblume und Roß-

blume (Nargau). Ob in diesem Zusammenhange auch die Bezeichnung Schäfchenblume mit Recht zu erwähnen ist, ist eine Frage. Ganz etwas anderes sahen in unserer Blume Namensgeber, die sie Saurüssel und Sauschnabel, ohne Zweifel nach der Form der Knospe, nannten. Den Ausdrücken Schweineblume und Schweinestöckel liegt wohl dieselbe Vorstellung zu Grunde. Wieder eine andere äußere Eigenschaft war maßgebend, nämlich die der Laubblattform, bei den Deutschen in der Schweiz und merkwürdigerweise in Ostpreußen, die Wienschwanz, d. i. Weihenschwanz, zu ihr sagen. Mit die auffälligste Erscheinung, die selbst unserer heutigen, naturblindenden Generation nicht entgeht, ist das

Vorhandensein eines übrigens bitteren, aber durchaus nicht giftigen Milchsaftes, von dem alle Teile der Pflanze strotzen. Die sinnfällige, weiße Flüssigkeit war einstens die nahe-
liegende Veranlassung zu Benennungen wie Milchdistel, Saichblümel im bayrischen Lechgebiet, welches Wortes erste Silbe im Saich- oder Seichtuch wiederkehrt, Saumelke und Seicherin (Schwaben). Damit ist die Aufzählung der zum Teil uralten Volksnamen für die Hundesblume keineswegs erschöpft. Fast in jeder Gegend des deutschen Sprachgebiets scheint sie aber den Beschauern gegenüber ein anderes Gesicht gemacht zu haben, und danach kriegte sie ihren Namen ab, in vielen Gauen auch deren mehrere. Alle beweisen die trefflichere Beobachtungsgabe



Die Spitzhäuser bei Zehren a. d. Elbe.

des Volkes, wie man sie heute vergeblich suchen würde. Eine Zusammenstellung aller Volksnamen für die Hundeblyume, die in dem vorliegenden Aufsätze keineswegs vollständig ist, würde beinahe in kurzen Stichworten einer lückenlosen Beschreibung ihrer äußeren Eigenschaften und Eigentümlichkeiten gleichkommen.

Wir nannten sie im Vorstehenden immer *Hundeblyume*. So ist es üblich in großen Teilen Sachsens, aber auch in Ostfriesland, Oldenburg, überhaupt von der Weser bis Schleswig-Holstein. Eine Erklärung dieses Wortes ist schwer zu geben. Vielleicht bieten Namen wie *Hundsveilchen*, *Hundskamille* und *Hundspetersilie* im Gegensatz zum echten, d. h. wohlriechenden Veilchen, zur echten, Tee spendenden Kamille und zur geschätzten Gartenpetersilie einen Anhalt. Dann würde „Hund-“ die Bedeutung gemein, im Gegensatz zu edel und wertvoll haben. Und das hätte Sinn, wenn man bedenkt, daß unsere Hundeblyume in der Tat so ziemlich überall anzutreffen ist. Sie ist, wie der Botaniker sich ausdrückt, „gemein“. Auf Wiesen und Grasplätzen, namentlich sofern sie mit Jauche gedüngt sind, auf alten Kleeäckern, auf sandigen Triften und Wegen, auf Schuttplätzen, selbst auf Moorwiesen und in lichten Wäldern trifft man sie an. Gibt freilich die Benennung der Appenzeller, die schon öfters erwähnt wurden, mit *Hondszunga* einen Schlüssel zur Lösung des Rätsels vom Worte „Hundeblyume“, so wäre die Form des Laubblattes, das ja je nach Standort ungemein variiert, der Grund der Bezeichnung mit „Hund-“, wenn er überhaupt nicht noch tiefer liegt und mythische, d. h. heidnisch-religiöse Beziehungen hat. Für letzte Auffassung spräche die im Bernschen übliche Benennung *Krotenblyume* (Krötenblyume), wobei man bedenken muß, daß Kröten und besonders Unken (Unglücksunke!) in Sage und Märchen eine gar wichtige Rolle spielen. Hierzu gesellt sich auch ein in Dänemark bräuchlicher, geheimnisvoller Ausdruck *Feudens Melkebötte* (Teufels Milchbottich).

Der Botaniker nennt unsere Hundeblyume, wie bereits verraten, „gemein“. Keineswegs ist aber damit gesagt, daß sie nicht schön sei. Im Gegenteil, wer wollte verkennen, welche Pracht in der leuchtend-gelben Scheibe liegt, die bis

über fünf Zentimeter Durchmesser aufweisen kann? Eine Blumenföne ganz eigener Art ist es, die bereits morgens erstrahlt, sich aber schon abends und bei trübem Wetter und natürlich nachts, verschließt. Wäre die Pflanze selten und hätte sie zudem nicht die merkwürdige Eigenschaft, in der Base ihre Blüten zu unscheinbaren Gebilden zusammenzufalten, sie wäre wie Orchidee, Chrysantheme u. a. ein hochbezahlter Handelsartikel. Dem Kunstgewerbler ist sie nicht entgangen; ihre Blüten, Früchte, Knospen und Laubblätter haben ihm manch geschätztes Motiv geliefert. Ebenso haben Maler und graphische Künstler sie liebevoll verwertet. Daß sie auch manchen Schriftsteller entzückt hat, namentlich in größerer Anzahl wie goldene Punkte in eine sattgrüne Wiese gestreut, oder auch kurze Zeit später in sie als zarte Laternen gesteckt, ist nicht verwunderlich. So schreibt, oder richtiger gesagt, malt unser Landsmann *Edgar Hahnwald* in seinen „Sächsischen Landschaften“ in einem Kapitel über Mühlberg an der Elbe: „... So weit man sieht, breitet sich die grüne Trift von Deichen umzogen. Kinder in hellen Pfingstkleidern tauchen im saftvollen Grase unter. Millionen plustringer Löwenzahnballons aus allerfeinstem Schaumglasgespinnst, vom Sonnenlicht durchschimmert, schweben im Grünen.“

Darf sich denn auch der Landwirt der Hundeblyume freuen oder soll er ihr als einem Unkraut mit allen Mitteln zu Leibe gehen? Er darf sich ihrer recht wohl als eines Kindes der mannigfaltigen Flora freuen, wenn er die gelbblütigen Kräuter nur nicht überhandnehmen läßt, wie manchmal gewisse andere Gelbblütige auf der Sommersaat. Eine kleine Beimischung von Hundeblyumen zu Gras und Heu scheint nach den Erfahrungen alter Praktiker und noch mehr ältester Praktiker — man denke an die Bezeichnungen *Milchrödel*, *Ruhblyume* u. a. — sogar recht gut fürs Vieh zu wirken. Der Landwirt mag demnach ruhig seine Freude an den goldigen Tupfen in seinen Wiesen haben, ganz wie an ein paar Korn- und Feuerblyumen unter Millionen seiner Getreidehalme. Wie öde wäre die sowieso schon arm gewordene Welt, wenn an Pflanzen und Tieren nur all diejenigen vor Ausrottung bewahrt blieben, die dem Menschen unmittelbar Gewinn und Nutzen bringen!

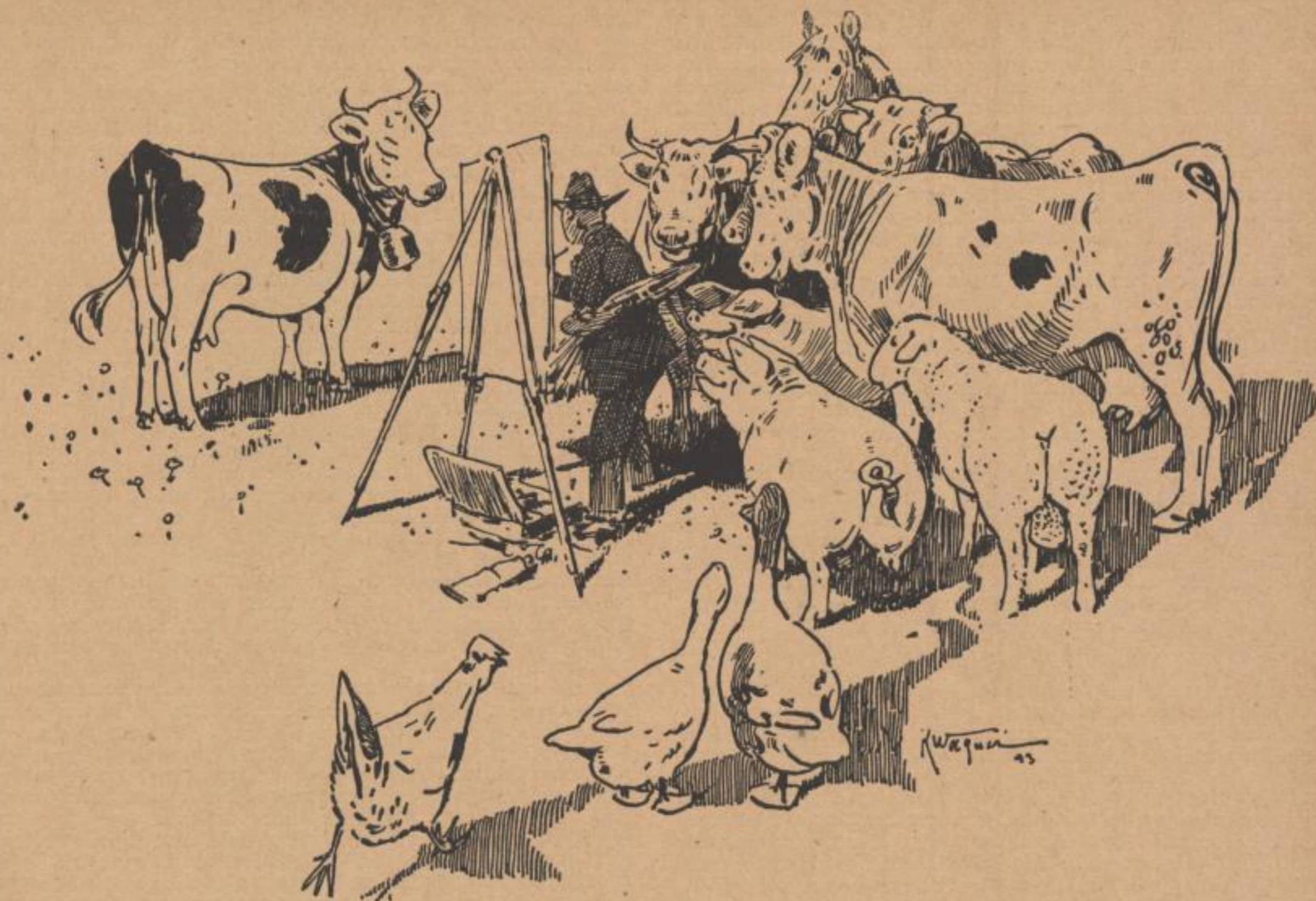


Mittag.

Am Waldesfaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur,
Es ist so still, daß ich sie höre,
Die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenschein auf Wies' und Wegen,
Die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt, als ström' ein Regen
Leis tönend auf das Blätterdach.

Theodor Fontane.



„Sie“ läßt sich für den Sächsischen Bauernkalender malen.

Bauern heraus für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege!

Von Albin Schöne in Trebelschän.

Es ist wohl die jetzige Zeit nicht ungeeignet, ein offenes, indes gutgemeintes Wort über ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und über die so beklagenswerte Landflucht auszusprechen. Mit ihr hängt ja der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern und Dienstleuten zusammen, über welchen die Landwirte klagen und auch mit einem gewissen Rechte zu klagen haben. Man sollte meinen, die letzten Kriegs- und nachfolgenden Revolutionsjahre hätten wegen der in den Städten so scharf hervortretenden Ernährungsschwierigkeiten den Zug vom Lande zum Aufhören gebracht, was indessen, besonders bei den jüngeren Arbeitern und Mädchen, keineswegs der Fall ist. So ist in der Stadt, anscheinend sogar noch zunehmende, Arbeitslosigkeit, auf dem Lande hingegen immer noch Leutemangel.

Ob schon Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits Zug vom Lande nach der Stadt beobachtet werden konnte, so setzte er doch erst in den 70er Jahren im verstärkten Maße ein. Man irrt sich jedoch, wenn man hierfür allein die damals eingeführte Freizügigkeit verantwortlich macht, wie es von landwirtschaftlicher Seite so gern geschieht. Die Freizügigkeit war eine Forderung der Zeit, sie konnte dem Volke auf die Dauer nicht vorenthalten werden, um so mehr, als alle Stände und Berufsklassen von ihr Gebrauch machten. Die Möglichkeit, die Heimat zu verlassen, bestand übrigens schon vorher. Durch die Freizügigkeit wurde der Wohnungswechsel nur etwas erleichtert. Sie hatte für das Land aber auch einen Vorteil: die alten und invaliden Arbeiter konnten, nachdem ihre Arbeitskraft von Stadt und Industrie

ausgebeutet worden war, nicht mehr ohne weiteres nach dem Geburts- oder Heimatsort abgeschoben werden, wo sie oftmals der Gemeinde zur Last fielen. Es ist völlig unmöglich, die Freizügigkeit wieder zu beseitigen; es braucht darüber kein Wort verloren zu werden. Dabei mag nicht verschwiegen werden, daß es jedenfalls kein Fehler, vielmehr sehr oft heilsam wäre, wenn der Freizügigkeit junger Leute einige Schranken gezogen werden könnten.

Nach dem 1870 gegen Frankreich siegreich geführten Kriege und Empfang einer angemessenen Kriegsschädigung wurde der deutsche Name groß in der ganzen Welt. Unsere darauf in staunenswerter Weise sich entwickelnde Handelsflotte durchfuhr bald alle Meere der Welt, förderte den deutschen Handel ganz gewaltig, im Besonderen auch die Industrie, indem sie ihr Rohstoffe aller Art aus Uebersee zuführte. In ganz besonderem Maße erfuhr aber die deutsche Industrie eine mächtige Förderung durch die vom Deutschen Reiche durchgeführte Schutzzollpolitik, durch welche es ihr ermöglicht wurde, einen förmlichen Siegeslauf anzutreten und die Erzeugung von Waren aller Art sowohl für den Innenmarkt, als auch zur Ausfuhr nach dem Auslande in staunenswerter Weise zu steigern. Dazu brauchte sie aber auch Arbeitskräfte in steigendem Maße. Sie wurden zunächst dem Lande entzogen, als sich dieser Quell jedoch als unzureichend erwies oder gar zu versiegen drohte, aus dem Auslande, aus Polen, Galizien, Italien und Rußland in einer solchen Anzahl herangeholt, daß in den rheinischen Industriezentren ganze polnische Arbeiter-

dörfer entstanden, was gewiß nicht als ein gesunder Zustand angesprochen werden kann. Aber auch die ausgedehnten, Hackfrucht-
bau treibenden großen Güter zogen große Scharen polnischer Ar-
beiter herein, die indessen als Saisonarbeiter im Spätherbst
Deutschland mit dem verdienten Gelde meistens wieder verließen,
um im Frühjahr wieder zurückzukehren.

Das war eine Glanzzeit für die deutsche Volkswirtschaft. Die
Städte wuchsen und dehnten sich aus in ungeahnter Weise, end-
lose Straßenzüge mit hohen Miethäusern entstanden, Fabrik an
Fabrik wuchs aus der Erde. Die die Industrie mächtig fördernde
Schifffahrt ließ bald keinen Winkel der Erde unbesucht, um deutsche
Waren abzusetzen und Rohstoffe einzunehmen. Eisenbahnen wur-
den nach allen Richtungen und Landesteilen gebaut, so daß keine
Stadt und kein Industrieort von ihnen unberührt blieb.

Aber auch die Landwirtschaft blieb in der Entwicklung nicht
zurück. Auch sie hat sich in beispielloser Weise entwickelt und
vermochte, unterstützt durch die bedeutende Zufuhr ausländischer
Futtermittel und Düngemittel, ihre Erzeugung so zu steigern, daß
sie die Nahrungsmittel für die von 40 Millionen auf 68 Mil-
lionen angewachsene Bevölkerung bis auf einen geringen Bruch-
teil zu beschaffen vermochte.

Indessen die Entwicklung und Blüte der deutschen Volkswirt-
schaft war nicht ganz gesund; sie ging in viel zu raschem Tempo
vor sich. Zu schnell sich entwickelnder Wohlstand hat erfahrungs-
gemäß immer seine Gefahren. Zudem war das Land, das un-
zweifelhaft die Grundlage einer gesunden Volkswirtschaft bildet
und bilden muß und daher auch gesund und kraftvoll bleiben
muß, in jeder Hinsicht vernachlässigt und zurückgesetzt, dagegen
Stadt und Industrie nach jeder Richtung bevorzugt.

So wurde beim Bau von Eisenbahnen angeblich im fis-
kalischen Interesse nur auf die Städte und Industrieorte, selten
aber auf die Landwirtschaft Rücksicht genommen. Wie schwer hielt
es doch oft, an der die heimliche Flur durchschneidenden Eisen-
bahn eine Haltestelle zu erlangen. Der Postbetrieb auf dem
Lande blieb auf das Notwendigste beschränkt und gleich dem Fern-
sprechverkehr mit allerlei Erschwerungen und Nebengebühren be-
packt und damit erheblich verteuert. Garnisonen wurden über-
haupt nur in größere Städte gelegt, wodurch die jungen Landjöhne
für das Stadtleben empfänglich gemacht wurden. Ebenso war
es mit allen gehobenen und Berufsschulen. Dagegen wurde dem
Lande in Bezug auf die allgemeine Volksschule nur das Aller-
notdürftigste zuteil. Es kam hinzu, daß die Stadt durch die
staunenerregenden Fortschritte in Technik und Kunst, sowie in Be-
zug auf alle Errungenschaften der Wissenschaft den Stadtbe-
wohnern Annehmlichkeiten und Genüsse bieten konnte, die das
Land nicht im Entferntesten zu bieten vermochte. Auch konnte
die Landwirtschaft bei den damaligen so überaus niedrigen Ge-
treide- und Viehpreisen nicht Löhne zahlen, wie die viel ver-
dienende Industrie, ebenso nicht die Arbeitszeit verkürzen, wie
diese. Die Folge von alledem war eine Massenabwanderung
vom Lande nach der Stadt.

Indessen die Abwandernden waren nicht allein Arbeiter; sie
rekrutierten sich vielmehr aus allen Ständen. Vermochte man
doch in der Stadt neben einem angenehmen Leben sich meistens
ein ungleich höheres Einkommen als auf dem Lande zu sichern.
Aber auch die meisten Landwirte lehrten dem Lande den Rücken
und zogen, nachdem sie ihre Güter verkauft oder ihren Kindern
übergeben hatten, nach der Stadt; bot doch diese damals so
viel Angenehmes, dazu die billigen Lebensmittel, die die Land-
wirtschaft dorthin lieferte!

Alles dieses förderte die Landflucht mächtig.

Schon vor vielen Jahren wiesen weitblickende Männer darauf
hin, daß das Land die Grundlage eines gesunden Staatswesens
sei, aus der das gesamte Volk Erfrischung und Erstarbung schöpft,
daß daher das Wohlbefinden der Landbevölkerung die erste Be-
dingung des gesamten staatlichen Wohlbefindens sei und des-
halb das Land der allerbesten Pflege bedürfe. Bereits vor
nahezu 30 Jahren ließ Heinrich Sohnrey, den man sehr zutreffend
als den Vater der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege be-
zeichnet, als Bedruf die Schrift „Der Zug vom Lande und die
soziale Revolution“ erscheinen, in welcher er die damals gar nicht
beachtete Volksbewegung recht eindringlich zu schildern gewußt
hat. Er erkannte schon damals mit scharfem Blick die immer
deutlicher hervortretenden Klassengegenätze und die gefahrdrohen-
den sozialpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten. Er sah voraus,
daß die zahlenmäßige Ueberlegenheit der in der Industrie zu-
sammengedrängten Menschen auch eine politische Ueberlegenheit
dieser Massen nach sich ziehen würde, die, losgelöst von Heimat
und Scholle, nur das Eine in die Waagschale des Lebens zu werfen
haben: ihre Arbeitskraft. Sohnrey wies schon damals auf die

drohende Gefahr für Staat und Volk in der unbändigen Kraft
der zusammengeballten Massen hin und sprach die prophetischen
Worte aus: „Wer die Zeiten der Zeit versteht, der kann den
Zug vom Lande zur Stadt nur deuten als den Zug zur Revo-
lution oder zum Tode.“ Was Sohnrey damals vorausgesagt,
ist tatsächlich eingetroffen, und wir wissen noch nicht, ob unser
armes deutsches Volk noch den Leidensweg durch den Bolschewis-
mus wird gehen müssen, was gleichbedeutend wäre mit
seinem Tode.

Es wäre sicher verfehlt, wenn man die Schuld an dieser
verhängnisvollen Entwicklung allein den Regierungen und Volks-
vertretungen der letzten Jahrzehnte zuschieben wollte, obgleich
beide an dem schrecklichen Zusammenbruch nicht ohne Schuld
sind. Wenn die notwendig gewordenen Reformen rechtzeitig zur
Ein- und Durchführung gebracht worden wären, würde es zur
Revolution sicher nicht gekommen sein. Schon unser großer
Denker und Dichter Goethe hat vor mehr als 100 Jahren ge-
sagt: „Revolutionen sind unmöglich, sobald die Regierungen ge-
reicht und fortwährend wach sind, so daß sie durch zeitgemäße Re-
formen dem Volke entgegenkommen und sich nicht lange sträuben,
bis das Notwendige von unten erzwungen wird.“ Hier ist jeden-
falls vieles verjäumt worden. Auf der einen Seite gab man
dem Volke das freieste Wahlrecht der Welt; auf der anderen Seite
hielt man gewisse Volksklassen nieder. Dazu nicht selten die
Ueberhebung und Ueberspannung im Offizierswesen und Akade-
mitertum. Die Kraft eines Volkes ist gleichbedeutend mit der
Kraft seines Rechtsgefühls, Pflege des Rechtsgefühls ist gleich-
bedeutend mit Pflege der Gesundheit und Kraft des Staates.
Hierin ist eben viel gefehlt worden. Gerechtigkeit erhöht ein
Volk. Man gab durch die zwiespältige Behandlung der Sozial-
demokratie Stoff zur Anklage, zur Verhöhnung der Volksmassen
und, was das Schlimmste war, zur Erötung aller Vaterlandsliebe
in den Herzen weiter Volkskreise. Das hat sich bitter gerächt.
Hat es denn den maßgebenden Stellen nicht zu denken gegeben, daß
Deutschland, trotzdem es zweifellos der bestverwaltete Staat war,
den besten Beamtenkörper, die beste Rechtspflege, die besten Ein-
richtungen in Bezug auf Schulwesen, Steuerwesen, Eisenbahnen,
Post, Verkehrsstraßen, besonders aber in Bezug auf die soziale
Gesetzgebung besaß, doch die größte Zahl an Sozialdemokraten
aufwies? Ein Beweis, daß nicht alles war, wie es sein sollte!

Wenn man die alleinige Schuld den regierenden Klassen auf-
bürden wollte, so wäre dies sicher zu weitgehend. Sohnrey mißt
die Schuld an dieser verhängnisvollen Entwicklung mit großem
Recht dem Lande selbst bei. Fand er doch mit seinen Mahnungen
und Bestrebungen in landwirtschaftlichen Kreisen recht wenig
Entgegenkommen, in einigen Kreisen sogar eine feindselige
Stimmung, weil man irrtümlicherweise annahm, er wolle
mit seinen Anregungen die Landarbeiterschaft der Land-
wirtschaft entfremden. Die Gleichgültigkeit der Landbevöl-
kerung, im Besonderen der Landwirte, gegenüber diesem
großen Problem ist wirklich unbegreiflich. Gerade die Kreise,
für die die ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege berechnet ist,
stehen ihr mit einer erstaunlichen Gleichgültigkeit gegenüber, oder
verhalten sich ihr gegenüber wohl gar ablehnend. Wenn gesagt
wurde, es fehlt jedenfalls an Aufklärung, so muß erwidert werden
es will sich ja Niemand aufklären lassen. Wenn ein Vortrag
oder eine Besprechung über Wohlfahrtspflegefragen stattfindet,
so sind sicher nur wenige Landwirte anwesend. Andererseits wird,
wenn ein Jahr nach Einführung einiger Wohlfahrtsmaßnahmen
die Dienstbotennot nicht sogleich behoben ist, über die Wohlfahrts-
pflege das absprechendste Urteil gefällt. Das ist eben das Be-
trübende, der Materialismus, die Jachucht und Geldsucht hat viele
für Alles, was nicht sofort den gewünschten Nutzen, womöglich
in barem Gelde, bringt, völlig unempfindlich gemacht. Man
klagt und schimpft nur immer über sich zeigende Mißstände, allein
etwas tun zu deren Abstellung will Niemand. Man sollte doch
wissen, mit Zwang, Gewalt und Gesetzesparagrafen ist hier
nichts zu machen. Deshalb, wenn wir ehrlich sein wollen, müssen
wir offen bekennen, wir alle sind nicht ohne Schuld
an der schrecklichen Lage unseres unglücklichen
Vaterlandes.

Es muß indes immer wieder einem vielfach unzutreffenden
Irrtum entgegengetreten werden, als sei die Wohlfahrtspflege
eine Art Wohltätigkeit, die im Geben und Nehmen besteht.
Keineswegs, sie hat mit der Wohltätigkeit gar nichts zu tun, die
Wohlfahrtspflege ist, wie Sohnrey sagt, kein Einzelmittel, sondern
etwas Uebergeordnetes, das sich in einer Fülle von Einzelauf-
gaben auswirken soll. Das Wort soll den ganzen Inbegriff von
Mitteln bezeichnen, mit denen wir die innere Gesundung der
ländlichen Lebensverhältnisse, insbesondere den Ausgleich der
schroffen Klassengegenätze, die Zusammenfassung der vereinzelt

Menschenkräfte wirtschaftlicher und ethischer Art, das tatkräftige Zusammenwirken aller Bevölkerungsklassen zur Verhütung oder Beseitigung wirtschaftlicher Uebelstände und zur Erstarbung des Landvolkes in sozialer, körperlicher und sittlicher Beziehung in idealster Gemeinschaftsarbeit erreichen wollen. Dabei ist die Selbsthilfe der Grundgedanke der Wohlfahrtspflege. Die irrtümliche Verwechslung der Wohlfahrtspflege mit Wohlthätigkeit steht einer allseitigen tatkräftigen Beteiligung an ihr oft recht hinderlich im Wege, und zwar bei den Besitzenden aus Mißgunst gegen die austretenden, nichtbesitzenden Klassen und seitens der letzteren mit der hier schlecht angebrachten Forderung: „Wir wollen keine Wohlthaten, wir wollen unser Recht!“ Diese falschen Auffassungen müssen in erster Linie mit allem Nachdruck bekämpft werden, wenn man auf diesem Gebiete etwas erreichen will.

Ein anderer Irrtum besteht in der Auffassung, die Wohlfahrtspflege bedürfe größerer Mittel. Auch dies ist nicht der Fall. Es kann, wie die Erfahrung an vielen Stellen gelehrt hat, mit wenigen Mitteln begonnen und doch viel erreicht werden, weil sie durch mancherlei Veranstaltungen sich nach und nach ergänzen und beschaffen lassen. Man braucht damit von dem Anfang sich nicht abschrecken, auch die Geldfrage als hier und da vorgeschobenen, willkommenen Vorwand nicht gelten zu lassen.

Man hat meistens der Abwanderung nach der Stadt in keiner Weise oder viel zu wenig entgegen zu arbeiten gesucht, auch geschieht jetzt sehr wenig, um Abgewanderte dem Lande zurückzugewinnen, obgleich in den Dörfern manche leerstehende Auszugswohnung frei und bewohnbar gemacht werden könnte, um Familien Wohnung zu verschaffen und zur Milderung der schrecklichen Wohnungsnot beizutragen, wenn man nur wollte. Die Hauptaufgabe dürfte indes vorläufig darin bestehen, die Leute vom Fortziehen abzuhalten und sie heimattreu zu machen. Das kann indessen nur damit geschehen, das Leben auf dem Lande so angenehm und wohnlich wie möglich zu machen. Wir müssen, wie ein eifriger und erfolgreicher Förderer ländlicher Wohlfahrtspflege sagt, dem Leben der Landbewohner einen solchen Inhalt geben und es so durchgeistigen, daß die Sehnsucht nach der Stadt und das Verlangen, dorthin zu ziehen, gar nicht erwacht. Das Landleben hat auch seine besonderen Reize, es muß nur richtig gepflegt und gestaltet werden. Wenn dazu noch etwas getan wird, um das Leben auf dem Lande vielseitiger und abwechslungsreicher zu machen, so wird, was in erster Linie notwendig ist, der Mensch mit der Heimat verwachsen, und Heimatliebe wird in sein Herz einziehen. Wo Heimatliebe ist, ist aber auch Vaterlandsliebe.

Die Wohlfahrtspflege verlangt allerdings Arbeit und Betätigung nicht einzelner, sondern aller, wenigstens vieler Gemeindemitglieder. Ohne Mühe kein Preis! Zunächst muß das Zusammengehörigkeitsgefühl geweckt werden. Eine Landgemeinde muß eine Gemeinschaft, eine Arbeitsgemeinschaft bilden. Die Absonderung in verschiedene Klassen, wozu auf dem Lande immer viel Neigung vorhanden ist, muß bekämpft werden. Mit allgemeinen Familienabenden muß zwar begonnen werden, allein mit der Abhaltung solcher, so erwünscht, ja notwendig sie auch sind, ist es nicht getan. Die Dorsteute müssen angehalten und erzogen werden, zusammenzustehen in den Bestrebungen zur Verschönerung ihres Heimortes und zur Veredelung des Landlebens. Was kann in dieser Beziehung nicht alles geschehen und in gemeinsamer Arbeit erreicht werden! So u. a. in Sachen der Krankenpflege, des Begräbniswesens, der Pflege des Gottesackers, der Natur- und Kunstdenkmäler, der Beschaffung von Spielplätzen für die Jugend, von Badegelegenheiten und Wasserleitungen, bei Bestrebungen zur Verschönerung des Heimortes, bei Verhinderung oder Beseitigung unschöner, das Dorfbild verschandelnder oder dem Dorfscharakter nicht entsprechender Bauten, durch Einführung von Lesesabenden und Errichtung von Volksbibliotheken, durch Pflege von Musik und Gesang und Turnvereinen, bei Verschönerung der Gottesdienste durch Gesang und Musik, durch Feiern von Heimats- oder Volksfesten, durch Einrichtungen für die dienende Jugend, bei Bestrebungen zur Errichtung eines Gemeindehauses sowie bei Förderung der Ansiedlung durch Beschaffung von Bau- und Gartenland und durch tätige Mithilfe beim Bau von Arbeiterwohnhäusern oder Errichtung von Siedlungen usw.

Welch eine Fülle von Aufgaben! Was ließe sich in unabhängiger Gemeinschaftsarbeit zur Verschönerung und Veredelung des Landlebens nicht alles erreichen? Wer aber ist bereit mitzuhelfen? Nach den bisherigen Erfahrungen leider nur Wenige. Es müssen die Gemeindevorstände, besonders aber die Geistlichen, Lehrer und die wohlmeinenden größeren Gutsbesitzer die Führung übernehmen. Es müssen zur Mitarbeit in Eintracht und

Gemeinschaftsgefühl alle Dorfeinwohner bereit sein, Anässige wie Unanässige, Großbauern und Kleinbauern, Häusler und Arbeiter, Beamte wie Gewerbetreibende, Keiner von ihnen darf beiseite stehen. Hier heißt es: Alle in eine Front! Sich auf den Herrenstandpunkt stellen, oder in gnädiger Herablassung und vornehmer Zurückhaltung nur ein bißchen mittun, das geht allerdings nicht. Die Zeiten sind eben vorbei!

Was ließe sich in Gemeinschaftsarbeit nicht allein schon bei der Fürsorge für die dienende Jugend erreichen, und wie notwendig es hier! Der Mangel an landwirtschaftlichen Dienstboten wird bei den bäuerlichen Besitzern immer fühlbarer. Bis jetzt hat man sich mit der Einstellung von Maschinen und Inanspruchnahme des elektrischen Stromes beholfen. Allein beides hat nur auch seine Grenze! Ohne Leute geht es eben nicht. Mühte da nicht alles beizeiten getan werden, um die jungen Leute so lange als möglich der Landwirtschaft zu erhalten? Bis jetzt ist aber hierin nur wenig, man möchte sagen, so gut wie nichts geschehen. Statt daß die eben der Volksschule entwachsenen Kinder — solche sind es ja nur — wie Kinder behandelt und betreut werden, kümmert sich die die Eltern vertretende Dienstherrschaft meistens recht wenig um sie, wenn sie nur zur Arbeit rechtzeitig zur Stelle sind. Statt wie in früheren Jahren die jungen Leute zur Familiengemeinschaft zu ziehen, was in kleineren Wirtschaften doch recht gut möglich ist, werden sie meistens als minderwertig angesehen und behandelt und zu Essenszeiten in eine meistens nicht besonders ausgestattete Gesindestube gesteckt. Statt sie zur Ausnützung der Fortbildungsschule und zur Vermehrung ihrer Kenntnisse, die sie in ihrem späteren Leben oft recht nötig haben, anzuhalten, wird ihnen die Fortbildungsschule oft geradezu verweigert und nach Möglichkeit beschnitten. Statt ihnen die Wege für ihr späteres Fortkommen und Schicksal zu ebnen, kümmert sich in der Regel kein Mensch um sie. Das ist es ja eben, was die männlichen Dienstboten so bald als möglich von der Landwirtschaft fortreibt oder sie ganz meiden läßt. Das ist der Mangel der Möglichkeit zu einem Aufstieg. Sie können hier nichts werden. Knechte können sie aber auch nicht bleiben. Die meisten Besitzer wollen überhaupt nur jüngere, höchstens 20 Jahre alte haben. Was wird mit den älteren Knechten? Sie wollen doch auch einen Herd und Familie begründen. Wollen sie bei der Landwirtschaft bleiben, so können sie bei den bäuerlichen Besitzern nur während der Sommermonate tage- oder wochenweise Beschäftigung finden. Wovon sollen sie aber leben und ihre Familien unterhalten? Kann man es ihnen verdenken, wenn sie rechtzeitig bei der Bahn, der Post oder der Industrie ein Unterkommen und dauernde Arbeitsstelle sich zu verschaffen suchen? Wie oft kann man jetzt beobachten, daß Eltern auch vom Lande Bedenken tragen, ihre konfirmierten Söhne der Landwirtschaft zuzuführen, sie vielmehr gleich nach der Schulentlassung in eine Fabrik als Lehrling eintreten lassen, weil sie später als gelernte Arbeiter gesicherte Stellungen und bessere Entlohnung zu erwarten haben als ungelernete, die erst mehrere Jahre in bäuerlichen Diensten gestanden hatten, was für sie in gesundheitlicher Beziehung entschieden besser gewesen wäre, von ihnen jedoch aus Rücksicht auf ihre Zukunft nicht genügend gewürdigt wird.

Etwas Anderes würde es schon sein, wenn den männlichen Dienstleuten nach längerem Dienen in der Landwirtschaft sich die Aussicht böte, später in den Besitz einer eigenen Scholle, eines Häuschens mit Garten zu gelangen, das heißersehnte Ziel eines jeden Arbeiters. Wenn auch die Männer notgedrungen sich andere Beschäftigung suchen müßten, so würden doch deren Frauen und Kinder den Landwirten zu manchen Zeiten eine große und willkommene Hilfe bieten. Aber nur das verständnisvolle, durch die Arbeitsgemeinschaft bedingte Zusammengehen und Zusammenwirken kann aus unanässigen Arbeitern wieder heimattreue Besitzer machen. Da indessen in letzter Zeit der Neubau von Wohnhäusern nahezu ganz unmöglich ist, so könnte man wenigstens daran denken, die in vielen Dörfern noch vorhandenen, das Dorfbild meist verschandelnden Reststellen früherer ausgeschlachteter oder von größeren Gütern aufgesaugter Restgutsstellen in Häuslerstellen umzuwandeln, was oftmals mit geringen Kosten möglich sein würde.

Im Vordergrunde mühte allerdings die im Reichsriedlungsgesetz geforderte Wiederherstellung von Bauernstellen für die große Anzahl von Bauernsöhnen stehen, die den väterlichen Hof nicht bekommen können, aber auch den Besitz einer eigenen Scholle anstreben. Hier mühte alles getan werden, damit bei ihnen ihre auch für Volk und Stand wichtigen Wünsche auf Erlangung einer Existenz bez. eines Besitztums Erfüllung finden können. Nebenbei sei noch auf einen sehr beachtenswerten in der „Sächs. Landw. Zeitschrift“ zum Abdruck gelangten Vorschlag des Herrn Schomerus hingewiesen, dahingehend, durch Abtrennung von einigen Hektaren

Land zur Anlegung von Obst- und Gartenanlagen auf Schaffung von Nahrungsstellen für ihre landwirtschaftlich ausgebildeten Söhne hinzuwirken, für die mancher Vater ein Gut nicht kaufen kann.

An allen diesen Maßnahmen zur Sehaftmachung von Landwirten und besonders von Arbeitern möchte die Landwirtschaft nicht achtlos und nicht in bisheriger Gleichgültigkeit vorübergehen, sind dieselben doch recht wohl geeignet, einer später möglicherweise über die Landwirtschaft in schrecklichster Weise und Gestalt (Rußland!) hereinbrechenden Katastrophe vorzubeugen.

Eine kleine, mit geringen Mitteln zu erreichende, immerhin beträchtliche Hilfe zur Linderung der Dienstbotennot dürfte schon sein, die jungen Leute zum längeren Aushalten in landwirtschaftlichen Diensten zu veranlassen. Da kann schon viel durch eine angemessene Behandlung und Achtung geschehen und dadurch, daß man in ihnen nicht ein minderwertiges Geschöpf, sondern den gleichberechtigten, aber meistens noch erziehungsbedürftigen Menschen erblickt. Und ferner, daß man Dienstleute, die sich durch Treue und tadelloses Betragen auszeichnen, achtet und entsprechend ehrt. Man wolle ja nicht vergessen, daß das Dienen bei fremden Leuten keineswegs so leicht ist.

Bei dem landwirtschaftlichen Verein Rühren hat man seit mehr als 30 Jahren die Auszeichnung treuer Dienstboten in der Weise ein- und durchgeführt, daß solche, die mindestens drei Jahre auf einer Stelle in Dienst waren, mit einem Ehrendiplom, und solche, die fünf Jahre bei einem und demselben Dienstherrn tätig waren, außerdem durch Ueberreichung eines Ehrengeschentes — bei den männlichen in Form einer Wanduhr, bei den weiblichen in Form eines mit eingebraunten Widmung versehenen Kaffeegeschirrs — ausgezeichnet werden. Die Ehrung wird auf einem durch feierliche Ansprachen, Gefänge, andere Darbietungen eindrucksvoll gestalteten öffentlichen Familienabend vorgenommen, an welchem die Eltern der auszuzeichnenden Dienstboten, sowie die ganze Gemeinde teilnimmt. Es sind bisher alljährlich eine Anzahl junger Leute auszuzeichnen gewesen — im Jahre 1922 waren es wieder 16, dabei auch 5, die durch Ehrengeschente auszuzeichnen waren — und man hat beobachten können, daß diese Ehrung viele Dienstleute veranlaßte, längere Zeit im Dienste auszuhalten, und ferner daß in den hier in Frage kommenden Ortschaften die Dienstbotennot nicht so scharf hervortritt. Uebrigens werden durch diese Auszeichnung auch die Herrschaften mit geehrt.

Es muß indes noch mehr geschehen. In jeder Gemeinde muß für die männlichen Dienstleute eine passend ausgestattete,

im Winter geheizte Stube zu ihrem abendlichen Beisammensein nach ihrem meist schweren Tagewerke zur Benützung stehen. In ihren Gestindestuben können sie meistens wegen Ersparung von Beleuchtung und Heizung sich nicht lange aufhalten, auch wird dieser Aufenthaltsraum mangels jedweder Abwechslung auf die Dauer unerträglich eintönig. Die jungen Leute haben aber das Bedürfnis, mit ihresgleichen zusammenzukommen und sich mit ihnen auszuplaudern. Da sie jedoch hierzu keine andere Gelegenheit haben, so werden sie auf die Straße oder ins Wirtshaus getrieben, was indessen beides recht unerwünscht ist. Wenn sie einen wohllich eingerichteten Raum haben, wo ihnen harmlose Spiele, wie Dame, Halma, Lotto, Schach usw. zur Verfügung stehen und wo sie, allerdings unter Aufsicht eines rechtlich gesinnten Mannes oder einer energischen älteren Frau, sich unterhalten, spielen, lesen und Volkslieder singen können, werden sie Straße und Wirtshaus meiden. Wenn man noch weiter gehen wollte, könnte allwöchentlich wenigstens einen Abend der Geistliche oder ein Lehrer oder auch ein Beamter zu ihnen gehen, ihnen Passendes vorlesen, vortragen, mit ihnen besprechen, ihre Gefänge leiten oder ihnen sonstige Anregung geben. Und wenn sie dann so weit erzogen wären, könnten sie sich selbst aus ihren Reihen einen Vorstand wählen, der auf Ordnung sieht und darauf hält, daß um 10 Uhr abends Schluß gemacht wird und daß Keiner sich nachher noch johlend auf der Straße heruntreibt. Dies wird einen wunderbar erzieherischen Einfluß auf die jungen Leute ausüben, sie veranlassen, sich so zu führen, daß sie länger in dem Orte bleiben und in späteren Lebensjahren sich dessen noch gern erinnern werden. Die Kosten für Miete, Beleuchtung, Beheizung und Beaufsichtigung dieses Aufenthaltsraumes dürften für die Dienstherrschaften erschwinglich sein und sich indirekt wohl bezahlt machen.

Für die jungen Mädchen muß indes in anderer Weise gesorgt werden. In wohlmeinenden Wohlfahrtspflegekreisen strebt man an, das Spinnen und Weben, sowie die früheren Spinnabende wieder zur Einführung zu bringen. Mit dem Spinnen und Weben, so gut der Gedanke an sich selbst auch ist, wird man kein Glück haben, beides ist von den Zeitverhältnissen längst und gründlich überholt. Die Spinnabende waren indes früher für die dienenden jungen Mädchen eine Erholung und Erquickung, auf welche sie sich den ganzen Tag über freuten und wodurch ihnen ihre schwere Arbeit sehr erleichtert wurde. Obgleich sie alle Abende eine bestimmte Anzahl Gebinde Garn spinnen und anderen Tages abliefern, somit fleißig sein mußten, so hatten sie doch dabei Gelegenheit, sich auszuplaudern, zu scherzen und zu flagen.

Du sollst nicht meinen, daß das allein gestohlen heiße, wenn Du Deinem Nächsten das Seine ausführst, sondern, wenn Du siehst Deinen Nächsten Not leiden, Hunger, Durst leiden, keine Herberge, Schuh und Kleider haben, und hilfst ihm nicht, so stiehst Du gleich so wohl, als wenn Einer dem Andern das Geld aus dem Beutel oder Kasten stähle; denn Du bist ihm schuldig zu helfen in seiner Not. Denn Deine Güter sind nicht Dein. Du bist allein ein Schaffner darüber gesetzt und daß Du sie austeilest denen, so es bedürfen.

Dr. Martin Luther.

Es ist der Welt not ein strenges, hartes, weltliches Regiment, das die Bösen zwingt und dringt, nicht zu nehmen noch zu rauben und wiederzugeben, was sie borgen, ob es gleich ein Christ nicht soll wiederfordern noch hoffen; auf daß die Welt nicht wüste werde, Friede untergehe, und der Leute Handel und Gemeinschaft gar zunichte werde, welches Alles geschehen würde, wo man die Welt nach dem Evangelio regieren und die Bösen nicht mit Gesetzen und Gewalt treiben und zwingen sollte, zu tun und zu leiden, was recht ist. Darum muß man Straßen rein halten, Friede in Städten schaffen und Recht in Landen handhaben und das Schwert frisch und getrost hauen lassen auf die Uebertreter.

Dr. Martin Luther.

Diese Spinnabende müßten jedoch in der Form von Strick- oder Nähabenden wieder eingerichtet werden. Zu diesem Zwecke müßten die Herrschaften bereit sein, den Mädchen reihum ihre Wohnstuben oder sonstige gut geheizte und belichtete Stuben zu überlassen, ihren Gehilfinnen auch wohl dann und wann eine Kanne Korn- oder Malzkaffee, der ihnen ja wenig kostet, bereit zu stellen. Um diese Abende für die jungen Mädchen fruchtbar zu gestalten, müßte die Lehrerin, sofern eine im Orte ist, oder die Frau des Lehrers, des Geistlichen usw. von Zeit zu Zeit diese Mädchenzusammenkünfte besuchen, hierbei schöne Gedichte oder Erzählungen vorlesen oder Märchen erzählen oder auch mit ihnen mancherlei die Gemüter der jungen Mädchen beschäftigende Angelegenheiten besprechen, vielleicht mit ihnen auch harmlose Spiele ausführen und nebenbei ihnen bei Anfertigung ihrer Handarbeiten mit Anleitung an die Hand gehen. Wieviel angenehmer würde der mitunter recht schwere Dienst der Stallmägde durch diese keine nennenswerten Kosten verursachende Einrichtung sich gestalten lassen! Wie sehr würde ihnen das Leben auf dem Lande und in einem solchen Orte gefallen und sie zu längerem Bleiben ver-

Alle diese Einrichtungen würden geeignet sein, die jungen Mädchen nicht allein in wirtschaftlicher, sondern auch in sittlicher und sozialer Beziehung zu heben. Auch zu letzterer beizutragen, müssen die Herrschaften bereit sein. Handelt es sich doch um ihre treuen Gehilfinnen, mit denen sie meist tagtäglich in Stall, Garten und Feld arbeiten. So dürfen sie u. a. nicht ruhig mit ansehen, daß diese als minderwertige Personen angesehen und behandelt werden. Wie oft ist auf dem Lande zu beobachten, daß Töchter von Landarbeitern, Bauarbeitern, Bahnleuten usw., die sich für zu gut halten, bei Landwirten Dienste zu nehmen, vielleicht etwas Schneidern oder in einer Fabrik usw. arbeiten, ballfähig sind und an Jugend- und manchen Vereinsbällen teilnehmen können. Sobald ein Mädchen sich aber in die Landwirtschaft vermietet, da ist sie nicht mehr ballfähig. Als Dienstmagd wird sie sonach als minderwertig betrachtet, obgleich sie vielleicht die ordentlichste und anständigste Person ist. Können denn die Herrschaften dulden und mit ansehen, daß ihre Gehilfinnen hinter Schneider- und Fabrikmädchen zurückgestellt werden? Braucht man sich da zu wundern, wenn Eltern, die ihre Kinder lieb haben und mit Recht



anlassen, sie dagegen ein in vier Steinwände eingekästeltes städtisches Dienstmädchen nicht beneiden lassen! Sollte dies nicht eine passende, vielleicht die einzige Gelegenheit sein, auf die jungen Mädchen erzieherisch einzuwirken? Man wolle doch mit allem Ernst daran denken, es handelt sich um die künftigen Mütter des künftigen Geschlechtes!

Die vom Landeskulturrat abgehaltenen Kochlehrgänge für Landtöchter haben sich ausgezeichnet bewährt und, wo sie durchgeführt worden sind, haben sie großen Anklang gefunden. Man muß sich nur wundern, daß von dieser wertvollen Einrichtung nicht noch mehr Gebrauch gemacht wird. Leider fehlt es immer an Persönlichkeiten, die sich der Mühe unterziehen und die Sache in die Hand nehmen. Derartige Haushalt- und Kochlehrgänge sollten aber nicht allein für die Bauertöchter, sondern auch für die dienenden Mädchen abgehalten werden, damit sie lernen, mit bescheidenen Mitteln ein schmackhaftes und nahrhaftes Essen zu bereiten, was sie in der Landwirtschaft meistens nicht lernen, weil sie nicht in die Küche kommen, die die Landwirtsfrau in der Regel selbst besorgt. Ein gutes Kochen und ein wirtschaftliches Haushalten führt zu glücklichen Ehen und schafft zufriedene Menschen, die wir in heutiger Zeit so notwendig brauchen. Wie dankbar würden die dienenden Mädchen für diese Einrichtung, die sich mit geringen Mitteln an Zeit und Geld ermöglichen ließe, ihren Herrschaften sein! Sie würden jedenfalls viel beitragen, die Mädchen für das Land zu erhalten.

verlangen, daß sie mit entsprechender Achtung behandelt werden, Bedenken tragen, ihre Kinder der Landwirtschaft zuzuführen?

Hierbei möchte gleichzeitig auf ein weiteres Zeichen der Zeit hingewiesen werden und zwar darauf, daß es jetzt mehr Wirtschaftsgelhilfen in der Landwirtschaft mit der Bedingung „Familienanschluß“ gibt als Knechte. Ebenso ist es mit den Mädchen. Es gibt in der Landwirtschaft eher eine Stütze für die Landwirtsfrau, allerdings „mit Familienanschluß“, als eine Magd. Gibt das nicht zu denken? Wer weiß diese Zeichen der Zeit zu deuten? Es sind eben andere Zeiten! Wie es den Anschein hat, kommen wir zu amerikanischen Verhältnissen, wo der Arbeiter es seinem Arbeitgeber sehr verübeln würde, wenn er seine Mahlzeit nicht mit ihm am gleichen Tische einnehmen wollte.

Das sind so einige kleine, aber recht wohl beachtliche Mittel, die Dienstbotennot auf dem Lande etwas zu mildern. Ein großes Mittel, richtig angefaßt und durchgeführt, könnte jedenfalls die Arbeitslosenversicherung werden. Sie müßte allerdings unter tätiger Mithilfe der Arbeitnehmerschaft verwaltet und ein großer Teil des Bedarfes auf sie umgelegt werden, damit die Arbeiter an ihrer richtigen Durchführung ein lebhaftes Interesse haben und vor Allem auch daran, daß auch arbeitet, wer arbeiten kann, daß nicht etwa solche Leute Unterstützung beziehen, die nicht arbeiten wollen, und daß der Zuzug nach der Stadt unterbunden wird, wenn es dort an Arbeitskräften nicht fehlt, in der Landwirtschaft sie jedoch notwendig gebraucht werden. Die Arbeitslosenver-

sicherung ist zweifellos eine Notwendigkeit. Mit der jetzigen Arbeitslosenunterstützung geht es auf die Dauer nicht, es muß auf baldige Aenderung des unhaltbaren, Reich und Gemeinden ruinierenden Zustandes hingewirkt werden. Man ist geneigt, es als einen großen Fehler und als Kurzsichtigkeit zu bezeichnen, wenn die Landwirtschaft gegen die Arbeitslosenversicherung sich ablehnend verhält, angeblich weil bei ihr Arbeitslose nicht vorkommen. Der Nutzen der Arbeitslosenversicherung wird ihr in erheblichem Maße zugutekommen. Sollte sie zudem nicht erzieherisch wirken?

Besonders auf das Erzieherische haben wir, wie von allen um des Vaterlandes Wohl und Zukunft besorgten Männern erkannt und betont wird, einen ganz besonderen Wert zu legen. Sagt doch Otto Braun in seinen nachgelassenen Tagebuchblättern mahnend: „Das Höchste muß uns sein, daß Geist, Gemüt und Kultur unseres Volkes wachsen. Aber wohin man sieht: Flachheit, Gleichgültigkeit und Ratlosigkeit. In dessen gegenüber dem quälenden Gefühle des geistigen Tiefstandes der jetzigen Generation hilft nur tätige Teilnahme an allem Gegenwärtigen und ein fester Wille zur Besserung.“ Wir sehen aber jetzt noch viel mehr und noch viel Schlimmeres! So sagt Havenstein in seinem lesenswerten Buche „Nichts als Erzieher“ gewiß nicht ganz mit Uebertreibung: „Wer dürfte es wagen, heute von deutscher Treue und deutscher Redlichkeit zu sprechen? Wahrlich, man könnte verzweifeln am deutschen Wesen, gäbe es nicht eine Vergangenheit, an der sich das Auge erholen und erlaben kann, wenn es sich von dem Anblick der Gegenwart, ihrer Verwilderung und Verdorbenheit mit Ekel abwendet.“

Zudem sieht es mit einer Besserung dieser beklagenswerten Zustände sehr schlimm aus. Woher soll auch Besserung kommen? Meist steht man diesem Problem ratlos und verständnislos gegenüber. Getan wird meistens nichts oder herzlich wenig. Arbeitet man doch von vielen Seiten, besonders von Regierungsseite, mit großem Eifer daran, die Religion aus der Schule ganz zu entfernen; in die Kirchen gehen nur Wenige, von den jüngeren Leuten meistens Niemand. Anscheinend will es bedauerlicherweise vielen Geistlichen auch nicht gelingen, einen erzieherischen Einfluß auf die heranwachsende Jugend zu gewinnen. Man klagt, das Krebsübel ist die Sucht der Jugend nach Genuß. Sehr richtig! Aber wir fragen: Was wird den jungen Leuten besonders auf dem Lande auch geboten? Nichts weiter als Tanz, Kino und Kartenspiel, Zigaretten und Cognak. Niemand kümmert sich um sie. Die Jugend will allerdings Freude, Heiterkeit, Lebenslust und Abwechslung haben. Kann man ihr das verargen? Waren wir nicht auch einmal jung? Die Freude muß ihr nur in der richtigen Form geboten und die Lebenslust in die richtigen Bahnen gelenkt werden!

Es kommt hinzu, daß bedauerlicherweise der männlichen Jugend die große scharfe Erziehungsanstalt fehlt, die der frühere Heeresdienst bildete. Steht nicht zu befürchten, daß die Verwilderung, von der Havenstein in seinem erwähnten Buche spricht, nicht ab-, vielmehr zunimmt? Die Militärzeit wird in ihrem erzieherischen Einfluß manchem jungen Mann sehr fehlen! Sagt doch der im letzten Kriegsjahre leider gefallene geistreiche Otto Braun, der Sohn der bekannten Sozialistin Lilo Braun, in seinen Tagebuchnotizen: „Ich empfinde allmählich, wela eine fabelhafte Erziehungsanstalt das preußische Heer ist. Das widrige, für die persönliche Ehre fast unerträuliche Schimpfen der Unteroffiziere bildet, vereint mit dem Stalldienst, eine wahrhaft unvergleichliche Schule. Man lernt eben alles aushalten und sich zusammennehmen, weil man es muß, der Dienst ist wahrhaftig herrlich, und gerade, daß es Momente gibt, wo man nicht mehr zu können meint, macht ihn so fruchtbar, seelisch wie körperlich.“

Diese herrliche Erziehungsanstalt gibt es leider nicht mehr. Wir haben es mit unserer unbeareiflichen und unentschuldbaren Selbstentmannung sogar soweit kommen lassen, daß unsere äußeren und inneren Feinde die allgemeine Wehrpflicht bei uns nicht dulden, während alle Völker um uns herum sie haben. Wir haben es eben herrlich weit gebracht!

Einen ausgezeichneten, dabei hervorragend erzieherisch wirkenden Ersatz für die allgemeine Wehrpflicht und Militärzeit dürfte das bereits mehrfach angeregte allgemeine Arbeitspflichtjahr bilden, das mit allen Kräften angestrebt werden möchte. Jeder junge Deutsche müßte dem Vaterlande ein Jahr dienen und bei einfachster Gewährung des Unterhaltes für dasselbe arbeiten. Es kann selbstverständlich nicht Aufgabe sein, an dieser Stelle des Näheren auf diese hochwichtige Angelegenheit einzugehen. Nur sei erwähnt, daß zwar die Einführung des Arbeitspflichtjahres erhebliche Mittel beanspruchen würde, weil Alles, was

früher in jahrzehntelanger Arbeit beim Militär an Einrichtungsgegenständen angeschafft und aufgespeichert worden war, nach der Revolution veräußert, meistens verschleudert und verschoben worden ist und nun wieder neu angeschafft werden müßte. Die Durchführung dagegen würde sich wenig kostspielig gestalten, weil die für Unterhaltung der Mannschaften und der ganzen Einrichtung aufzuwendenden Kosten durch den Wert der geleisteten Arbeiten einen Ausgleich finden dürften, um so mehr, als die den jungen Leuten zu gewährende Löhnung wie früher beim Militär nur auf Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse bemessen werden darf, denn das Arbeitspflichtjahr soll ein Erziehungs- und Arbeitsjahr, dagegen kein Vergnügungsjahr sein. Um geübete Arbeit wird man nicht verlegen zu sein brauchen, die wird sich leicht und ausreichend finden, so u. a. bei Bewirtschaftung der großen Staatsgüter, bei Meliorationen, bei Entwässerung von Sümpfen und Mooren, bei Urbarmachung von Oedungen und Flußniederungen, bei Flugregulierungen und Anlegung von Fallverren, bei Straßen- und Bahnbauten, bei Aufforstung von Kahlstellen usw. Auch bei elementaren Ereignissen, in Notjahren bei Bergung der Getreide- und Kartoffelernte — in solchen Fällen jedoch nur gegen hohe Vergütung — könnten die Mannschaften herangezogen werden, bei Streiks in lebenswichtigen Betrieben müßten sie die gegebene technische Nothilfe bilden.

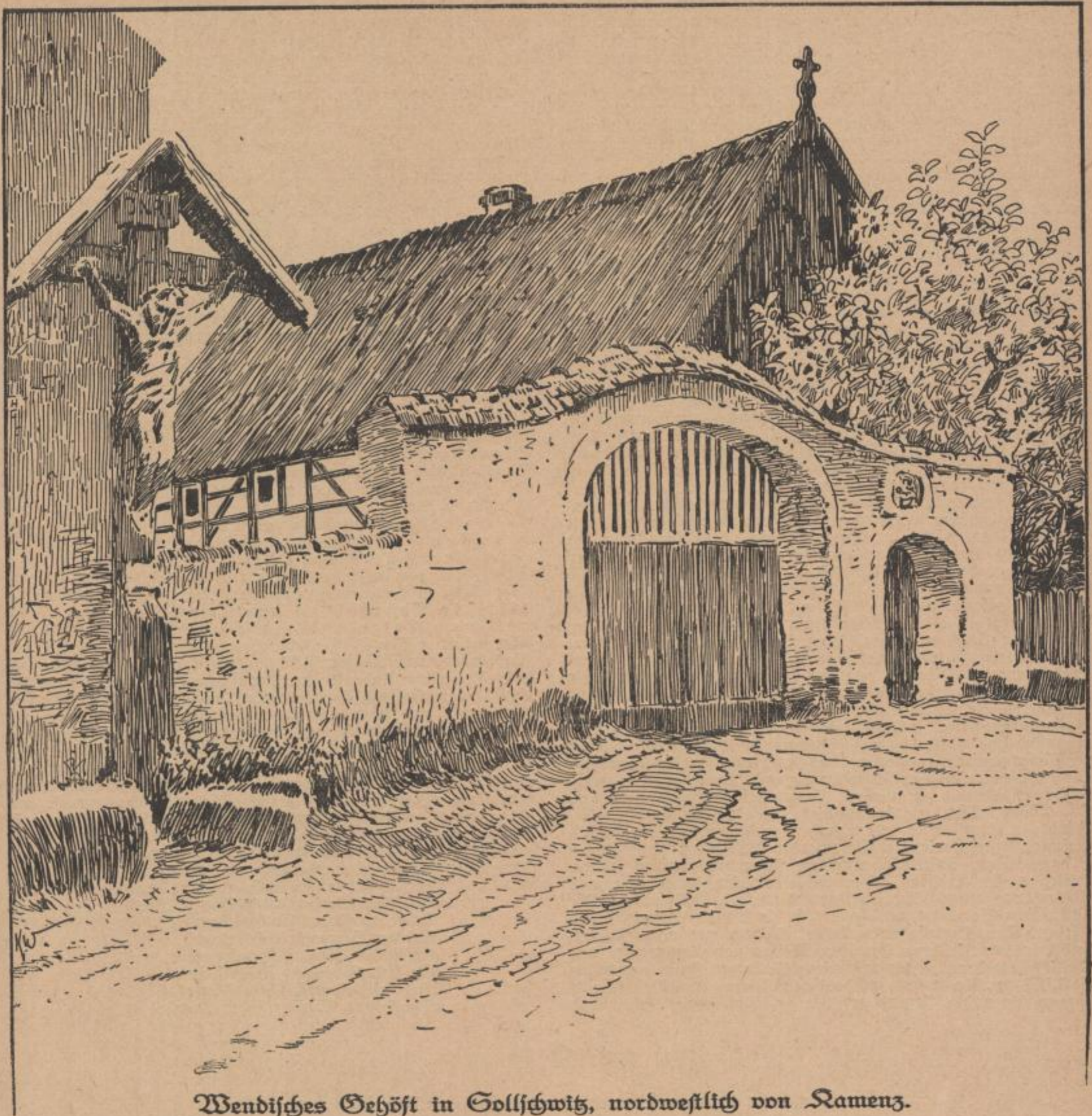
Selbstverständlich müßte die Arbeitspflicht eine allgemeine sein, kein Schul- oder Arzzeugnis, wie auch kein anderes Privilegium dürfte von ihr entbinden. Die Behandlung der jungen Leute müßte eine militärisch strenge, doch aber gerechte sein. Ohne strenge militärische Manneszucht wird man nichts erreichen können. Neben nützlicher Arbeit müßte tüchtig geturnt und sonstige den Körper stählende und Gewandtheit erzeugende Bewegungsspiele vorgenommen werden. Und was die Hauptsache sein dürfte, den jungen Mannschaften müßte Unterricht in verschiedenen Fächern wie in einer Volkshochschule und als deren gleichzeitiger Ersatz erteilt werden.

Der Nutzen dieser Einrichtung für Volk und Staat, besonders aber für die jungen Männer selbst würde ein großer, unübersehbarer sein, für die letzteren besonders in erzieherischer Hinsicht. Denn schon das Zusammenführen der jungen Leute aus allen Ständen und Volksklassen würde versöhnend und ausgleichend wirken. Es würde dazu führen, daß ein Stand den anderen achten, und daß Jeder auch andauernd arbeiten lernt. Was aber auch nicht als gering zu veranschlagen sein wird: die Erzeugung von Nahrungsmitteln würde so gesteigert werden, daß die Ernährung auch einer wachsenden Bevölkerung vollständig unabhängig vom Auslande sich gestalten würde.

Immerhin dürfte der Hauptwert des Arbeitspflichtjahres auf das erzieherische Moment zu legen sein und hierauf auch die ganze Einrichtung zugeschnitten werden müssen, worauf eigentlich auch Staatsminister Dr. Boelckh eindringlich hinweist, indem er fordert: „Nationale Erziehung des heranwachsenden Staatsbürgers zu lebendiger Staatsgesinnung, die auf der klaren Erkenntnis des Wesens des Staates beruhen und in der Selbstverantwortung des Einzelnen gegen Staat und Volk gipfeln muß.“

Ja, dahin zu wirken muß unser aller Pflicht sein, besonders auch die der Landwirte. Wenn Rittergutspächter Obendorfer in Limbach in seinem in der Oekonomischen Gesellschaft zu Dresden gehaltenen Vortrage so schön und treffend sagt: „Wir müssen uns bewußt sein, daß wir nicht um unserer selbst willen die Landwirtschaft betreiben, sondern eben die große Aufgabe haben, unsere Mitmenschen im Reiche restlos zu ernähren“, so möchte man dem hinzufügen, daß wir, weil das Land und die Landwirtschaft in anerkannter Weise den Jungborn bilden, aus dem die Nation immer wieder Erneuerung und Verjüngung erfahren soll, die große und unabsehbare Aufgabe haben, dem Staate ein mit körperlichen, geistigen und sittlichen Kräften erfülltes und innerlich gefestigtes Menschenmaterial zuzuführen. Nur wenn das Land und die Landwirtschaft in dieser zweifachen Weise den Anforderungen der Nation zu entsprechen vermögen, werden sie ihre Pflicht erfüllt haben und das deutsche Volk vor Entartung, Verfall und Untergang bewahren. Hierzu braucht jedoch das Land und die Landwirtschaft nicht allein den Schutz des Staates, sondern im Besonderen die Förderung ihrer Interessen im weitestgehenden Umfange.

Wohl haben wir ein Gesetz für Wohlfahrtspflege und auch ein solches für Jugendwohlfahrtspflege erhalten, allein die zur Ein- und Durchführung dieser Gesetze notwendigen Einrichtungen



Wendisches Gehöft in Gollschwitz, nordwestlich von Ramenz.

werden ein großer, mit vieler Mühe und mit Geldkosten errichteter Bau bleiben ohne rechten Inhalt, so lange ihm der nötige Unterbau, der lebendig machende Geist zur Gemeinschaftsarbeit fehlt. Dekonomierat Lembke sagte in seinem am 23. Januar 1923 in Dresden gehaltenen Vortrage sehr richtig, die schlimmen Zustände und Erscheinungen in unserem Volke würden nicht beseitigt durch das Gesetz, sondern nur durch uns selbst. Und eine durchgreifende Jugendpflege würde nicht von Erfolg sein. Der Geist muß es machen, der Buchstabe des Gesetzes tötet. Deshalb müssen wir bestrebt sein, den rechten Geist für Wohlfahrts- und Heimatpflege in unsere Gemeinden zu bringen. Dazu bedarf es langer, zäher Arbeit, denn zunächst sind es nur Wenige, die zur Mitarbeit bereit sind. Leider fragen viele zuvörderst: „Was habe

ich davon?“ statt zu fragen: „Was hat die Gesamtheit deiner Gemeinde und deines Volkes davon?“ Auch hat sich das Gespenst der Hoffnungslosigkeit in viele Gemüter eingeschlichen, das allen Mut und Glauben an den Staat lähmt und eine Jammerstimmung erzeugt, die den Verfall Deutschlands als etwas Unabwendbares hinnimmt und jedes Mittun zum Zwecke des Besserwerdens in Volk und Vaterland entschieden ablehnt. Wenn nun ferner nicht immer gemeiner Materialismus, kalter Geschäftssinn oder ödtes Geniebertum der Gemeinschaftsarbeit hindernd im Wege stehen werden, so wird noch mehr der gerade auf dem Lande sich so breit machende „alte Schlendrian“, der Todfeind allen notwendigen Fortschritts und jeder besseren Anregung und Neuerung, zu bekämpfen sein.

Alles Klagen über die schlimmen Erscheinungen in unserem Volke ist zwecklos, ebenso alles Hoffen und Warten auf Hilfe durch Gesetzgebung und Ausland. Zweckvoll ist nur der feste, unbeugsame Wille zur wiederaufbauenden Gemeinschaftsarbeit und vor Allem zu zielbewußtem Schaffen an der Kraft und Würde unseres deutschen Volkes im Sinne der lebendigen deutschen Volkseele. Und wir dürfen hoffen! Entgegen den leider gerade bei den Deutschen sich zeigenden internationalen Weltbeglückungserscheinungen mancher Träumer beginnt sich in allen Volkskreisen als etwas Selbstverständliches ein starkes Nationalgefühl zu regen, das hoffentlich bald so weit erstarkt, um das für unser Volksleben so schädliche Parteiwesen und die schon von Napoleon I. bespöttelte und stark ausgenützte Uneinigkeit erfolgreich zu bekämpfen.

Moral und Religion waren bei vielen unserer Volksgenossen im Kurzwerte stark gesunken. Indessen schon längst macht sich eine gesunde Gegenbewegung stark bemerkbar und die Anschauung geltend, daß, wenn man dem deutschen Volke die Religion nimmt, man ihm auch Gemütswerte raubt, was unbedingt zur Verflachung der Geisteskultur führen muß.

Aus allen diesen Gründen dürfen wir hoffen! Unser zertrretenes deutsches Volk hat sich aus viel traurigeren Zuständen wie heute emporgearbeitet; es hat einen dreißigjährigen Krieg überstanden, war vor mehr als 100 Jahren vollständig in Stücke zerfallen und hat sich doch wieder emporgearbeitet, sogar zu unvergleichlicher Höhe. Und da sollten wir ganz verzweifeln? Nein, das wollen und dürfen wir nicht! Das würde unsere Entschlußkraft und Tatkraft lähmen und uns nicht vorwärts bringen. Laßt uns besser werden, bald wird's besser sein! Die große Not des Vaterlandes wird für viele Volksgenossen eine scharfe Lehrmeisterin sein, ihnen die Notwendigkeit des deutschen Einheitsbewußtseins einhämmern, auch deutschen Fleiß und treue Pflichterfüllung wieder zu Ehren bringen. Das kann aber nur vom Lande aus geschehen, denn hier sind die alten deutschen Tugenden: beharrlicher Fleiß, Sinn für alte, gute Sitte, Ordnungssinn und das Gefühl für treue Pflichterfüllung noch nicht abhanden gekommen. Wie 1813 es in der Hauptsache deutsche Bauern waren, die dem Rufe ihres Königs folgten und den Preußischen Staat und damit ganz Deutschland vor dem Untergange retteten, so soll auch diesmal die Rettung vom Bauernstande ausgehen. Es soll von ihm ausgehen ein anderer Geist, der Geist für Wahrheit, Ordnung, Sitte und wahre Heimat- und Vaterlandsliebe. Hierzu ist es nötig, diesen Geist in unseren Dorfgemeinden noch mehr zu wecken und zu pflegen. Das kann am besten und nachhaltigsten geschehen durch umfassende ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, daß wir alle Dorfbewohner zur Gemeinschaftsarbeit für Verschönerung und Veredelung des Landlebens und damit zur wahren Heimatliebe zu erziehen suchen. Vor Allem müssen wir bei unserer Jugend, dem künftigen Geschlechte, einsetzen und mit dem großen, wichtigen Erziehungswerke beginnen, indem wir die sich regenden Kräfte in die richtigen Bahnen leiten. Wir müssen unserer Jugend das Leben lebenswerter machen und ihr edlere Genüsse bieten, dabei aber auch Absehen vor allem Niedrigen und Gemeinen heibringen. Die Sucht, das Leben zu genießen, läßt so oft in Sumpf, Schamheit und Charakterlosigkeit versinken. Führen wir unsere Jugend zurück zu dem Reichtum deutschen Wesens und Denkens, zu den Quellen, aus denen echtes und reines Volkstum fließt, aus denen die Liebe zur Natur und zur deutschen Heimat erwächst. Nur so können wir unsere Jugend erziehen zu pflichttreuer Arbeit und

zur Ehrfurcht vor Höherem, Reinerem, besonders aber auch vor unserer eigenen Vergangenheit, was zweifellos einen heilsamen Einfluß auf die Wiedergesundung der deutschen Volkseele und des ganzen deutschen Volkes ausüben würde. Hier mitzuwirken, sind in erster Linie die Lehrer und Geistlichen berufen, in deren Hand die Erziehung der Jugend gegeben ist. Eine Verpflichtung hierzu kann ihnen nicht abgenommen werden.

So müßten namentlich die Geistlichen, eingedenk ihrer Verpflichtung, die sie mit Übernahme ihres Seelsorgeramtes in einer Landgemeinde eingegangen sind, ihre ganze Kraft zur Lösung dieses hochwichtigen Problems einsetzen. Dies ist eine schwere, mit viel Arbeit verbundene, manche Enttäuschung bringende Aufgabe. Welch herrlichen Lohn verheißt sie aber auch! Welche Befriedigung muß es gewähren, wenn es den Geistlichen gelinzt, den Gedanken Fichtes zum Gemeingut zu machen, daß der Einzelne für die Gemeinschaft da ist, aber nicht umgekehrt. So nur kann der so viele Gemüter beherrschende Egoismus und Materialismus überwunden werden. Wenn ferner in zielbewußter Arbeit die Versöhnung der Klassengegenstände und die Zusammenführung der Volksgenossen zu gemeinsamem Wirken erreicht wird, so wird das zur seelischen Gesundung unseres Volkes und zu seinem Wiederaufstieg unendlich viel beitragen. Es würde ihnen aber auch einen Stamm hilfs- und opferbereiter Mitarbeiter auf sozialem, kirchlichem und schulischem Gebiete zuführen.

Aber auch uns anderen Dorfbewohnern, insbesondere den Landwirten, liegt die gleiche Verpflichtung ob zu treuer, unablässiger Arbeit bei der ländlichen Heimat- und Jugendpflege. Raffen wir uns daher zu dem festen Entschlusse auf, Jeder nach seinen Kräften an der Veredelung des Landlebens, an der Verschönerung des Heimatortes mitzuarbeiten, damit mehr und mehr Gemeingut wird, daß die Heimat eins der heiligsten Güter darstellt, die der Mensch besitzt. Raffen wir uns ferner auf, jedem Dorfbewohner, jedem Landwirt, der abseits stehen will, die Wahrheit zu sagen, er habe weder Heimat- noch Vaterlandsliebe. Durch unablässige Wohlfahrtsarbeit müssen die Volksgenossen, welche infolge jahrelanger Klassenverhetzung der menschlichen Gesellschaft feindlich oder in weltträumerische Gedanken verloren gegenüberstehen, aus ihrer ablehnenden Haltung herausgerissen und für positive Gemeinschaftsarbeit und friedliches Zusammenwirken gewonnen werden. Raffen wir uns endlich auf zur unerbittlichen Bekämpfung der alten, bösen Geister Materialismus, Jähzucht, alter Schlandrian, zur Bekämpfung aller Unkultur. Fördern wir alle fruchtbringende Wohlfahrts- und Heimatpflege: Sehaftmachung und Erziehung heimattreuer Dorfgemeinden, intensive Jugendpflege zur Heranziehung eines geistig und moralisch gesunden Geschlechtes, das einst berufen sein soll, unser heute am Boden liegendes, aus tausend Wunden blutendes Vaterland wieder aufzubauen und zu altem Glanz und Wohlstand zu erheben.

Strebt und ringt, daß groß sich mehre
Deutsches Werk und deutsches Wesen.
Denkt, zu Eures Volkes Ehre
Hat der Herrgott Euch erlesen.
Breßt die Zähne fest zusammen,
Wo sind Köpfe, wo sind Häufte?
Wer mit seines Willens Flammen
Schafft das Höchste, ist der Treuste!

Wer für hohe Ideale lebt, muß vergessen, an sich selbst zu denken.

Aufelm Feuerbach.

Woran erkennt man aber Deinen Ernst,
Wenn auf das Wort die Tat nicht folgt?

Friedrich Schiller.

Das auf dieser Welt erreichbare dauernde Glück besteht in beständiger
nützlicher Arbeit.

Silly.

Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und
Beharrlichkeit besitze, es auszuführen, alles Übrige ist gleichgültig.

Goethe.



Jagderinnerungen.

Von Geheimrat Dr. Andrä †.

Mein Freund, der geschätzte Bearbeiter des „Sächsischen Bauernkalenders“, drängt mich immer und immer, ihm für den Kalender aus meinem reichen, vielseitigen Leben das zu berichten, was ich für bemerkens- und lesenswert halte. Er glaubt, da meine Person in den sächsischen landwirtschaftlichen Kreisen bekannt ist, daß meine Berufsgenossen Gefallen daran finden würden. Ich habe ja nun schon im Jahrgang 1923 den Anfang gemacht, indem ich verschiedene Erfahrungen aus meiner landwirtschaftlichen Tätigkeit schilderte. Nun soll ich fortfahren. Während ich in der ganzen Zeit meiner öffentlichen Tätigkeit oft geradezu einem unwiderstehlichen inneren Drange folgte, meine Ansicht des Ofteren in der Presse und in Versammlungen kundzugeben, ist es doch nun ein ganz anderes Ding, sich auf ein Gebiet zu wagen, für das ich doch wohl nicht der richtige Mann bin, d. h. Erinnerungen niederzuschreiben an Zeiten, der Erholung, Reise und Jagd gewidmet. Wenn man bedenkt, wie diese Gebiete in klassischer Weise von hervorragenden Schriftstellern wie Perfall, Ganghofer, Löns, Achleitner u. a. m. geschildert wurden, muß mir dieser Versuch geradezu kläglich erscheinen, trotzdem ich noch, im Herzen voll all' des Schönen, in Dankbarkeit der Tage und Stunden gedenke, die mir ein gütiges Geschick in verschwenderischer Weise bescherte. Erst spät gelangte ich dazu, aber dann kam Alles in reichem Maße.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts erkrankte ich nach einem Besuche in einem Koog in Dithmarschen, wohin mich eine Studienreise führte, schwer an Wechselfieber. Es trat jahrelang im Sommer wieder auf. Infolgedessen erteilte mir mein Hausarzt 1890 den dringenden Rat, jedes Jahr einige Wochen im Hochgebirge, möglichst viel gehend, zuzubringen. Ich folgte gern diesem Hinweis und hatte schon nach drei Jahren die Freude, daß die bösen Erscheinungen nach und nach völlig verschwunden waren; dazu kam aber nun, daß die Erholung in den weiteren Jahren ausschließlich im Hochgebirge stattfand, das ich immer mehr und mehr liebte und bewunderte, sodaß ich schließlich, nachdem das zunehmende Alter mir größere Hochgebirgstouren verbietet, den größten Teil der Schweiz und der Ostalpen touristisch kennen gelernt habe. Ein günstiges Geschick brachte es dabei mit sich, daß mir als Jäger — bis dahin als solcher nur in der Heimat tätig — reiche Gelegenheit wurde, auf den Hirsch, den Rehbock, den Auerhahn, den Spielhahn und nicht zum Wenigsten auch das edle Gemswild zu jagen, insbesondere in den Julischen Alpen, wo ein lieber Verwandter von mir, in Laibach ansässig, mit einigen Krainer Freunden ein herrliches, 30 000 ha großes

Jagdrevier, das bis an den jagenumwobenen Triglav grenzte, gepachtet hatte.

Die Jahre 1911 bis 1913 sahen mich, wie schon früher, wieder als Jäger im Wettersteingebiet, wo ich im Jahre 1913 den letzten kapitalen Gemsbock in einem prächtigen Zirbenwald erlegte. Nun ist man ein Siebziger geworden. Auch in der Heimat habe ich infolge außergewöhnlich starker, immer noch zunehmender ehrenamtlicher Tätigkeit die Jagdausübung aufgegeben, die treuen, bewährten Waffen gut eingeeilt in den Schrank gestellt und zehre an den Erinnerungen, die ich in so reichem Maße gerade als Hochgebirgsjäger habe.

So will ich dem Ansuchen nachkommen, als Jäger einige Erlebnisse, Beobachtungen, jagdliche Verhältnisse zu schildern.

Ein leidenschaftlicher Jäger bin ich nie gewesen, die Jagd durfte mir nur Erholung von meiner Arbeit sein. Berufsjäger sein, ist ein ganz anderes Ding. Er hat andere, und zwar sehr ernste Pflichten zu erfüllen. Der Herrenjäger muß sich hüten, der Jagd sozusagen den größten Teil seines Lebens zu opfern. Das kann auf die Dauer nicht befriedigen. Ich glaube, auch sagen zu dürfen, daß ich stets ein weidgerechter Jäger war. Nicht viel zu schießen war mein Sinn, sondern neben der Jagdausübung erfreute ich mich an der Natur. Dort ruhte ich geistig aus und erholte mich körperlich, besonders da meine Tätigkeit mich mehr und mehr an den Schreibtisch und in den Verhandlungsaal verwies. Mein Vater hat nie eine Flinte angerührt, dafür soll aber mein Großvater ein eifriger Nimrod gewesen sein. Schon als Lehrling wurde mir die Jagdausübung in den freien Stunden gestattet, und auch in meinen Stellungen als Beamter hatte ich hierzu Gelegenheit. 1893 schlug nun die Stunde, wo mir die Hochgebirgsjagd, die Jagd auf den Gams zur Gamsbrunst, eröffnet wurde.

Es erscheint mir zunächst angebracht, etwas über das Gemswild und die Ausübung der Jagd auf den Gams zu sagen. Die meisten der Reisenden im Hochgebirge sind ja schon entzückt, wenn sie einmal Gemsen zu Gesicht bekommen. Ich Glücklicher habe nach und nach 46 Stück und zumeist kapitale gute Böcke erlegen dürfen. Die Gemse ist, wie bekannt, lediglich im Hochgebirge heimisch, und da noch in vielen Teilen, wo sie vernünftig geschont wird, in großer Anzahl anzutreffen. Man trifft in den bestgeschonten Revieren oft Rudel von 40, 60, 80 Stück und noch mehr an. Leider kommen dann und wann bössartige Krankheiten, Räude und ansteckende Seuchen vor, die einen guten Gamsstand schnell dezimieren können. Ich selbst habe es nicht beobachten können.



Die Jagd auf den Gams ist je nach dem Charakter des Gebirges und nach der Jagdausübung selbst sehr verschieden. In den Gebieten, wo das Urgebirge, Gneis oder Granit, die Höhe bilden, ist die Ausübung leichter als in den Kalkalpen, wo die schroffen Formen vorherrschend sind. Es ist auch ein ganz anderes Ding, bei Treibjagden auf einem angewiesenen Stand der Gamsjagd obzuliegen, als die Birsch auszuüben oder im November bei vielem hohen Schnee dem Brunstbock nachzugehen. Das Mutterwild hält sich mit den im gleichen Jahre gefelkten Jungen, den Kihchen und den zwei- und dreijährigen Nachkommen, meist in den hohen Lagen des Gebirges in Rudeln auf. Auch noch eine Anzahl drei- und vierjähriger Böcke sind dabei, während sich die älteren Böcke im Frühjahr abseits schlagen, etwas abwärts ziehen in die Latschen und in den Hochwald, sich dort einsiedlerisch aufhalten, zum meist je in Gesellschaft noch eines jungen 3-4jährigen Bockes. Die alten Böcke auf der Birschjagd zu erlegen oder durch kleine Treiben zum Abschluß zu bringen, ist ein hoher, aber meist auch an-

kleinen Teil des Terrains, das vor dem Jäger oder unter- und oberhalb vor ihm liegt. Es heißt beim Birschgang lautlos schleichen, und sowie man wieder durch Überschreitung einer kleineren Höhe an eine neue Formation, Mulde, Runse usw. kommt, muß man sofort mit noch größerer Vorsicht gehen, so weit, daß man sich dann still gedeckt anseht, das vorliegende Terrain ruhig und mit Zuhilfenahme eines guten Fernglases absucht, ob man eine so heiß ersehnte Gams ausmachen und sehen kann. Hat man dabei einen Erfolg, so kommt die nächste, meist noch viel schwierigere Aufgabe, nämlich so nahe an diesen Burschen heranzukommen, daß man ihn schußgerecht vor sich hat. Mit den neuen modernen Fernrohrbüchsen kann man ja, wenn man seine Waffe genau kennt, schon auf 200 Meter schießen. Da war es früher, wo 100 Meter schon die höchste Entfernung für das Schießen war, ein schwierigeres Ding. Die Entfernungen täuschen auch im Hochgebirge. Bei klarer Luft sieht Alles viel näher aus als es tatsächlich ist. Auch da gibt es zu lernen, um die Entfernung richtig



strengender Genuß. Zunächst gilt es, den Standort des oder jenen Bockes auszumachen; schußgerecht an ihn heranzukommen, das ist die andere Frage. In die Ferne äugt das Gemswild ausgezeichnet, während es für die Nähe geradezu blöde Augen hat. In der Kleidung des Menschen darf kein Rot sein, das ist das beste Scheuchmittel. Für alle anderen Farben, die ja auch in der Natur vorkommen, ist die Gemse teilnahmslos.

Um die Birschjagd auszuüben, bedarf es der größten Vorsicht, vor Allem aber kommt dazu die Beobachtung des Windes und des Wetters. Mit dem Wind zu gehen, fällt natürlich keinem Jäger ein, denn der Wind trägt ja auf viele Kilometer weit die Bitterung. Es gilt also, in allererster Linie den Wind zu beobachten. Erleichtert wird dieser Umstand durch folgende Verhältnisse: Bei gutem normalen Wetter herrscht im Hochgebirge je nach der Jahreszeit entweder Tal- oder Höhenwind. Sowie die Sonne ihre Wirkung ausübt und die oberen Luftschichten, dadurch erwärmt, nach oben steigen, streicht der Wind bergaufwärts. Umgekehrt, sowie die Sonne nicht mehr wirkt, fällt der Wind nach dem Tale zu. Der Wind geht also nicht im Tal entlang, sondern steigt oder fällt den Berghang hinauf oder hinab. Geht man nun im Gebirge mit Gegenwind entlang, so kann das Wild, das unterhalb des Jägers steht, diesen nicht wittern. Will man unter solchen Umständen die oberen Teile des Gebirges abpirschen, so muß man natürlich so hoch oben wie möglich gehen. Der Berg ist ja nun infolge der Wirkung des Wassers, der Kälte und der Wärme zerrissen, und man kommt beim Gehen im Gebirge in der Längsrichtung an größere oder kleinere Runsen, Täler, Kare und Mulden. Man übersteht bei dem Birschgang nur immer einen

einzuschähen, und schließlich kommt der Hauptaugenblick, die Aufregung niederzuhalten und nicht nur zu schießen, sondern auch zu treffen. Welche Freude, wenn es gelungen ist!

Ganz anders ist die Treibjagd. Hierbei muß man Folgendes beachten: Alle Gemsen über ein Jahr alt, Bock wie Geis, haben im Sommer ein helles Kleid an, das in demselben Jahre gefelkte Kihchen, das stets direkt hinter seiner Mutter zieht, sieht schwarz aus. Kommen Einem einzelne Stücke, dann ist es totsicher ein Bock oder eine gelte Geis, da kann man auch schießen. Kommt ein helles, dann ein dunkles Stück, dann ist es eine Kihgeis mit ihrem Jungen. Kommt ein helles, ein dunkles und danach noch ein helles Stück, dann ist es eine Kihgeis, ein Junges und das im Vorjahr gefelkte Kihchen, also eine noch nicht vollständig ausgewachsene Gams. Da die Gemse erst im 3. oder 4. Jahr ein Junges zur Welt bringt, so dürfen in einer weidmännisch gehaltenen Jagd niemals Kihgeisen geschossen werden, sonst würde der Gamsbestand schnell ruiniert sein. Das sind also die Regeln, natürlich nicht nur bei der Treibjagd, sondern bei der ganzen Jagdausübung. Wenn eine Anzahl Gemsen zusammen erscheinen, in größerer Entfernung, ist es schwer, fast geradezu unmöglich, den Bock von der weiblichen Gemse, besonders wenn das Wild in Bewegung ist, zu unterscheiden.

Wird eine Treibjagd veranstaltet, so gehen die Treiber vom Versammlungsort nach ihrem Ausgangspunkte im Tale zu, von wo aus dann die Treiberwehr bis an den höchsten Punkt des Berges aufgestellt wird. Es wird unter Vergleichung der Uhren genau ausgemacht, zu welcher Zeit die Treiber losgehen dürfen, und es fällt von der Treiberwehr bei Beginn des Treibens der Treib-

schuß. In der gleichen Zeit werden die Schützen auf ihre Stände geführt, und wenn ich mitteile, daß die letzten Schützen manchmal 3 bis 4 Stunden vom Ausgangsort aus weiter gehen müssen, ehe sie an ihren Stand gelangen, meist steil, natürlich weglos bergauf, so leuchtet es ein, daß es oft Mittag wird, bevor der Trieb beginnen kann. Deshalb kann in den meisten Fällen auch nur ein Trieb an einem Tage erledigt werden.

Bei der Jagd auf den Brunstbock sucht man möglichst in die Nähe von Gemsrudeln zu kommen und wartet ruhig die Dinge ab, die sich dann vollziehen, weil dann des Öftern Gelegenheit ist, bei dem Vorbeispringen der Brunstböcke zum Schuß zu kommen. Zumeist liegen die Brunstplätze ziemlich hoch, und im November liegt in den meisten Fällen schon in den höheren Lagen des Gebirges sehr viel Schnee. An den Kalkalpen, in dem Terrain, wo das Gemswild sich aufhält, ist auch jetzt der Gebrauch des Schneeschuhs kaum anwendbar. Manche Jäger helfen sich mit dem Schneereifen, die meisten üben aber die Jagd auf den Brunstbock ohne derartige Hilfsmittel aus. Es gehört allerdings eine eiserne Gesundheit dazu, die steilen Hänge, manchmal bis an den Leib oder noch tiefer versinkend, aufwärts zu bezwingen, und man kommt schließlich schweißgebadet an einem Platze an, wo es nun gilt, stundenlang ruhig dem Laufe der Dinge zuzusehen, und oft ohne jeden Erfolg. Es heißt da zeitig aufstehen, weil ja der Aufstieg schon einige Stunden erfordert. Dann hat man den ganzen Tag vor sich. Man hat vormittags einige Stunden, dann beginnt eine Zeit, wo das Gemswild der Ruhe pflegt, und nachmittags ereignet sich das Gleiche wie vormittags. Die Kunst ist auch hier natürlich, den stärksten Bock zu erlegen, und wenn zwei Böcke in voller Flucht auf den Jäger zueilen, so ist der letzte der Sieger, das stärkste Tier, und es wäre ein großer Fehler, den ersten Bock zu erlegen, weil der andere ja dann schleunigst Reißaus nehmen wird.

In der kleinen Pischenza.

Dieses Jagdrevier in Krain gehört ebenso wie die große Pischenza zum Kronauer Revier, war meist ärarisch und auch, umgrenzt von einer herrlichen Bergwelt, sehr wildreich. Wir jagten im Kronauer Revier drei Tage hintereinander. Schon an den beiden ersten Tage hatte ich sehr gutes Weidmannsheil, schoß den ersten Tag einen sehr guten, fast den stärksten Bock und noch ein anderes Stück, den zweiten Tag einen guten Bock. Der Weg von Kronau zum Standort der Jäger am dritten Tage führte zunächst durch ziemlich steiles, latschenbesetztes Gebiet empor, eigentlich ein Gebiet, in dem sich gern Gemsen aufhalten, und dort führte dann der Weg ohne große

Steigung schließlich bis zum Ende des Tales, wo wir angestellt wurden. Auch am dritten Tage gelang es mir, einen in voller Flucht kommenden Bock mit einem guten Schuß zu erlegen. Alle drei Tage war in unserer Jagdgesellschaft ein württembergischer General, der allerdings in dem betreffenden Jahre das erste Mal Gensjagden mitgemacht

hatte und deshalb mit den ganzen Verhältnissen bei der Gensjagd noch nicht genügend vertraut war, das Gemswild noch nicht richtig studiert hatte. Das Unglück wollte nun, daß dieser Herr alle drei Tage nicht zum Schuß kam, während ich als sein Nachbar jeden Tag einen schönen Erfolg zu verzeichnen hatte und auch die anderen Jäger vom Jagdglück besser bedacht worden waren; kurz, als der dritte Trieb beendet war, trennte er sich von der Jagdgesellschaft ziemlich ärgerlich und ging den Weg, der uns ja schließlich auch bevorstand, 20 Minuten eher nach Kronau zu, ganz allein. Wir waren dann selbst ungefähr eine halbe Stunde unterwegs, als vor uns in der Gegend nach Kronau zu ein Schuß fiel und vielleicht 10 Minuten darauf noch ein Schuß. Ich besand mich an der Spitze der Jagdgesellschaft und gelangte deshalb zuerst in dem oben schon näher geschilderten, ziemlich steilen Latschenterrain in der Talsohle an, wo mir der General ziemlich aufgeregt und blaß entgegenkam und mir Folgendes erzählte: „Denken Sie nur, beim Abstieg hier in diesem Latschengebiet sehe ich vor mir auf einmal eine Gemse. Ich war doch sehr froh, daß ich auch einmal zu Schuß kommen konnte; kurz, ich beschleße das Stück und die Gemse stürzt ab. Ich stieg vielleicht 10 Minuten weiter, auf einmal steht wieder eine Gemse vor mir. Ich beschleße auch dieses Stück, komme schließlich in die Talsohle und sehe zu meinem Schreck, daß ich zwei Ziegen erlegt habe.“ Nun muß man zur Entschuldigung des Generals sagen, daß es Ziegen gibt, die im Sommer fast genau so in der Farbe aussehen wie das Gemswild, und auch auf dem Rücken einen dunklen Streifen haben und sich von der Gemse nur insofern unterscheiden, als sie steile, ziemliche, dicke, kurze Hörner haben, und wenn der General das beachtet hätte und vor allen Dingen sich gesagt hätte, daß dort, wo der Trieb stattgefunden hatte und wo Jäger und Treiber schon früh durchgegangen waren, unmöglich am Nachmittag Gemsen stehen konnten, dann mußte er sich erst besser überzeugen und konnte dann leicht sehen, daß er Ziegen vor sich hatte und keine Gemsen. Der Schaden war nun einmal geschehen. Der kaiserliche Förster war wütend, das war ja ärarisches Gebiet. Die Leute aus Kronau hatten kein Recht, irgendwelches Tier zur Weide in dieses Gebiet zu schiden. Die Frau, die auf unbegreifliche Weise



der Jagdgesellschaft schon weinend und heulend aus Kronau entgegenkam — ich weiß heute noch nicht, wie sie den Vorgang so schnell erfahren hatte — wurde vom General in sehr entgegenkommender Weise entschädigt, so daß sie sich ruhig wieder ein paar Milchziegen kaufen konnte.

Als wir nun bis zum Abgang des Zuges fröhlich bei einem Glas Bier saßen, konnte ich mich nicht enthalten, dem General zu sagen, er hätte ja nun einmal die Ziegen erlegt, ich an seiner Stelle würde doch die beiden Ziegenhörner als Trophäen mit nach Hause nehmen, es wäre doch etwas ganz Unvergeßliches, was heute passiert wäre. Ich glaubte garnicht, daß der Herr meinen Scherz ernsthaft nehmen würde. Es geschah aber so; die Frau bekam noch 10 Kronen, und die beiden Ziegenhörner wurden freudestrahlend in den Ruksack des Generals verpackt.

Mein letzter Gemsbock im schönen, alten Zirbenwald.

Ich erlegte ihn 1913 im Wettersteingebirge, ungefähr 700 m vom Schachenwirthshaus abwärts in dem herrlichen, vielleicht 300 bis 400jährigen alten Zirbenwald, der seiner Schönheit wegen von der Art verschont bleibt. Ich jagte erst um den Wetterstein selbst herum, einige Tage erfolglos, auf den feisten Hirsch, und am dritten Morgen, als man ein Zusammenkommen mit dem Hirsch nicht mehr erwartet hatte, schoß ich auf einen sehr guten Gemsbock vorbei. Ich verließ deshalb mit dem Jäger die dort befindliche Jagdhütte, die in einem ganz besonders hochwildreichen Teil des Revieres gelegen war. Wir schulterten unser Gepäd und zogen unterhalb des Schachenwirthshauses in den Zirbenwald, wo sich am Ufer des kleinen Sees eine weitere Jagdhütte befindet. Der Jäger erzählte, daß sich dort in der Umgegend ein sehr starkes Gemsrudel dauernd aufhalte und in der Nähe dieses Rudels auch noch drei Böcke, darunter ein ganz kapitaler. Man hätte ihn schon seit einigen Jahren erlegen wollen, aber noch Niemand hätte Weidmannsheil auf diesen Bock gehabt. Am Abend des Tages, an dem wir hingelangten — wir hatten das Gemsrudel schon gesehen — setzte ich mich in einem Tälchen an, in der Hoffnung, daß die Böcke schließlich dort erscheinen würden. Das geschah auch, allerdings erst zu einer Zeit, als die Dunkelheit schon hereingebrochen war. Die Böcke wechselten auch bei mir vorüber, und als der letzte Bock, der starke, erschien, war es bereits so finster geworden, daß ich ihn eigentlich fast nicht mehr sah. Ich schoß aber und schoß vorbei. Ärgerlich geworden, zweimal vorbeizuschießen, beschloß ich, die weitere Jagd aufzugeben und mein Gepäd zusammenzupacken und am nächsten Tage zunächst nach dem Schachenwirthshaus aufzusteigen, wohin ich meine jüngste Tochter, die einige Tage, solange ich jagte, im Reintalhospij untergebracht war, bestellt hatte. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, unvergleichlich schön, als ich dem Schachenwirthshaus über die Matten ihrer Alpe zuschritt. Als wir auf den Matten so hoch emporgestiegen waren, daß wir den Zirbenwald, wo sich das Rudel an den Vortagen aufgehalten hatte und auch die Böcke vorbeigewechselt waren, übersehen konnten, konnte ich mich nicht halten

und nahm mein Fernglas heraus. Wir setzten uns ins Gras — und welche Überraschung: gerade an einer herrlichen Stelle in dem Zirbenwald trieben sich zahlreiche Gemsen herum, die mein Jägerblut allerdings wieder in Aufregung brachten, sodaß ich schließlich zu dem Jäger sagte: „Wir kehren nochmals um, ich will es doch noch einmal versuchen.“ Wir gingen also wieder bergab und pirschten uns nach der Gegend zu, wo ich das Rudel beobachtet hatte, und kamen schließlich an eine starke Zirbe, wo wir Deckung nahmen. Vor uns befand sich ein Tal, und auf der anderen Seite des Tales, fast in gleicher Höhe, wo wir uns niedergelassen hatten, ästeten zahlreiche Gemsen, also das schon oft beobachtete Rudel. Nun behauptete der Jäger, daß die drei Böcke sich fast nie mit dem Rudel zusammentäten und irgendwo allein in der Nähe steckten. Nachdem ich aber das große Fernrohr des Jägers in Benutzung genommen hatte, mit dem man auf weite Entfernungen hin jede Kleinigkeit auf das Genaueste zu unterscheiden vermochte, stellte ich schließlich zu meiner und zur großen Überraschung des Jägers fest, daß die Böcke sich mitten im Rudel befanden. Der alte Bock hatte nämlich eine ganz andere fahle Farbe wie sämtliches übrige Gemswild. Nachdem wir also nun ganz genau festgestellt hatten, daß das fahle Stück der starke Gemsbock sei, beschloß ich, ihn zu beschießen, obgleich die Entfernung ja ziemlich weit war — ich schätzte sie auf 250 m — und wirklich, der Schuß gelang. Nach meinem Schuß tat sich der Bock nieder. Ich hatte ihn ziemlich hoch schwer weidwund geschossen. Er lag da, bewegte sich noch mit Hals und Kopf. Es war aber nun wunderbar, wie sich die um den Bock befindlichen Gemsen, die nach meinem Schuß durchaus nicht flüchteten, verhielten, ein Vorgang, den ich übrigens mehrfach in meinem Jägerleben bei Wild, auch bei Rehwild, beobachtet habe. Einige Gemsen kamen ganz nahe an den Bock heran, beschnupperten ihn, zeigten sich garnicht verängstigt. Schließlich, der Schuß war ja sehr schwer, verendete der Bock. Mittlerweile hatte ich den zweiten nächststarken Bock auch in der Nähe des bereits erlegten kapitalen Bockes entdeckt, beschloß auch diesen, fehlte jedoch. Nun erst zogen die Gemsen langsam von da fort und ungefähr 100 m weiter in den Berg hinab. Dieser Tag — meine Tochter hatte übrigens die Schüsse beim Aufsteigen zum Schachenwirthshaus gehört — wird mir in der glücklichsten Erinnerung bleiben.

Die Oktoberjagd am Kricz.

Der Kricz liegt auf der linken Seite des Uratatales in Obertraun. Die Wände des Kricz und der naheliegenden, mit zu dem Trieb gehörigen Gebiete, sind im großen Ganzen sehr wildreich. Der Aufstieg erfordert für die Jäger 3 bis 4 Stunden, und es war an diesem Tage, obgleich es früh garnicht schlecht aussah, ein mörderliches Wetter. Es regnete zuerst, es wurde aber immer kälter, und schließlich war es halb Regen, halb Schnee, sodaß man trotz guter Kleidung und warmen Handschuhen geradezu erstarrt war und besonders die Finger infolge der Kälte und der nassen Handschuhe immer klammer wurden. Der Trieb begann, zahlreiche Gemsen wurden hochgemacht und zogen bei den

Denk' es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
wer weiß im Walde,
ein Rosenstrauch, wer sagt,
in welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
denk' es, o Seele,
auf deinem Grab zu wurzeln
und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
auf der Wiese,
sie kehren heim zur Stadt
in muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
mit deiner Leiche;
vielleicht, vielleicht noch eh'
an ihren Hufen
das Eisen los wird,
das ich blitzen sehe!

Eduard Mörike.



Schützen vorüber. Es begann ein lebhaftes Schießen, sodas schließlich 47 Schuß fielen. Nach dem beendeten Trieb, als nun Jäger und Treiber zusammengekommen waren, richtete der Jagdherr an den alten Jäger Gregor die Frage: „Nun, wieviel Stück haben wir denn auf die Strecke gebracht?“, worauf dieser in ziemlich ärgerlicher und verächtlicher Weise sagte: „Nix ham mer, garnix. Ja, was laden 'S denn solche Paker ein, die nix treffen? Das kann natürlich nit gehen.“ Schließlich fragte mein Vetter den Jäger: „Nun, Gregor, haben Sie denn nicht auch geschossen? Was haben Sie denn erlegt?“ „Ja, was glaubens“, antwortete dieser wieder: „Geschossn hab i schon, aber wer soll denn bei dem kreuzmiserablen Wetter was treff'n“, worauf Alles lachte und wir uns trotz des Mißerfolges in guter Laune wieder nach Hause begaben.

Die Jagd auf den Elch.

Auch diese Jagdart habe ich ausüben dürfen, und zwar 1890 in Norwegen und 1911 in Schweden. In Deutschland kommt ja der Elch nur noch in einigen Revieren in Ostpreußen vor, wo er sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege durch verständnisvolle Schonung und Pflege immerhin ansehnlich wieder vermehrt hatte.

Die norwegische Landbevölkerung ist über alles Lob erhaben, aufgeklärt, es gibt überall Schulen, bieder, entgegenkommend, bescheiden und zuverlässig. Von sozialen Gegensätzen gab es da nichts zu spüren. Der Bauer, bei dem ich wohnte und dessen Frau mich in herrlicher Weise verpflegte, hatte noch eine Arbeiterfamilie in seinem Hof. Beide Familien waren sehr zahlreich, lebten aber so zusammen, als wenn sie vollständig zusammengehörten. Sie wohnten in einem Hause, die Schlafgelegenheit war gemeinsam. Mir wurde in einem zum Hofe gehörigen Nachbarhause eine nette Wohnung angeboten. Das Lager bestand nur aus Fellen von Schafen, sowohl das Lager selbst als auch die Decken. Die Verpflegung war hervorragend. Die in der Nähe befindlichen Flußbachläufe wimmelten von Forellen, Flugwild hatte ich zum Braten mitgebracht, und es gab auch frisches Hammelfleisch und Kalbfleisch. Ganz besonders geschickt war die Frau im Backen von süßen Speisen, wozu es ihr ja an der nötigen Butter und Sahne nicht fehlte und wovon natürlich große Quantitäten verteilt werden konnten.

An Getreide wurde nur Gerste gebaut, weil sie die geringste Vegetationszeit hat, und auch diese wurde in Jahren, wo es nicht viel Wärme und Sonne gab, fast kaum reif, und die Körner waren in den Ähren dann sehr gering ausgebildet. Die Leute waren also in der Hauptsache auf Viehzucht angewiesen.

Das von mir erpachtete Jagdrevier bildete ein langes Tal, ungefähr 12 km lang. Im Tal floß ein von allen Seiten reichlich gespeistes Fließchen, das viele Fälle bildete. Den Übergang über den Fluß mußte man auf zwei über dem Fluß neben ein-

ander gelegten Baumstämmen nehmen, ohne jede weitere Sicherheit, und dazu waren diese primitiven Übergänge zumeist über rauschenden Fällen angelegt. Man mußte schon schwindelfrei sein, um ungefährdet den Übergang zu bewerkstelligen. Nach beiden Seiten stieg nun das Terrain in die Höhe, auf der einen Seite langsam, ziemlich gleichmäßig, auf der anderen Seite kam der nackte Fels zu Tage, und das Gebirge stieg gewissermaßen in Stufen in die Höhe, und nach jeder Stufe, die 30 bis 40 m hoch war, befand sich dann eine 40 bis 50 m breite, ebene Fläche. Oben auf der Hochebene war nun das eigentliche Fjeld, sozusagen das typische Terrain von Norwegens Hochflächen, moosig, torfig, auf weite Flächen kahl und einsam. Infolge der hohen Breitengrade, die südliche Grenze des Polarkreises war nur noch 120 km entfernt, lag der Übergang von Hochwald zu den Latschen sehr niedrig. Im Tale unten war sehr schöner Hochwald, der aber nach 150 m im Berg schon in Latschengestrüpp überging, während das Fjeld im großen Ganzen überhaupt baumlos war. Da das Holz dort infolge unmöglicher Abfuhr damals gar keinen Wert hatte, war der Wald tatsächlich ein Urwald im richtigen Sinne des Wortes. Was der Sturm umwarf, das blieb liegen und vermoderte und verfaulte, und an diesen freigewordenen Stellen wuchsen nun wieder kleine Bäumchen in die Höhe.

Die Jagd auf den Elch findet während der Brunstzeit statt, die im September ungefähr 14 Tage lang währt. Man darf auf die Elche nur in der bestimmten Zeit schießen. Es wird nun auf den Elch gepircht, und man bedient sich dazu der sogenannten Elchhunde, das ist eine Schäferhundrasse mit außerordentlich feiner Witterung. Der Jäger führt den Hund an der Leine, natürlich gegen den Wind, damit man sich beim Pirschen nicht selbst dem Wild verrät. Man sucht nun bei dem Pirschen Fährten von Elchen zu finden. Die Fährten sind ja, weil ein ausgewachsener Elch bis zu 10, ja 11 Zentnern wiegt, ansehnlich groß. Der Elch ist zweihufsig, und die Fährten sehen aus wie bei uns die Fährten von Rindern. Man nennt ja auch in Norwegen den männlichen Elch „Ochse“ und das weibliche Tier „Kuh“. Natürlich ist die Fährte vom männlichen Elch bedeutend stärker. Man sieht sofort, ob es ein starker Elch gewesen ist. Hat man nun das Glück, eine verhältnismäßig frische Fährte zu finden, so wird dieser Fährte nachgegangen. Ob die Fährte frisch oder alt ist, das zeigt der Hund an, vermöge seines außergewöhnlich scharfen Witterungsvermögens.

Schon am ersten Tage hatten wir ein großes Pech. Wir pirschten auf der Seite des Gebirges, wo das Terrain langsam in die Höhe steigt, und ich merkte nach kurzer Zeit, daß das Gehen und Pirschen dort eine gewaltige Anstrengung ist. Denn es war sehr schlüpfrig infolge der großen Nässe — die Deutschen und Engländer, die schon längere Zeit dort die Jagd ausüben, haben deshalb auf die Ellenbogen, auf die Schultern, auf die Hüften, auf die Knie auf der obersten Seite starke Ledersocken gesetzt, weil es unausbleiblich ist, daß man am Tage 10 bis 20 mal einfach hinglitscht und in die Nässe fällt.

Wir kamen gegen Mittag in ein Terrain, wo einige kleine Felsen mit austraten. Der Hund wurde immer lebhafter und schließlich geradezu wild vor Ungeduld, und der Jäger, der vornweg ging, dem ich — es war ein sehr rüstiger junger Mann — immer und immer zurufen mußte: „Nicht zu schnell!“ „Nicht zu schnell!“ drehte sich um und flüsterte: „Elf“. Er hatte also die Überzeugung, daß wir jedenfalls in Kurzem mit Elchen zusammengeraten würden. Infolgedessen öffnete ich den Verschluß meiner Doppelbüchse und steckte die Patronen hinein, blieb deshalb stehen, der Abstand zwischen mir und dem Jäger wurde etwas größer, und nun geschah das, was man kaum für möglich gehalten hätte: auf einmal höre ich beim Weiterschreiten, daß der Hund zu bellen anfängt und verschwindet, und schließlich entdecke ich, als ich an den Stand des Jägers komme, daß wir vor uns ein tiefer gelegenes Terrain mit viel Graswuchs in freier Lage hatten, in dem ein Rudel Elche geweidet hatte. Ich sah nur noch zwei geweihte Elche und drei Tiere flüchtig abgehen, die der Hund vertrieben hatte. Der Jäger hatte leider, ich hatte mich darum noch gar-

nicht gekümmert, den Hund an einem alten Strick, und der Strick war so morsch, daß ihn der Hund schließlich in seiner Aufregung plötzlich zerrissen hatte und flüchtig abgegangen war. Nun hatten wir die Bescherung. Schon am ersten Tage hätte ich Weidmannsheil haben können, und der Hund verdarb uns für die nächsten drei Tage in meinem Revier die ganze Elchjagd, denn erst spät abends kam er, nachdem er die ganze Umgegend abgelaucht und abgebellt hatte, wieder in den Hof zu seinem Herrn zurück.

Weiteres über die Elchjagden und speziell über Schweden habe ich 1912 in der „Sächsischen Landwirtschaftlichen Zeitschrift“ gesagt. Ich will nur kurz wiederholen, daß mir die zehntägige Reise in Schweden im Jahre 1911 nach den verschiedensten Richtungen von hohem Interesse, großem Reiz und großem Nutzen war und daß ich auch da bei der Treibjagd eine Elchkuh, also ein weibliches Stück Wild, erlegte und die herrlichste Gastfreundschaft bei Generaldirektor Brundin in Gimo auf der großen Herrschaft der Reuterkiöld'schen Familie genoß.



Ich lerne vom Leben, ich lerne so lange ich lebe, ich lerne noch heute.
Bismarck.

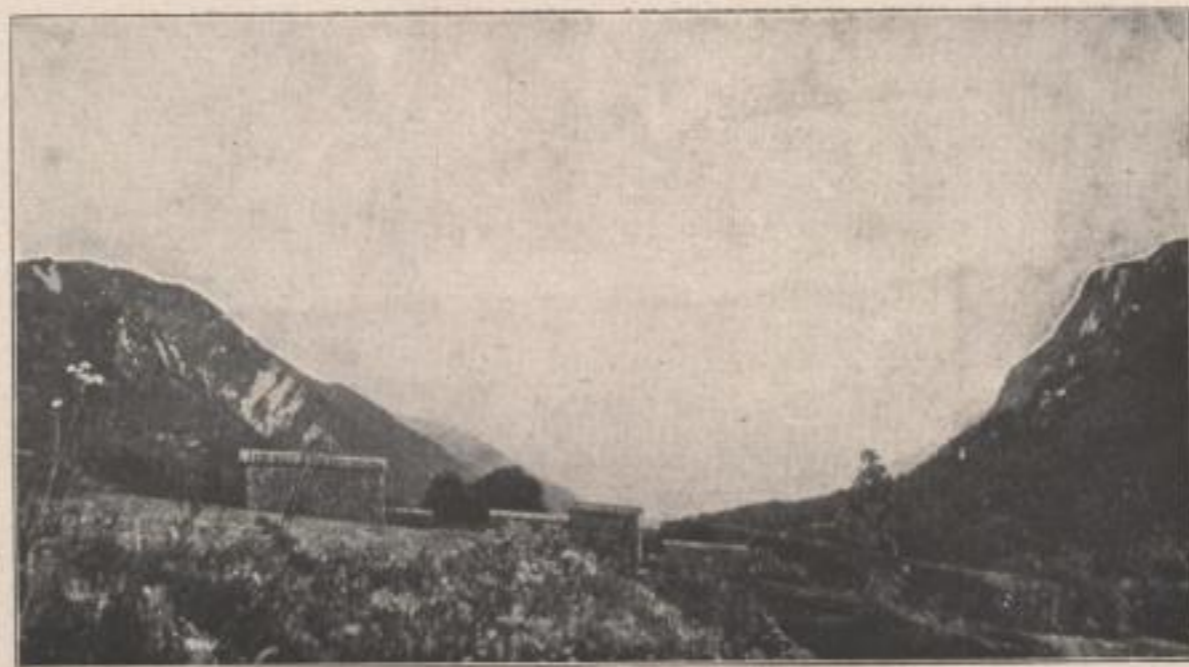
Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen Empfindung macht die hohen Menschen.
Friedrich Nietzsche.

Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde; sie führt zur Gewissenhaftigkeit, Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor.

Johann Wolfgang Goethe.



Dr. Georg Andrä
† am 30. April 1923.



Trockengerüste in einem Tale in Oberfrain.



Oben:
Gemswildreviere
in Oberkrain
(Uratatal).
(Zum Aufsatz „Jagderinnerungen“,
Seite 59 ff.)



In der Mitte:
Andrä nach einer Gemsjagd.

Unten:
Nach einer
Elchjagd in Schweden.





Der Ökonomiehof von Staatsgut Ralkreuth bei Großenhain.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Der Bilsenschnitter.

Von Artur Kienge l in Meissen.

Von diesem sonderbaren Feldgespenst hat wohl schon Jeder einmal gehört! Die Großmutter erzählte in unseren Kinderjahren von dem Bilsenschnitter unheimliche Geschichten. Zu Walpurgis oder am Johannistage soll der schlimme Geselle sein Wesen treiben und den Ertrag der Roggen- oder Weizenernte gefährden. Ja, und noch mehr erfuhren wir von ihm! Er wurde als ein langer, hagerer Mann geschildert, der ein dreieckiges Hütchen trägt und sichel-förmige, kleine Scheren an die großen Zehen der entblößten Füße gebunden hat. Man merkt es den Feldern an, die vom Bilsenschnitter betreten wurden; denn auf dem Wege, den er durch das Kornfeld genommen hat, sind alle Ähren abgeschnitten. Von diesen Feldern erntet man nur den halben Ertrag, der andere fällt dem Bilsenschnitter zu. Dieser unrechtmäßige Erwerb ist für den Bilsenschnitter — man denkt sich darunter einen mit Zauber- und Hexenkünsten vertrauten Nachbarn — nicht ohne Gefahr; wird er nämlich auf seinem Gange von Jemand angesprochen oder gegrüßt, so muß er noch in diesem Jahre sterben. Umgekehrt soll auch der bald sterben müssen, der zuerst vom Bilsenschnitter angesprochen wird.

Nach dem Volksglauben ist es also eine ziemlich gefährliche Sache, mit dem Bilsenschnitter in Berührung zu kommen. Wie bei allen Hexen- und Zauberangelegenheiten, so gibt es natürlich auch gegen den Bilsenschnitter zahlreiche Bann- und Lösemittel, und leider sind auch schon schwierige Prozesse daraus entstanden, weil man irgend einen Nachbarn beschuldigte, zur Nachtzeit als Bilsenschnitter durch die Felder zu ziehen und von dem zu ernten, was er nicht gesäet hat. Gegen den Aberglauben ist kein Mensch gefeit, — auch der sog. Aufgeklärte sitzt nicht gern als Dreizehnter zu Tisch — umso begreiflicher ist es, daß der Landmann, der mit der Natur in engster Fühlung lebt, hin und wieder seltsamen Stimmen der Natur lauscht und rätselhafte Erscheinungen auf seine Weise zu erklären sucht. Ja, eine seltsame Erscheinung ist tatsächlich das Werk des Bilsenschnitters; es handelt sich durchaus um kein Ammenmärchen, sondern um eine sichtbare und greifbare Schädigung der Getreidfelder.

Durch ganz Mitteleuropa ist der Bilsenschnitter bekannt, wenn er auch nicht überall und nicht in jedem Jahre auftritt. Schon seine zahlreichen Namen deuten darauf

hin, daß man es mit einer ziemlich volkstümlichen Erscheinung zu tun hat. Er heißt auch Bilschnitt, Durchschnitt, Durchgang, Bockschnitt, Bilmehschnitt, Bilwis, Bilsenschnitter, wilder Mann, schwarzer Mann, Grumetkerl, Hasermann, Haser- oder Kornkönig, der Alte; in Norddeutschland tritt an die Stelle des männlichen ein weiblicher Dämon, der als Tremsmutter, Kornweib, Roggenmuhme, Weizen- oder Gerstenmutter, wilde Frau, Großmutter usw. bezeichnet wird.

Wie äußert sich nun die rätselhafte Tätigkeit dieses Feldgespenstes? — Durch die Getreidefelder zieht sich zuweilen vom Monat Mai ab ein gradliniger oder nur wenig gebogener, 10 bis 15 cm breiter Streifen, auf dem die Getreidehalme in 10 bis 15 cm Höhe vom Boden scharf abgebissen sind. Die abgebissenen Pflanzen liegen am Boden. Angeblich sind weder menschliche, noch tierische Fußspuren zu bemerken.

Jahrhundertlang haben sich Aberglaube und Mythologie mit der seltsamen Erscheinung beschäftigt. Zweifellos stammt der Name Bilwis von den Feldgeistern, den mit Sichel bewaffneten Elbengestalten her, welche die altgermanische Göttin der Fruchtbarkeit, Freya, begleiten. Der Bilsenschnitter wird also jedenfalls schon so lange beobachtet, als Getreidebau überhaupt betrieben wird. Da man eine natürliche Erklärung dafür nicht fand, schrieb man die Täterschaft elbischen Wesen, Naturdämonen, zu, aus welchen schließlich, in der Hauptsache wohl bei der Bekämpfung der kalvinistischen Lehren, mit dem Bösen im Bunde stehende Menschen wurden.

Die fortschreitende Wissenschaft, vor allen Dingen, der neuzeitliche Pflanzenschutz, verlangen gebieterisch nach einer Aufklärung der seltsamen Erscheinung, die zweifellos eine ganz natürliche Erklärung finden wird. Daß die Lösung des Rätsels noch nicht gelungen ist, liegt daran, daß bis jetzt noch kein mit dem Stoff vertrauter Wissenschaftler Gelegenheit hatte, eine frische Bilsenschnitterspur zu untersuchen.*) Man war bis jetzt immer nur auf das Hörensagen angewiesen. Einig sind wir uns natürlich darüber, daß ein Tier der Täter sein muß. Wahrscheinlich handelt es sich um die Bahnung eines Wechfels, der aber scheinbar nicht benutzt wird, da die Spuren fehlen. Rehwild dürfte nicht in Frage kommen, da ihre Hufe stets eine deutliche Spur hinterlassen. Hamster und wildes Kaninchen kommen auch nicht in Betracht, da diese Tiere erst in neuerer Zeit bei uns eingewandert sind, die Erscheinung aber zweifellos bis in uralte Tage zurückgreift. Auch den Siebenschläfer oder Bilch

*) In diesem Jahre wurde ein Bilsenschnitt in einem Weizenfelde des Rittergutes Obersteinbach bei Döbeln beobachtet. Velder erfuhr ich erst davon, als das Feld bereits geschnitten und eine Untersuchung insolge dessen nicht mehr möglich war.

hat man angeschuldigt, zumal der Name Bilch an den Bilsenschnitter anklingt; meines Erachtens scheidet aber auch er aus, da er ein Baumbewohner ist und ebenfalls zu den spät eingewanderten Tieren zählt. Verschiedene Forscher sind heute geneigt, alte erfahrene Hasen als Urheber anzunehmen; sie sollen sich Wege durch die Getreidefelder beißen, um bequeme Pfade oder Wechsel zu erhalten, auf denen sie wandern können, ohne durch die Bewegung der Halme verraten zu werden. Auf die Getreidehalme als Futter käme es den Hasen weniger an, da sie in dieser Zeit andere, bessere Nahrung fänden, die ihnen mehr behagte als holzige Getreidehalme. Diese Erklärung hat manches für sich. Da aber angeblich keine Tritts Spuren auf den Bilsenschnitterpfaden zu sehen sein sollen, die sich auf Hasenwechselfußspuren stets finden, ist das Rätsel damit noch nicht gelöst.

Seit einigen Tagen vertrete ich eine ganz andere Ansicht! Durch die zufällige Erzählung von einer in Schlesien beobachteten Bilsenschnittererscheinung bin ich zu der Meinung gekommen, daß der Fischotter der Täter sein könne, wenn er sich von einem Gewässer, das ihm nicht genügend Nahrung bietet, auf Wanderschaft begibt. Er benutzt natürlich die Fährte nicht wieder, und seine mit Schwimmhäuten versehenen Füße hinterlassen höchstens eine kaum bemerkbare und bald verwischte Spur. Vielleicht haben gelegentliche Abdrücke der krummen Krallen den Anlaß zu der Sage gegeben, der Bilsenschnitter trage kleine Sichel an der großen Zehe; der durch den Abdruck des Fersenbeines verlängerte Tritt des Hinterfußes der Fischotter hat auch Ähnlichkeit mit dem Abdruck einer menschlichen großen Zehe. Aus dem ganz gelegentlichen Auftreten des nur nächtlich wandernden Otters würde sich ohne Weiteres ergeben, daß der Bilsenschnitter bis jetzt noch nicht bei seiner Arbeit beobachtet werden konnte.

Vielleicht wird durch diese Zeilen die völlige Aufklärung der rätselhaften Erscheinung, die einen hohen wissenschaftlichen Reiz hat, erreicht, nachdem bis jetzt alle Erklärungsversuche gescheitert sind. Unsere aufgeklärte Zeit verlangt gebieterisch nach Lösung der geheimnisvollen Rätsel der Natur. Die Dämonensagen, die ihre Wurzel in der altgermanischen Götterlehre haben, werden auch dann nicht ihren eigenartigen Reiz verlieren, wenn uns eine natürliche Erklärung der natürlichen Erscheinung gelingt.

Ich bitte alle Leser, ihre Erinnerungen nach Bilsenschnitterbeobachtungen wachzurufen und dabei die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht der Fischotter als Täter in Frage kommen könnte. Sollte der rätselhafte Bilsenschnitt irgendwo beobachtet werden, so bitte ich um sofortige Nachricht, damit endlich eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung an Ort und Stelle vorgenommen werden kann. Je frischer die Spur ist, umso leichter und sicherer ist die Lösung.



Wohltun und nicht freundlich sein,
Reicht ein Brot und macht's zu Stein.

Spruch.



Hermann Fischer's Erblehngut Rathewalde im Elbsandsteingebirge.

Mit dem rechten Fuß.

Von Peter Rosegger.

Rochus Himmelskaiser! Wenn unsereiner diesen Namen hätte! Der dumme Junge wußte damit nichts anzufangen. Kaiser wird er nie, und der Himmel ist zweifelhaft. Ist sehr zweifelhaft! sagte die alte Base, bei der er wohnt, seit seine Eltern verstorben sind. Unter dem Vorwande, daß er seine einzige mühselige Blutsverwandte ernährt, zehrt er mit an den letzten Reiten ihrer Habe, und wenn sie miteinander verhungern, bevor der Himmel verdient ist, dann weiß ich nicht, was werden wird.

Heute geht der Rochus die Straße entlang. Im schönsten Mehl wadet er bis über die Knöchel, die Straucher zur Rechten und zur Linken sind wir überzudert, und die kleinen Kürbisse auf den angrenzenden Feldern sind ganz grau vor Staub. Wenn das Knödeln waren! denkt sich der Bursche. Nun, es wird ja bald etwas geben; er geht in das Walzwerk, um Arbeit zu suchen. Wenn er nur wüßte, der Rochus, mit welchem Fuße er an diesem Morgen zuerst aus dem Bette gestiegen ist. Als er vor einigen Tagen wegen Arbeit im Steinbruch anfragte, war es nichts, er war damals mit dem linken Fuß aufgestanden. Heute das Geschrei der alten Base: „Acht ist's, du Faulpelz, und die Welt brennt über und über!“ Vor Schreck über die Feuersbrunst war er rasch aus dem Stroh gesprungen, im hellen Sonnenlicht war er der Gefoppte, aber niederlegen mochte er sich nicht mehr, und wissen tat er nun auch nichts, als er auf der Straße so dahinrudelte.

Vor seiner sah der Bursche schon die Weile einen schwarzen Menschen dahergehen; es war, als schreite er mit kurzen Beinen in der freien Luft dahin, weil die staubigen Stiefel von der Straßenfarbe sich nicht abhuben. Da hatte es der Rochus besser, sein zerchlissenes Leinwandkleid konnte nicht mehr grauer werden, als es schon war, hingegen hoffte er, daß es am Abend auf dem Rückwege schwarz sein werde vom Kohlenstaub im Eisenwerke. Nun lag auf einmal etwas Rotes vor seinen Füßen. Ein Gebetbuch? Er kann nicht lesen. Eine Briestafche? „Meiner Seel' und Gott wahr, eine Briestafche!“ Ja, darin könnt' er freilich lesen.

Der schwarze Mensch vorne ging sachte fürbaß und schaute nicht um. Soll der Rochus rufen und fragen, ob jener etwas verloren? Vorher will er doch lieber sehen, was er gefunden. Hinter einen Erlenstrauch huscht der Bursche und prüft den In-

halt der Briestafche. „Herr Jesses Christi! Geld! Viel Geld! Also doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette? Ein Hunderter und sechs Guldenscheine! Das gehört jetzt ihm? Da braucht er ja gar nicht ins Eisenwerk, da können sie jetzt davon so lange leben, bis sie sterben!“ So fährt's dem Burschen durch den Kopf, und ein Jauchzen will aus seiner Brust. Er hält sich den Mund zu, man darf's ja nicht hören, nicht wissen, was er gefunden hat. Wenn man's nicht hören, nicht wissen darf, dann ist's am Ende eine Sünde! Wenn's eine Sünde wäre, gefundenes Gut gleich so lautlos zu sich zu stecken! Seine Eltern sind ohnehin nicht in dem allerbesten Rufe gestanden wegen der paar Kohlköpfe, die der Vater einmal gefunden hat auf dem Felde des Nachbars. Jetzt will er's aber just zeigen, der Rochus, daß sie sich geirrt haben, wenn sie den Vater schlecht machen wollten. Es ist ja gerade, als ob man sich mit so einer roten Briestafche den ehrlichen Ruf zurückkaufen könnte! Und vielleicht kriegt man noch einen Gulden als Finderlohn. Er lauft die Straße entlang, dem schwarzen Menschen nach: „He! Aushalten! Hat Er nichts verloren?“

Der Mann vorne dreht sich um, tastet an seinen Säcken, reckt sein mageres und völlig essigsaures Gesicht vor und schreit mit breiter Stimme: „Du verschwamelt, die Briestafche! Hast mir die Briestafche gefuchst?“

„Gefuchst hab' ich sie nicht“, sagt der Bursche, ihm zuellend, „gefunden hab' ich sie auf der Straßen.“

„Aber brav bist, Junge!“ ruft der Mann. „Wart', ich will dir ein Zwanzigerl schenken. Ehrlichkeit muß man belohnen. Halt!“ Er tut die Ledertasche auseinander und prüft den Inhalt. „Das stimmt nicht!“ kreischt er auf.

„Gehört's nicht Sein?“ fragt der Rochus.

„Nein gehört sie freilich, aber Geld fehlt! Es ist nur ein Hunderter da!“

„Und sechs Guldenscheine!“ versichert der Bursche.

„Der Tausender fehlt! Noch ein Tausender ist drin gewesen; jetzt auf der Stell' sag's, Lump, wo ist der Tausender?“

„Tausender hab' ich keinen gesehen“, beteuert der Rochus, „was drin gewesen, das ist noch drin, und genommen hab' ich nichts, meiner Seel' und Gott wahr!“



Roppelsberge

(Zielerstein)
Sonnstein

Al.-Hennersdorfer-Stiel
Lamm Lokomotive

Fernblick von den Fluren des Erblehngutes

Papstein

Ortsstein

Der Andere hatte ihn mit knochiger Faust schon am Kragen gefaßt, und anstatt ins Walzwerk, ging's jetzt ins Dorf hinein zum Gemeindeamt. Der Bursche wird ausgesucht, sogar in den Mund greift ihn der Vorstand mit ruppigen Fingern. Da hätte der arme Rochus freilich am liebsten zusammengebissen, doch größer als sein Zorn ist sein Leid darüber, was ihm da widerfährt. So schrecklich, mit dem linken Fuß aus dem Bett zu steigen! Wenn der Tausender in der Briestafche war! „Ja freilich, und bei allen Heiligen war er drin! Kann ihn niemand haben, als dieser Falot, der die Briestafche von der Straße aufgehoben und geöffnet hat. Weiß recht gut, wieviel einzelne Gulden drin sind, und soll vom Großen nichts wissen? Man kennt diese Leute!“ So der Schwarze.

„War er aber auch sicherlich drin gewesen, der Große?“ fragt ein Gemeindebeamter streng.

Der Eigentümer der Briestafche hebt die rechte Hand und macht die zwei Finger zu einer Gabel: „Ein Jurament leg' ich darauf ab! Ein heiliges Jurament! Erst gestern ist er aus Nieder-Osterreich gekommen für einen Trieb Jungvieh, den ich vorige Woche hinausgeschickt hab'. Fragt mein Weib! Die hat's auch gesehen, wie ich den Tausender in die Briestafche gesteckt hab', und daß ich heute damit auf den Handel ausgehe. Ein Jurament, meine Herren!“ Und hoch gegen Himmel reckte er die Gabel.

Nun konnte freilich kein Zweifel mehr sein: der Rochus hatte den Tausender. Aber wo er ihn hatte, das war der Zweifel. Der Bursche wühlte mit den Fingern hastig in seinem fuchsbraunen Haar, sagte aber kein Wort mehr. Denn soviel hatte er bereits gezeugnet, um zu wissen, daß es nichts half.

Gleich war nach den Gendarmen geschickt worden ins Kreisgericht, aber bevor sie erschienen, mußte der Dieb unter guten Verschluss kommen. Der Gemeindefotter war befehlt, stand des Gemeindedieners Ziege drinnen und der Futterbarren. Was machen? Den Galgenstrick hinein zum Tiere und von außen scharf abgeschlossen. Aber als das Weib des Dieners herbeikam und hörte, welsch' einen Genossen sie der lieben, braven Ziege gegeben hatten, hub sie an zu jammern über das unschuldige Tier, das im Umgange mit Spitzbuben im Arrest leicht verdorben werden könne, wie man solcherlei oft genug beklagen höre bei dem dummen Zusammensperren. Sie beschwor ihren Mann, den Unband aus dem Gelasse zu nehmen. Als der Diener mit rassendem Schlüssel das Türchen öffnen wollte, ging es nicht auf. Der Rochus hatte es inwendig durch das Kettl festgehängt, und wie sie jetzt auch fluchen und zetern mochten draußen, er lag unter der Ziege, hielt ihre Hinterbeine fest und sog ihr mit Bedacht und Behagen die Milch aus dem Euter, bis es leer war.

„Ah, das hat geschmeckt, das ist gut gewesen. Doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette!“ Tätschelnd und streichelnd bedankte er sich bei der vierfüßigen Wohltäterin, dann hatte er das Kettl los und ließ die Wut der Eindringenden über sich ergehen. Der Vorstand wußte oft nicht, wo ihm der Kopf stand, andere wußten es auch nicht, und so war dieser Bestandteil manchmal gar nicht zu finden. Nun sollte der Dieb für die paar Stunden in den festen Gemeinde-„Feldkasten“ gesperrt werden; fiel es aber dem Vorsteher noch zu rechter Zeit ein, daß dort Rauchfleisch und Speck aufbewahrt werde; für einen Arrestanten keine zweckmäßige Ausstattung. Der Rochus wurde also kurzerhand in des Gemeindevorstands Flachstammer getan. „Flachshaar und Hanf fressen, so viel er will! Wird ja sobald andere Bekanntschaft machen müssen mit dem Zeug!“ — Es war der linke Fuß, dachte der Bursche, als er über die Schwelle hineintaumelte und die Tür hinter ihm zuschlug.

Mit großer Genugtuung ging der Vorstand dann hinaus in den Roglgarten, wo sein Weib mit einer Gießtanne die Pflanzen spritzte, half ihr bei dieser Arbeit und erzählte von dem Diebe, diesem Rochus Himmelskaiser, der dem Viehhändler Kilian einen Tausender aus der Briestafche gestohlen habe, und wie der Lump nun in der Flachstammer aufgehoben sei, bis die Gendarme kämen.

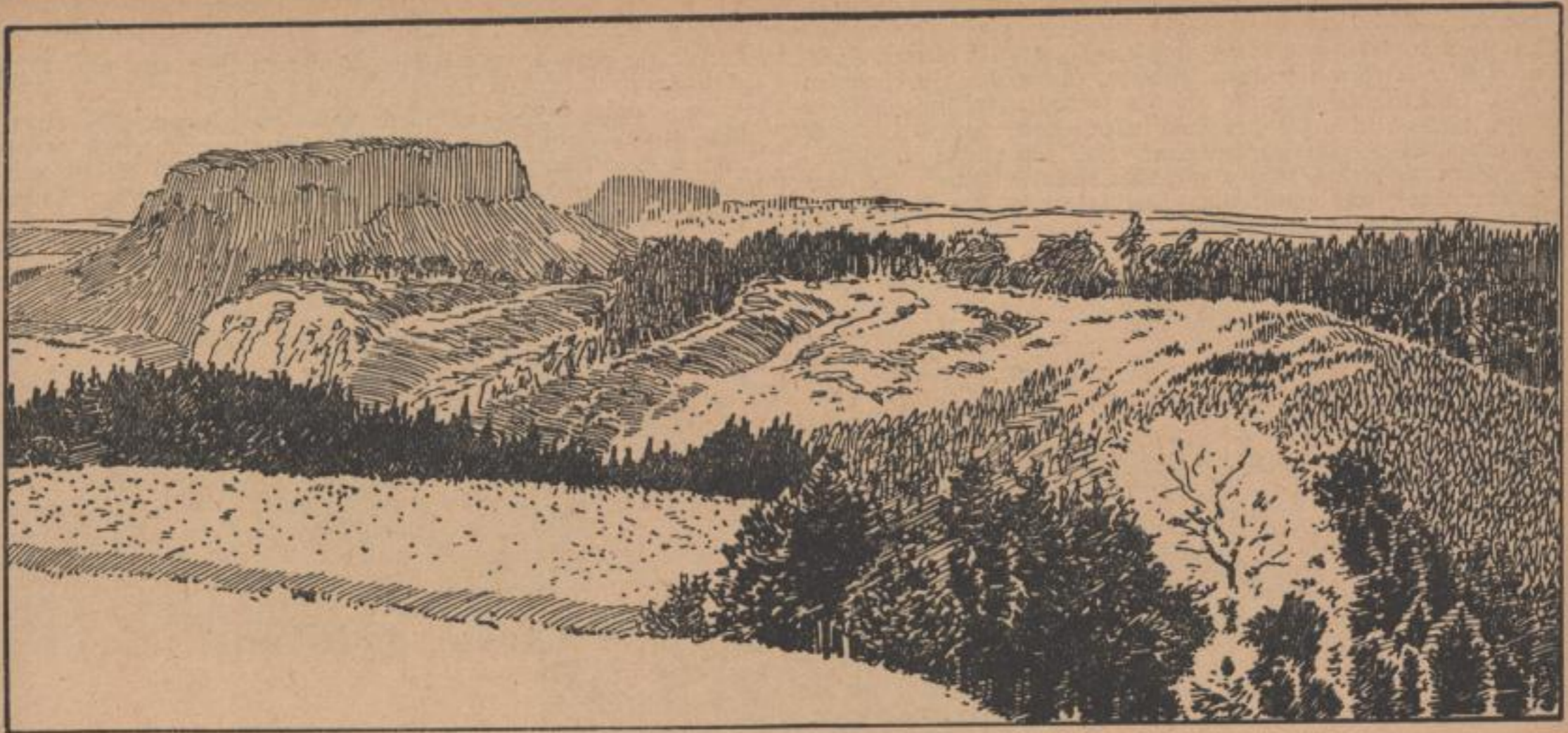
„Was sagst“, rief das Weib aus, „wo sagst? In der Flachstammer? Den Haderlumpen? Nit gescheit bist, Mann!“ Dabei rieselten aus ihrer Kanne hundert Wasserfädelein auf seine Beine, und sie merkte es gar nicht. Der Vorstand merkte es auch nicht, sondern fragte betommen: „Weshalb soll ich denn nit gescheit sein?“

„Auf allen vier Füßen lauf' und tu' den Burschen aus der Flachstammer! Weißt es denn nit? Das Weiddirndl ist drinnen und tut Reisten austampeln!“

„Was? Die Agerl ist in der Kammer? Und ich hätt' sie zusammengesperrt? O du höllische Ramsau!“ Da lief er auch schon dem Gehöste zu. „Was dieser Lump für ein Glück hätt', heut!“

Mittlerweile hatte der Rochus schon Bekanntschaft angebahnt mit dem Weiddirndlein, das Flachsträhne durch eine Hechel zog, um die Ager abzustreifen. Beiläufig kannten sich die beiden schon vom Kirchwege her. So sagte der Bursche nun trozig: „Hät denn du keine Angst vor mir, Agerl! Bin ja ein schauderhafte, Diebskerl! Hab' ja dem Viehtreiber Kilian einen Tausender w'ggeraubt!“

„I u einen Tausender?“ lachte das Dirndl auf, „geh' plausch nit!“



Rathewalde auf das Elbsandsteingebirge.

Elfenstein
Gausfelsen

Pfaffenstein

Dorfswald, hinter dem der Königstein liegt.

„Ja, ja! Wenn ich's sag!“
„Dir glaub' ich nichts. Du bist ein schlechter Falot, dir glaub' ich nichts, daß du es nur weißt!“

Inbrünstig, wie vor einem Altare, so kniete jetzt der Bursche nieder vor dem Dirndl, auf beiden Scheiben kniete er, klammerte die Finger ineinander und sagte: „Dank dir's Gott, Agerl, daß du mir's nit glaubst. Sie sagen es nur so, aber wahr ist's nit. Gefunden habe ich die Brieftasche, dem Viehtreiber seine, sind hundert Gulden drinnen gewesen und noch sechs dazu. Eingefallen ist's mir wohl: behalten kunnst es. Unsere liebe Frau hat mich behütet, nachgelaufen bin ich ihm und gab das Geld zurück. Und jetzt soll ein Tausender fehlen. Ich hab' ihn nit, Dirn. ich nit, und das mußt mir glauben, du mußt! Du mußt! Sonst!“

„Nau!“

Das Gesicht verdeckte er sich mit beiden Händen: „Auweh! Zum Glauben kann man ja niemanden zwingen. Auweh, auweh! — Wär' ich schlecht gewesen, ging's mir jetzt besser. Weil ich ehrlich bin gewesen, bin ich ein Dieb. So weit kommt man mit dem Bravsein! Aber das sag' ich dir, Agerl, wenn sie mich eintreiben, so geschieht was, das sag' ich dir.“

„Mensch!“ redete nun das Dirndl, dieweilen sie den Klachsträhn ausschlenkerte. „wenn du's so meinst, wie ich's verstanden hab', so bist plumzendobeldumm! Wenn sie dich schlecht gemacht haben, so mußt du dich selber wieder gut machen, da ist keine Zeit für so was, da heißt's ihnen den Lumpen vor die Füß' werfen.“

„Glaubst, das hilft was?“ begehrte er auf. „Bei solchen Leuten findet unsereins sein Recht nimmer.“

„Geh', red' nit und sei still!“

Der Viehhändler Kilian war mittlerweile ins andere Dorf hinübergewandert, wo sein Haus steht. Sein Weib segte mit dem Besen gerade eine Staubwolke zur Tür heraus, als er daherkam mit seinen langen, heute seltsam gelenkigen Beinen.

„Es ist ein Unglück!“ rief er, da hatte er einen Mundvoll Staub: „es ist ein Unglück!“ rief er noch einmal, da hatte er zwei Mundvoll. „Ein Tau—“, pustete er, „ein Tausender ist mir gestohlen worden!“

Sie haßte die Häuste, in deren einer der Besen stat: „Du — hu!“ Unbeschreiblich viele Drohung lag in diesem langgezogenen du.

„Der Lump hat ihn, der Häusel Rochus hat ihn!“ röchelte der Mann.

„Gott sei Lob und Ehr!“ rief sie aus.

Er starrte sie an und konnte dieses Te Deum laudamus nicht begreifen.

„Wenn man's weiß, wer ihn hat, dann ist's ja gut!“ sagte sie.

„Wissen freilich! Aber hergeben tut er ihn nicht!“

„So!“ antwortete sie spottend, „das ist ein Schlimmer!“

„Leugnen tut er's!“

„Narr, nachher weißt ja gar nicht, ob er ihn hat!“

„Auf der Straßen. Nach einer Weil' lauft mir der Rochus nach: Meine Brieftasche hätte ich verloren. Und wie ich nachschau, sind nur hundert und sechs Gulden drin, und der Tausender ist weg!“

„Was für ein Tausender?“ fragte sie jetzt erst.

„Nau, der drinnen war. Den mir gestern der Österreicher geschickt hat!“

„Du Locher!“ schreit sie. „den hab' ich ja herausgenommen. Weißt ja so, daß ich dem Haukenhuber das Paar Ochsen zahlen muß, wenn er heut' um's Geld kommt und du bist nit daheim!“

Jetzt hätte man den langen Viehhändler photographieren können. Es war natürlich eine Erstarrung vor Freude. Dann hub er an, das Glück zu preisen und das kluge Weib, das die Banknote herausgenommen. Wäre der Tausender in der Brieftasche gewesen, so hätte ihn der Rochus sicher entwendet.

„Wo ist er denn, der Rochus?“ fragte sie.

„Der?“ saate der Kilian, „wo wird er denn sein? Der Gendarm hat ihn fortgetrieben. Um den ist kein Schad.“

„Na du, Mann, warum denn der Gendarm, wenn er nichts gestohlen hat?“

„Geh', dem geht's eh besser in der Keuchen wie herauken, wo er umeinanderfaulenz, und man weiß nit, was er anstellt.“

„Jetzt gehst aber gleich und sagst es, daß sie ihn herauken, und das Geld wäre schon fürgekomen!“

„Ich? Ich soll das sagen?“ begehrte er auf. „Wo ich vorher ein Jurament hab' abgelegt, daß der Tausender in der Brieftasche ist gewesen! Daß sie mich einsperren könnten statt seiner!“

„Weil du ein Dummi bist und einer bleibst!“ rief sie aus. „Als ob sich der Papierseken nit hinter dem Brieftaschensfüter kunnst verschlossen haben! Reiß es auf, das Kutter, da drin hat er sich versteckt! Kein Mensch beweist dir's anders, und kann dir nichts geschehen.“

Da sah es wieder einmal Einer, was der Mensch an seiner Frau hat!

Am nächsten Tage, vielleicht auch erst im übernächsten, ist der Rochus Himmelfahrer wieder ausgelassen worden. Es kam nun für ihn eine angenehme Überraschung, für den Viehhändler aber eine unangenehme. Dieser Viehhändler war sehr erschrocken, als er hörte, daß gefehlich zehn Prozent FINDERLOHN vorge-

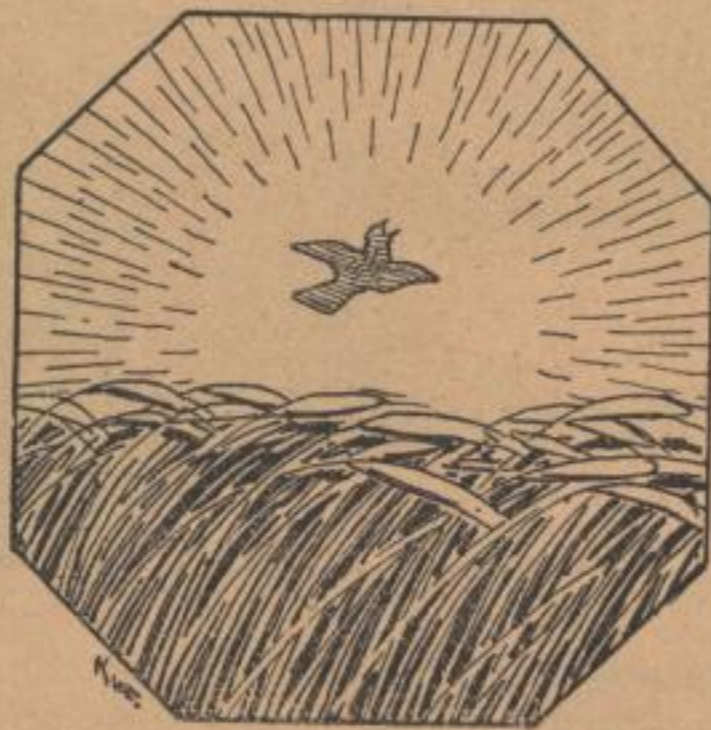
geschrieben sind. Gott, das macht ja fast soviel als ein ganzes Kalb! Der Richter belehrte ihn eines Anderen. Es machte einen ganzen Ochsen! Denn nicht nur für die hundertsechs Gulden war zu zahlen, sondern auch für den Tausender. Hatte der Kilian doch geschworen, daß er drinnen gewesen! Und jetzt mußte er Findex-lohn geben für etwas, das er gar nicht verloren hatte. Das war furchtbar hart, und neuerdings bereute er es, die Schuld des Burschen widerrufen zu haben.

Einhundertzehn Gulden hielt der Rochus in der Hand und noch sechzig Kreuzer. Und das war sein Eigentum. Nun stand

es fest: er war damals mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen.

Am nächsten Tage natürlich wollte er heiraten. Die Agerl. Aber diese verlangte zwei rechte Füße, ja eigentlich einen ganzen rechten Kerl drauf, der sein Heiratsgut nicht erst finden muß, sondern erwerben kann. Mag sein, daß es glückt; der Rochus arbeitet jetzt im Walzwerke.

Aus Peter Kosegger, „Das Buch der Novellen“, 3. Bd.
(Verlag von L. Staackmann in Leipzig)



Der Brief eines englischen Offiziers an die französische Akademie.

Insbesondere zum nachdenklichen Lesen für diejenigen, die da gedankenlos plärren: „Wir hätten genau so gemacht“.

Ein ehemaliger englischer Offizier, der während des ganzen Weltkrieges Seite an Seite mit französischen Truppen gekämpft hat, in dem Gefühl, für die europäische Freiheit und Befreiung zu kämpfen, und der erst jetzt Gelegenheit hatte, Deutschland und Frankreich in ihrem wahren Charakter kennen zu lernen, stellt der „Telegraphen-Union“ nachstehenden Brief zur Veröffentlichung zur Verfügung, der in deutscher Übersetzung lautet:

An den Herrn Minister des Unterrichts und der schönen Künste,
Paris.

Herr Minister!

Ich ersuche Sie, die Freundlichkeit zu haben, meinen Namen aus der Liste der Mitglieder der „Offiziere der Akademie“ zu streichen. Diese Auszeichnung wurde mir im Jahre 1908 zuteil. Mit aufrichtigem Bedauern fühle ich mich verpflichtet, diesen Schritt zu tun; ich schätze diese Auszeichnung ganz besonders, weil ich einer der ersten Engländer war, die sie empfangen. In Anbetracht meiner gegenwärtigen Gefühle Ihrem Lande gegenüber jedoch würde ich es für unehrenhaft halten, sie noch länger zu behalten. Die Brutalitäten und Greuel, die während der letzten vier Jahre durch Ihre schwarzen Truppen am Rhein begangen worden sind (ein langer Aufenthalt in Deutschland hat mich befähigt, sie zu beurteilen) und die Zahl der Grausamkeiten, die von Ihren Truppen im Ruhrgebiet begangen wurden, haben nun ihren höchsten Punkt erreicht in der ungesetzlichen Verurteilung der Krupp-Direktoren und der kaltblütigen Ermordung des Herrn Schlageter. Die Welt protestierte — und mit Recht — gegen die Hinrichtung der Krankenpflegerin Cavell, obwohl nach strengen militärischen Gesichtspunkten das Urteil möglicherweise gerechtfertigt werden kann. Wie jedoch müssen die Empfindungen aller Völker sein, die von einem Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit befeelt sind, über die Hinrichtung in Friedenszeiten eines Mannes, dessen einziges Verbrechen die Loyalität seinem Lande gegenüber war! Aber die herrschenden Kräfte in Frankreich sind anscheinend der gleichen Meinung wie ihre Vorgänger während der Revolution, als einer von ihnen, Barrère, sagte: „Menschlichkeit besteht darin, eure Feinde aus-

zulöschen. Keine Gnade den verabscheuungswürdigen Engländern. Soldaten der Freiheit, wenn der Sieg Engländer eurer Gnade ausliefert, schlägt sie tot!“ Ersetzen Sie die Worte „Engländer“ durch „Deutsche“, und Sie finden die verabscheuungswürdige Theorie heute in Ihrer Armee in den besetzten Gebieten Deutschlands durchgeführt. Gewisse Personen bemühen sich, eine Entschuldigung für die gegenwärtige Politik ihrer Regierung zu finden, indem sie versichern, Deutschland würde in derselben rohen Art und Weise gehandelt haben, wenn es siegreich gewesen wäre. Aber es ist zwecklos zu betrachten, was Deutschland in diesem Falle getan haben würde; wenigstens wissen wir, wie bewundernswert seine Armee in Frankreich nach dem Kriege 1870 sich benahm. Thiers berichtet in seinen „Notes et Souvenirs“ über Manteuffel, der die Okkupationstruppen befehligte, und gibt zu, daß dieser ausgezeichnete Offizier bei der ganzen französischen Bevölkerung beliebt war. Aber französische Offiziere, die ihren edlen Beruf durch rohe Mißhandlung wehrloser Einwohner degradieren und sogar soweit gehen, den halb verhungerten Kindern im Ruhrgebiet ihre magere Milchportion zu rauben, sind nicht derart, daß man ihnen jemals ein ähnliches Kompliment machen kann!

Ich weiß, es gibt viele französische Offiziere und Soldaten, welche die tyrannischen Maßnahmen verabscheuen, zu deren Ausführung sie gezwungen werden. Aber sie sind unglücklicherweise in der Minderheit. Ich weiß auch, es gibt Tausende von Franzosen, die mit Entzückung und Mißfallen über die Politik des Herrn Poincarés erfüllt sind, eine Politik, welche den Ruin und die Zerstückelung Deutschlands anstrebt, aber bis jetzt nur erreicht hat, einen wirtschaftlichen Zusammenbruch in Europa zu verursachen. Die überwältigende Masse der öffentlichen Meinung in Ihrem Lande jedoch steht hinter Herrn Poincaré, und solange dieser Geist vorherrscht und das Recht überwindet, werde ich fortfahren, meine bescheidene Stimme gegen die niederschmetternde Tragödie zu erheben, die jetzt an den Ufern des „lieblichen und herrlichen Rheins“ aufgeführt wird.

Ich habe die Ehre, zu sein, Herr Minister. Ihr gehorsamer
Diener.
D. C. Stewens.
(Juni 1923.)



Ist es nicht wahr, wenn Du schon das Haus voll Gulden hättest und das Haus wäre auch gülden und die Elbe oder der Rhein flösse mit Gold — und wäre Dein eigen, was könnte solches Dir helfen, wenn sonst nichts, kein Korn, kein Bier, kein Wein, kein Wasser da wäre? Du wirst je das Gold nicht fressen.

Dr. Martin Luther.

Not bricht alle Gesetze und hat kein Gesetz; so ist die Liebe schuldig zu helfen, wo sonst Niemand ist, der hilft oder helfen sollte.

Dr. Martin Luther.

Von Arbeit stirbt kein Mensch. Aber von Ledig- und Müßiggehn kommen die Leute um Leib und Leben. Denn der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen.

Dr. Martin Luther.



Ein Gespräch über Pflanzenschutz.

Von Dr. Ferdinand Esmarck in Dresden.



Es war an einem schönen Sommersonntag. Adolf Mewes hatte seinem Neffen Otto, der unerwartet auf Besuch gekommen war, die Wirtschaftsgebäude gezeigt und schickte sich an, ihn durch seine Felder zu führen. Otto war gleichfalls Landwirt, aber um 20 Jahre jünger, hatte nach gründlicher praktischer und wissenschaftlicher Vorbereitung das Gut seines Vaters übernommen und es in kurzer Zeit auf

eine bemerkenswerte Höhe gebracht. Gerade deshalb freute sich Adolf Mewes über sein Kommen; er erhoffte sich von Otto allerlei guten Rat für seine eigene Wirtschaft.

Adolf Mewes erzählte, daß er heuer eine außergewöhnlich reiche Heuernte gehabt habe, auch der Roggen stände gut, dagegen sei im Weizen ziemlich viel Brand.

„Hast du denn nicht gebeizt?“ fragte Otto.

„Aber sicher, das tue ich schon seit Jahren.“

„Womit beizt du denn?“

„Früher habe ich immer Blauslein genommen. Aber nachdem ich mal gelesen hatte, daß Aspulun besser sei, hab' ich's heuer mit Aspulun versucht. Das scheint aber erst recht nichts zu taugen.“

„Dann hast du's wohl nicht richtig gemacht“, meinte Otto.

„Doch; genau wie's auf dem Zettel stand! Ich habe sogar das Tauchverfahren angewandt, das da als besonders zuverlässig angepriesen wird.“

„Hast du den Weizen nachher auch in saubere Säde getan und den Boden vor dem Trocknen . . .“

„Alles nach Vorschrift, mein Lieber“, unterbrach ihn Adolf.

„Dann kannst du doch keinen Brand im Weizen haben, wenigstens keinen Steinbrand!“

„Gibt's denn noch einen anderen Brand?“

„Nun, es gibt doch noch den Flugbrand! Kennst du den nicht?“

„Nein, den kenne ich nicht.“

„Dann wollen wir uns den Weizen mal ansehen.“

Sie gingen nach dem Weizenschlage hin. Es war tatsächlich nicht Steinbrand, sondern Flugbrand. Otto setzte seinem Onkel den Unterschied auseinander und klärte ihn darüber auf, daß man durch Weizen nur den Steinbrand los wird, bei Flugbrand dagegen Saatwechsel vornehmen muß.

Der nächste Schlag war mit Wintergerste bestellt. Auch mit dieser war Adolf nicht ganz zufrieden. Er meinte, sie eigne sich nicht recht für seinen Boden und das Klima der Gegend.

Otto untersuchte die Gerste genauer und sagte:

„Boden und Klima sind nicht schuld, sondern — die Gerste ist krank!“

„Nanu, was fehlt ihr denn?“ staunte Adolf.

„Sie hat die Streifenkrankheit“, belehrte ihn Otto. „Siehst du hier die tauben Ähren und die abgestorbenen zerschlagenen Blätter? Das ist das Ende vom Lied! Den Anfang hättest du bemerkt, wenn du die Gerste früher, als sie vielleicht zwei Handbreit groß war, genau angesehen hättest. Damals hatten die grünen Blätter braune Längsstreifen.“

„Also daher: Streifenkrankheit.“

„Ganz recht.“

„Und was macht man dagegen?“

„Weizen! Aber nicht mit Blaustein, der hilft hier garnichts, sondern mit Aspulun oder Germisan. Ich habe mit Germisan gebeizt und keine einzige kranke Pflanze mehr.“

„Ach ja, nun soll auch die Gerste gebeizt werden“, seufzte Adolf.

„Ja, warum nicht? Ein moderner Landwirt beizt nicht nur Weizen und Gerste, sondern auch Hafer und Roggen?“

„Hafer und Roggen auch?“

„Ja! Hafer gegen Brand, und Roggen gegen Schneeschimmel, der so manches Mal die verborgene Ursache des Auswinterns ist.“

„Um Gottes Willen! Alles Getreide beizen. Da wird man ja garnicht fertig! Rentiert sich denn die Sache?“

„Ich sage dir, großartig! Erstens hast du dann keine Krankheiten im Getreide — vorausgesetzt natürlich, daß du das Weizen richtig machst — und zweitens läuft dir die gebeizte Saat viel besser und schneller auf und bringt auch mehr.“

„Na, ich werde mir's mal überlegen.“

Sie gingen weiter an einem Kartoffelschlag vorbei. Die Kartoffeln standen gerade in Blüte, sahen gesund und kräftig aus und versprachen eine gute Ernte. Otto nahm eine Staude heraus, um den Behang zu prüfen. Aber kaum hatte er die Erde von den Knollen abgeschüttelt, da fuhr er entsetzt zurück.

„Mensch“, sagte er, „du hast ja Krebs an deinen Kartoffeln!“

„Was, einen Krebs?“ fragte Adolf, aufs Höchste erstaunt.

„Ach, Unsinn! Krebs nennt man diese braunen Geschwulste hier, die so etwas an Blumentohl erinnern.“

„Nu, die waren voriges Jahr auch daran, allerdings nur bei ein paar Stöcken. Schadet das denn etwas?“

„Und ob das schadet! Das ist die gefährlichste Kartoffelkrankheit, die es gibt! Wer die einmal auf seinem Acker hat, wird sie in Jahren nicht wieder los. Der Boden verseucht immer mehr, und die Geschwulste werden immer größer; schließlich hast du gar keine richtigen Knollen mehr am Stod, sondern nur noch solche unförmliche und wertlose Dinger.“

„Wie kommt denn nur diese gefährliche Krankheit hierher?“

„Die muß wohl mit der Saat hier eingeschleppt sein! Woher hast du diese Sorte?“

„Das weiß ich nicht mehr; aber jedenfalls sahen sie damals vollkommen gesund aus.“

„Kann schon sein; die Geschwulste sind oft so klein, daß man sie leicht übersteht.“

„Zu dumm! Was macht man da nur? Dann kann ich hier wohl gar nicht mehr Kartoffeln bauen?“, fragte Adolf mit sorgenvoller Miene.

„Doch! Du mußt allerdings ganz bestimmte Sorten nehmen, die vom Krebs nicht befallen werden.“

Otto nannte seinem Onkel einige krebsfeste Sorten und sagte ihm auch, was er sonst noch tun müsse, um die Weiterverbreitung der Krankheit zu verhüten.

Adolf hörte aufmerksam zu und meinte dann: „Ich muß immer wieder staunen, was du alles weißt. Woher kennst du all die Krankheiten, und weißt du wie man sie bekämpfen kann?“

„Das habe ich zum Teil schon auf der landwirtschaftlichen Schule gelernt, zum Teil aber später von der Hauptstelle für Pflanzenschutz erfahren.“

„Hauptstelle für — Pflanzenschutz? Was ist denn das?“

„Die kennst du nicht? Dann schreib dir mal gleich die Adresse auf: Dresden-A., Stübel-Allee 2. Da bekommst du in all solchen Fällen sachkundigen Rat. Wenn dir z. B. ein Getreideschlag, ein Kartoffelacker, ein Obstbaum oder sonst eine Kulturpflanze krank erscheint, schreibst du schnell einen kurzen Brief an die Hauptstelle, legst einige kranke Pflanzen oder Zweige bei — und nach wenigen Tagen weißt du, was los ist und was du zu tun hast.“

„Und was kostet so eine Auskunft?“

„Nichts! Nur das Porto für die Rückantwort mußt du bezahlen.“

„Das ist ja eine feine Einrichtung. Die ist mir ganz neu.“

„Hab ich mir wohl gedacht. Lange gibt's die auch noch nicht, wie überhaupt der Pflanzenschutz noch eine ziemlich neue Sache ist. Früher hat man solche Krankheiten kaum beachtet und den Schaden, den sie machen, unterschätzt. Tatsächlich ist aber der Schaden ein ganz ungeheurer. Was z. B. an Getreide allein durch Brandkrankheiten verloren geht, das sind Hunderttausende von Tonnen, und an Kartoffeln könnten wir jedes Jahr einige Millionen Tonnen mehr ernten, wenn wir nicht all die Fäulen und die andren Krankheiten hätten. Und wie arg im Obstgarten Raupen, Blutläuse und andre Schädlinge, und die Mäuse in Scheune und Schober hausen können, weißt du ja selber.“

„Ja, leider!“ nickte Adolf.

„Sieh mal“, fuhr Otto fort, „dagegen muß man was tun! Heute, wo es für uns Deutsche auf jeden Zentner Getreide und Kartoffeln ankommt, müssen wir uns bemühen, Verluste durch Krankheiten und Schädlinge, soweit irgend möglich, zu verhüten. Und das können wir auch. Wenn nicht alle, so lassen sich doch viele Krankheiten wirksam bekämpfen. Man muß es nur richtig anfangen. Leider wissen viele Landwirte noch nichts davon und denken, solche Krankheiten seien einfach ein Verhängnis, dem man machtlos gegenüberstehe, oder sie wenden ganz unzulängliche Mittel an. Hier will nun der Pflanzenschutz Wandel schaffen. Er will durch Aufklärung in Wort und Schrift, durch Auskunfterteilung und Beratung die Kenntnis der wichtigsten Krankheiten und ihrer Bekämpfung in alle Kreise unserer Landwirte tragen und ihnen auch bei der praktischen Durchführung der Bekämpfungsmaßnahmen helfen. Dazu ist zunächst einmal die Hauptstelle da, von der ich dir schon erzählte. Dann haben wir eine ganze Reihe von Auskunftsstellen, bei denen man sich auch Rat holen kann, wie z. B. die landwirtschaftlichen Schulen, die Kreisvereine, die Obstbauinspektoren. Weiter sind da über 200 Meldestellen, die Beobachtungen über das Vorkommen der Krankheiten sammeln und an die Hauptstelle weitergeben. Aus diesen Berichten zieht die Hauptstelle Schlüsse, von welchen äußeren Bedingungen die Krankheiten abhängig sind, und kann dann unter Umständen rechtzeitig vor einer drohenden Gefahr warnen. Auch bei der praktischen Durchführung der Bekämpfungsmaßnahmen will die Pflanzenschutz-Organisation helfen. Das ist aber erst im Werden. So sollen Gerätestationen eingerichtet werden, wo man sich die erforderlichen Geräte leihen kann, und Pflanzenschutztechniker soll's geben, die den Landwirt zur richtigen Ausführung der Bekämpfungsarbeiten anleiten, und Pflanzenschutzkolonnen, die bei plötzlich auftretenden Kalamitäten auf den Plan treten.“

„Das ist ja großartig“, erklärte Adolf in aufrichtiger Bewunderung. „Wenn das stimmt, was du sagst, ist der Pflanzenschutz ja ganz außerordentlich wichtig und müßte eigentlich jedem Landwirt zur Pflicht gemacht werden.“

„Das meine ich auch. Jeder Landwirt müßte da mittun. Dann würde es nicht nur um die Landwirtschaft, sondern auch um die Gesamtheit unseres Volkes besser stehen. Wir würden im Inlande soviel ernten, daß wir die teure Einfuhr aus dem Auslande zum großen Teile entbehren könnten. Die Volksernährung stände auf sicherem Füßen, und damit wäre eine wichtige Voraussetzung für die Wiedergesundung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse geschaffen.“

„Da könntest du recht haben!“ nickte Adolf zustimmend. „Ich für meine Person bin jedenfalls von der Notwendigkeit des Pflanzenschutzes überzeugt und werde ihm in meinem Betriebe von nun an einen Ehrenplatz einräumen.“

„Recht so! Du wirst es sicher nicht bereuen!“

Damit setzten die beiden Landwirte ihren Rundgang fort. Adolf Mewes hörte noch manches anregende und belehrende Wort von seinem Neffen. Aber keines wirkte so tief und nachhaltig, wie das, was Otto ihm vom Pflanzenschutz gesagt hatte.



Wärterhäuschen am Röderwehr
unweit des Reiherhofes
bei Ralkreuth.



(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Landwirtschaftliche Fachausbildung, eine vaterländische Pflicht.

Von Rittergutsbesitzer Hermann Vogelsang auf Ebersbach bei Döbeln.

Wer die Entwicklung unserer deutschen Landwirtschaft während der letzten 20 Jahre beobachtet hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß insbesondere unsere heimische, sächsische Landwirtschaft in dieser Zeit hervorragende Fortschritte zu verzeichnen hat, und es ist naheliegend, daß man sich einmal die Frage vorlegt: „Welche Ursachen sind es, denen in erster Linie derartige Kulturfortschritte zu danken sind?“ Begründet sind sie, ganz allgemein gesagt, durch die Tatsache, daß die Forschungsergebnisse der Wissenschaft in glücklichster Weise unserer bäuerlichen Bevölkerung übermittelt worden sind. Wenn dies auch in erster Linie der rastlosen Tätigkeit einer ganzen Reihe von führenden Landwirten zu danken ist, so gibt es doch zwei Einrichtungen, die der sächsischen Landwirtschaft in außerordentlich hohem Maße zum Segen gereicht haben, die Landwirtschaftsschulen und die landwirtschaftlichen Vereine. Hier soll kurz von den Landwirtschaftsschulen die Rede sein.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß es heute, nach all' den Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, noch Landwirte gibt, die der Entwicklung des landwirtschaftlichen Schulwesens teilnahmslos, ja sogar ablehnend,

gegenüberstehen! Und womit wird diese ablehnende Haltung meist begründet? Mit dem Hinweis darauf, daß man selbst keine Kinder habe, für die die landwirtschaftlichen Schulen in Betracht kommen, und daß man somit keine Vorteile davon habe. —

Wenn wir auch im Allgemeinen erkannt und uns bis zum gewissen Grade mit dem Gedanken abgefunden haben, daß die Menschheit durch den Materialismus der Gegenwart ihres größten Reichtums verlustig geht, des Schatzes der Ideale, so können wir uns doch kaum etwas Häßlicheres und Verachtungswürdigeres vorstellen, als wenn deutsche Bauern, nur um des elenden Mammons willen, der heranwachsenden landwirtschaftlichen Jugend die Ausbildung versagen, die Haus und Hof, Volk und Vaterland von ihr fordert.

Glücklicherweise sind das nur Ausnahmen, aber sie müssen erwähnt werden, damit das Gift derartiger Auffassungen sich nicht weiter ausbreitet. Im Allgemeinen begegnen wir in den Kreisen der Landwirtschaft vollstem Verständnis für die Not unserer Schulen. So hat erst vor Kurzem der landwirtschaftliche Bezirksverband Döbeln einstimmig

mig und einmütig den damals noch sehr ansehnlichen Betrag von 35 Millionen Mark aufgebracht für seine landwirtschaftliche Schule. Möge dies Beispiel auch in anderen Kreisen unseres Sachsenlandes Nachahmung finden! Wohl die schwierigste und wichtigste Aufgabe fällt den Landwirtschaftslehrern zu. Ein absolutes Beherrschen der Materie ist selbstverständliche Voraussetzung; die Kunst besteht nun aber darin, den jungen Leuten den Stoff nicht einfach schulmäßig beizubringen, sondern in ihnen gleichzeitig Verehrung und Begeisterung zu erwecken für den landwirtschaftlichen Beruf. Hierzu ist aber doch ein gewisser Ernst auf Seiten der Schüler erforderlich, sodaß es wünschenswert erscheint, daß die jungen Leute nicht zu zeitig auf die Schulen kommen und daß dem Schulbesuch eine mehrjährige praktische Lehrzeit, möglichst nicht in der elterlichen Wirtschaft, vorausgeht. Was für die Söhne größerer Landwirte in dieser Hinsicht zutrifft, ist sinngemäß auch auf unsere Bauernsöhne anzuwenden.

Die Eltern aber möchten der Ausbildung ihrer Kinder regstes Interesse entgegenbringen. Eine faule Ausrede ist's, zu sagen, der Schulbesuch käme zu teuer oder sei gar unerschwinglich. Das Geld für eine gute Ausbildung der Kinder muß herzu! Weiß man nicht, daß viele Stadteltern sich die härtesten Entbehrungen auferlegen, sozusagen trocken Brot essen, bloß um ihre Kinder auf eine gute Schule zu schicken? Sollten das Bauernkinder nicht ähnlich fertigbringen? Man sehe in den herangewachsenen Kindern nicht bloß willkommene Arbeitsgehilfen und -Gehilfinnen für Feld und Hof, Küche und Stall, sondern künftige Landwirte und Landwirtinnen, die aller Boraussicht nach schwere Zeiten zu bestehen haben und drum mit Fachkenntnissen aufs Allerbeste ausgerüstet sein müssen. Die bloße Handarbeit tut es schon lange nicht mehr allein, Fachbildung, d. i. Geistesbildung, muß ihr geschwisterlich zur Seite stehen. — Die Eltern müssen auch auf Fühlungnahme mit der Lehrerschaft bedacht sein, schon um dieser dauernde Beziehungen zur praktischen Landwirtschaft zu ermöglichen.

Und die nicht unmittelbar beteiligten Landwirte? — Sie müssen sich unbedingt klar darüber sein, daß es sich in dem Schulwesen um ein Stück landwirtschaftlicher Kulturarbeit überhaupt handelt, um ein Gemeingut der gesamten Landwirtschaft, und daß der Abbau der Schulen — dies gefährliche Schlagwort ist bereits ausgesprochen worden — dem Abbau unserer Kultur gleichkommt. —

Deutschland liegt, in Fesseln geschlagen, verarmt am Boden. Hüten wir uns, daß wir nicht noch geistig verarmen! Unsere Blicke richten sich auf den landwirtschaftlichen Nachwuchs. Sorgen wir dafür, daß er das wird, was wir Alle von ihm erhoffen, ein sittlich reifer, beruflich durchgebildeter Bauernstand, der Grundpfeiler des neuen Reichs!

Der Eichbaum steht entblättert,
ragt kahl in die Welt hinaus.
Die Zweige sind zerschmettert,
zermalmt im Sturmgebraus.

Und wilde Wolken drohen,
und Blitze zucken drein,
als sollt's in Flammenlohen
des Eichbaums Ende sein.

Doch nur die Zweige zittern,
der Baum bleibt trozig stehn,
und nach den Ungewittern
die Frühlingslüfte wehn.

Und seine Wurzeln spenden
ihm neuen Lebenssaft.
Es grünt an allen Enden
und strahlt in alter Kraft.

Erhalte, Gott, dem Reiche,
dem teuren Vaterland,
das Wurzelwerk der Eiche,
den deutschen Bauernstand!



Das größte Werk, das Du tun kannst, ist, daß Du Dein Kind recht erziehst, wenn Du gleich am Sonntag nicht in die Kirche kommst und keine Messe oder Predigt hörst — erziehe nur Dein Kind recht!

Dr. Martin Luther.

Eltern können die Hölle nicht leichter verdienen, als wenn sie ihre eigenen Kinder in ihrem eigenem Hause versäumen.

Dr. Martin Luther.

Es ist doch von Nöten für einen jeden verheirateten Menschen, daß er seines Kindes Seele mehr, tiefer, fleißiger ansehe als das Fleisch, das von ihm gekommen ist, und sein Kind nicht anders achte als für einen köstlichen, ewigen Schatz.

Dr. Martin Luther.



Aus Sachsens Zuchtstätten.

V.

Die Leutewitzer Futterrübe.



ine der ältesten Stätten deutscher Pflanzenzucht ist das Rittergut Leutewitz in der Amtshauptmannschaft Meißen. Der älteste Zweig der Zuchten erstreckt sich auf die allgemein bekannte Leutewitzer Runkelrübe. Bereits der Großvater des jetzigen Besitzers, Adolph Steiger, begann schon im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit der Zucht obenerwähnter Rübe. Das Ausgangsmaterial bildete die gewöhnliche Oberndorfer Runkelrübe. Das Zuchtziel war von Anfang an auf die Erhöhung des Ertrages und auf die Steigerung des Futterwertes gerichtet. Noch heute wird in Erkenntnis dessen, daß die Nutzbarkeit der Runkelrübe naturgemäß und wirtschaftlich ihren Schwerpunkt in der Erzeugung leichtverdaulicher Kohlehydrate hat, dieses Zuchtziel weiter verfolgt. In diesem Bestreben wurde der Leutewitzer Runkelrübe zur Erzielung höchstmöglicher Flächenleistung ein hoher Nährstoffgehalt in Verbindung mit korrelativ (= in Wechselbeziehung) höchstem Massenertrage angezüchtet. Die Erzeugung von Riesenrüben mit maximalen Roherträgen ist hierbei erfahrungsgemäß ausgeschlossen.

Die Leutewitzer Runkelrübe wird in gelber und roter Varietät gezüchtet, ein merklicher Unterschied in der Produktivität oder Qualität der beiden Arten ist nicht festgestellt worden.

Die ursprüngliche typische Gestalt der Leutewitzer Rübe ist kugelig, die etwas zwiebelartige Gestalt der ehemaligen Oberndorfer Rübe ist mithin unter dem Einfluß der Zuchtwahl verändert worden. Gegenwärtig ist bei der Selektion ein etwas längerer eiförmiger Typus bevorzugt worden,

um das Volumen und den Massenertrag maßvoll, d. h. ohne Beeinträchtigung der Qualität zu steigern.

Der Blattansatz der Leutewitzer Rübe ist ziemlich reichlich gegenüber anderen Sorten. Durch mehrfache Untersuchungen haben sich indessen zwischen dem Trockensubstanzgehalte, also der Nährstoffproduktion, und dem Blattansatz Beziehungen ergeben, die es nicht ratsam erscheinen lassen, das Blattvermögen der Leutewitzer Rübe zu Gunsten einer etwa daraus resultierenden größeren Massenproduktion züchterisch wesentlich einzuschränken.

Die Bewurzelung der Leutewitzer Rübe charakterisiert sich durch eine dünne Pfahlwurzel ohne Verzweigung, an die sich nur feine Seitenwurzeln ansetzen. Infolgedessen und wegen der kugelförmigen Form sieht die Rübe sehr flach im Erdboden und gestattet bei der Ernte ein leichtes Ausheben. Die Leutewitzer Rübe eignet sich sowohl zur Kernsaat, als auch zur Pflanzung.

Die Zuchtwahl erfolgt aus den Rübenbeständen der Zuchtfelder zunächst nach Aussehen und Ertrag. Aus den als ertragsfähig und im Typus als konstant erwiesenen Familien werden Rüben im Leutewitzer Typus mit mittelstarkem, feinstieligem Blattansatz, feiner Bewurzelung und von mittlerer durchschnittlicher Größe ausgewählt und zur Qualitätsuntersuchung aufgenommen. Diese erfolgt im Herbst und erstreckt sich auf

1. absolutes Gewicht,
2. spezifisches Gewicht,
3. Trockensubstanz,
4. Gesamtstickstoff (Rohprotein),
5. Rohfaser und
6. stickstofffreie Extraktstoffe.

Der Zuckergehalt wird zur Kontrolle bei den einzelnen Familien festgestellt.

Nach den bei den Leutewitzer Untersuchungen gewonnenen Ergebnissen läßt sich der Massenertrag nur bis zu einem gewissen Grade mit der Qualitätsproduktion vereinigen. Die absolut schwersten und namentlich nach dem Exterieur größten Rüben sind in der Regel wasserreicher und nährstoffärmer als die leichteren, kleineren Exemplare. Sache des Züchters ist es, darauf zu achten, daß das auf die Anbaufläche bezogene Produkt aus Masse und Qualität die erreichbar größte Zahl erlangt bezw. behält.

Die Selektionsuntersuchungen der Leutewitzer Zuchtrüben haben ferner zwischen dem spezifischen Gewicht und dem Gehalt an Trockensubstanz, Kohlehydrat und Stickstoff derartige Korrelationen (= Wechselbeziehungen) ergeben, daß das spezifische Gewicht zur Trockensubstanz in direkter Beziehung steht, während mit dem Ansteigen des Stickstoffgehaltes eine Verminderung des Gehaltes an Trockensubstanz und Kohlehydraten eintritt. Umgekehrt haben sich stickstoffarme Rüben als reich an Trockensubstanz und Kohlehydraten erwiesen.

In Erwägung dieses Umstandes und der Tatsache, daß von den stickstoffhaltigen Bestandteilen der Runkelrübe außerdem nur etwa die Hälfte in Form von verdaulichem Eiweiß vorhanden ist, erscheint es nicht nur unrationell, züchterisch eine Steigerung der Eiweißstoffe in der Rübe anzustreben, sondern hoher Stickstoffgehalt muß für die Leutewitzer Zuchtart direkt als nachteilig bezeichnet werden. Außerdem gibt es rationellere Wege für die Landwirtschaft, eiweißreichere Futterzusammensetzung zu erzielen. Von den bei den chemischen Untersuchungen ermittelten Werten wird das spezifische Gewicht, der Gehalt an Rohprotein und die Menge der stickstofffreien Extraktstoffe zur

Bildung von Zuchtwertszahlen benutzt, wobei aus den oben entwickelten Gründen der steigende Stickstoffgehalt in negativer Richtung zum Ausdruck gebracht wird.

Die auf Grund ihrer Zuchtqualität ausgewählten Elite-Rüben werden im Zuchtgarten einzeln in eigens konstruierten Isolierhäuschen kultiviert, wodurch die Fremdbestäubung ausgeschlossen und sorgfältigste Reinzucht ermöglicht wird. Der von den isolierten Rüben gewonnene Samen wird familienweise im Zuchtgarten angebaut und aus den hieraus entwickelten Rüben das Muttermaterial für den nächsten Jahrgang ausgewählt. Die typisch vererbten Familien werden zwecks Reinerhaltung ihrer äußeren Form auf getrennten Zuchtfeldern zur Samengewinnung, sowie zur weiteren Prüfung auf Vererbung und Ertrag angebaut. Die auf den Zuchtfeldern als leistungsfähig erwiesenen Familien liefern einerseits die Elite-Rüben für weitere Zuchtgenerationen, andererseits das Muttermaterial für die Rübensamensfelder. Über die Ergebnisse der Untersuchung und Bonitierung werden besondere Zuchtregister geführt.

In neuester Zeit wird neben der alten runden Leutewitzer Rübe eine Neuzüchtung — die Leutewitzer flaschenförmige Rübe — in gelber Varietät gezüchtet und auch bereits in den Handel gebracht. Die neue Zuchtart soll nach Möglichkeit mit den Vorzügen der alten Leutewitzer Rübe, den Vorzug größeren Massenertrages verbinden. Der Anbau dieser Varietät im Großen erfolgt, um jede Fremdbestäubung zu vermeiden, auf einem Gute in der Neumark.

Wie der Same der alten Züchtung alljährlich restlos ausverkauft wird, so hat sich auch die neue Züchtung bereits sehr gut bei den Landwirten eingeführt und besonders auch im Auslande sehr viel Anklang gefunden.



Laßt uns ja armer Leute nicht vergessen und ihnen gern helfen und geben, nicht allein mit dem gemeinen Almosen, daß man da Einem einen Pfennig, Groschen oder Gulden gibt. Solche Hilfe ist man in alle Wege armen Leuten schuldig. Aber darnach ist ein anderes Almosen, da ein jeder seinem Nächsten in seinem Stand und Beruf dienen und helfen kann.

Dr. Martin Luther.





Aus den Briefen einer Scholarin.

Pestwitz, am 4. Februar 1923.

Herrn Gutsbesitzer und Gemeindevorstand Karl Lehmann,

Rosenwalde, Gut Nr. 3.

Liebe Eltern!

Ihr habt lange nichts von mir gehört, aber wegen des hohen Portos und der vielen Arbeit schreibe ich lieber selten und dann ausführlich. Heute zum Sonntag ist es mal ganz still bei uns, der Herr und die Frau sind zu den Verwandten in die Grundmühle und da halten Lotte und ich haus. Ihr wißt, Lotte ist die andere Scholarin, die seit Michaelis hier lernt. Wir verstehen uns ganz gut. Während ich an Euch schreibe, steht Lotte nach den Kindern, ich löse sie dann ab. Bis zum Bescheiden ist noch lange Zeit. — Die Wochen seit Weihnachten war viel bei uns los: Schweineschlachten, Wäsche, vorgestern Brotbacken. Dazwischen kam oft die alte Huljisch zum Federnschleifen, jede freie Minute mußten wir dabei helfen. Seit acht Tagen haben wir 10 Ferkel. Frau Krause macht vieles wie unsere Mutter. Es ist eben hier ganz anders wie voriges Jahr in Kornheide. Ich bin ja so froh, daß Ihr mich zu Ostern auf eine andere Stelle getan habt, ich hatte in dem einen Jahre zu wenig gelernt. Immer nur im Stall und draußen Arbeit! Mit Lotte wechsle ich regelmäßig alle zwei Wochen, entweder Küche und Haus oder Stall, Schweine, Hühner. Arbeiten muß man tüchtig, aber bei der Ordnung macht es Freude. Die Frau überläßt mir seit Weihnachten ganz allein die Küche, sie findet mich immer nicht fit genug. Als ich herkam, konnte ich nur Mehlsuppe kochen, denn in Kornheide kam ich nie in die Küche und zu Hause machte Mutter die ganze Kocherei. Die Lotte kann bald so viel als ich, weil sie eben gleich ordentlich angelehrt wird. — Gestern haben wir viel Spaß gehabt, liebe Eltern. Da war ein feiner junger Herr aus Leipzig da. Frau Krause sagte „Herr Student“. Trotzdem Sonnabend war, aß er mit uns den Kartoffelbrei; so viel Speck hatte er jahrelang nicht gesehen. Wir haben viel gelacht, weil er so lustig auf dem Klavier, was doch

Krauses voriges Jahr gekauft haben, spielen und dazu singen konnte. Nach dem Bescheiden brachten ihn Lotte und ich zur Bahn, denn er hatte so viel zu schleppen. Müllers, Frankens, Friedrichs, fast alle aus dem Hausfrauenverein hatten Eier, Butter, Wurst, Speck schon lange hergeschickt, die er für seine Freunde mitnahm, die in der Stadt beim Studieren hungern müssen. Jeden Monat hat der Hausfrauenverein für die Studenten gesammelt, nur hat Frau Krause sonst die Sachen als großes Paket mit der Post nach Leipzig geschickt. — Neulich beim Vollmond nahm Frau Krause wieder uns beide mit in die Versammlung vom Landwirtschaftlichen Hausfrauenverein; der Herr blieb bei den Kindern. Ich habe Euch schon manchmal von dem Verein geschrieben, und daß wir vor Weihnachten dort das Färben gelernt haben. Ich denke noch oft daran, wie sich Mutter über die selbstgefärbte Dede zu Weihnachten gefreut hat! Der Verein war diesmal im Krejscham in Nölwitz. Es waren Frauen aus allen Dörfern da, die zum Verein gehörten. Ich mußte zuerst wie immer von jeder ein Ei als Vereinsbeitrag einsammeln, die jeden Monat verkauft werden. Das Geld kommt in die Kasse. Erst sprach Frau Krause, die doch der Vorstand ist, und dann ein Fräulein aus Dresden. Es war sehr schön! Als wir Kaffee tranken, gab es feinen Kuchen vom Kochkursus, der jetzt in Nölwitz ist. Lene Schulze, die mitmacht, zeigte mir die Küche. Aber so groß und schön wie unsere beim Pestwitzer Kochkursus ist sie nicht. Den feinen Herd und das Emailgeschirr hat der Landeskulturrat wieder geschickt. Die Lehrerin, Fräulein Schulze, war auch mit in der Versammlung und erkannte mich gleich wieder. Frau Krause sagt oft, wie gut es gewesen sei, daß ich den Kochkursus damals mitgemacht hätte. Als wir mit Kaffeetrinken fertig waren, hat das Fräulein aus Dresden wieder geredet und gesagt, alle Landfrauen in Sachsen müßten früher oder später in einen Landwirtschaftlichen Hausfrauenverein, sonst wäre nichts zu machen, wir müßten doch auch in Dresden in der künftigen Landwirtschaftskammer und in Berlin mitreden können, weil alles ganz anders geworden wäre wie früher. Einen Hausfrauenverein gibt es doch bei uns in Rosen-

walde noch nicht? Die Frauen um mich herum sagten, wenn hier nicht Frau Krause wäre, würde der Verein nicht so klappen! Trotzdem sie doch so viel Arbeit mit der Wirtschaft und den Kindern hat, wüßte sie immer alles Neue von der Geflügelzucht, von der Lehrlingsausbildung, von den Sitzungen und Versammlungen in Dresden so schön zu erzählen. — Ich habe nichts gesagt, aber ich weiß doch ganz genau, daß sie oft Briefe bekommt, da steht drauf „Verband Landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine im ehem. Agr. Sachsen“. Sie denkt dann immer viel drüber nach und schreibt auch wieder, dadurch wird sie wohl manches erfahren. Als ich mich bei ihr erkundigte, sagte sie, daß der Verband der Mittelpunkt in Sachsen sei für alle Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine. Neulich war die Frau auch wieder mal zwei Tage in Dresden und hat dann viel erzählt von der schönen Ausstellung der Bauernfrauen, von den Sitzungen und der großen Hauptversammlung, zu der alle Vereine jemanden geschickt hatten. Sie konnte nicht beschreiben, wie schön dort die Dame, welche alles leitet, zu Beginn der Versammlung gesprochen hat, z. B. Berufsorganisation sei auch für die Landfrau nötig. Bei der großen Teestunde hat Frau Krause unsere Frau Liebing gesprochen, die hätte gesagt, in Rosenwalde müsse nun auch ein Hausfrauenverein werden. — Hoffentlich geht es Euch gut. Wieviel Ferkel haben wir im Stall? Nun kommt unsere Hanni auch bald aus der Schule. Da sie aber in die Fortbildungsschule muß, wird Hanni der Mutter fehlen, weil die kleine Magd dann auch nicht mehr da ist. Ob Vater wohl so gut ist und mir etwas Geld schickt? Grüßt Fritz und Hanni! Mit vielen Grüßen Eure Gertrud.

P e s t w i z , am 4. März 1923.

Liebe Eltern!

Vielen Dank für Vaters Geldsendung und Mutters Brief. Mit dem Gelde komme ich ganz gut bis Ostern aus, da ich doch von Krauses Taschengeld bekomme. Die Frau hat mir wieder die Stiefel befohlen lassen, es war noch ein Stück Treibriemen da. — Also unsere Hanni ist nun für die landwirtschaftliche Schule in Wurzen angemeldet, das ist wohl ganz neu, daß auch Mädchen auf diese Schulen gehen? Denn als unser Fritz in Döbeln war, hat er nichts davon erzählt. Mutter wird froh sein, daß sie den Sommer über Hanni noch zu Hause hat. Das eine Jahr wird dann auch schnell vergehen, und Hanni lernt sicher in dem einen Jahre ebenso viel wie drei Jahre in der Fortbildungsschule, die sie ja nun nicht mehr braucht! Frau Krause freut sich sehr, daß Hanni nach der Wurzener Zeit noch hier als Scholarin lernen soll. Ich werde Mutter auch ganz anders helfen können wie früher und freue mich schon sehr auf Euch. Daß Schmidts Scheune abgebrannt und Kreschmars Wurstkammer ausgeräumt ist, tut mir sehr leid; da hat Vater gewiß tüchtig den Kopf voll gehabt. — Unsere Kinder hatten jetzt alle drei den Keuchhusten; es geht aber schon besser. Vorige Woche wurde die kleine Stube gestrichen und die Küche geweißt, darauf folgte natürlich großes Reinemachen. Dazwischen mußte ich mit Lotte oft nach Mölwitz zu den Proben für das Fest vom Hausfrauenverein. Vorigen Sonntag war nun das Fest und die ganze Gegend auf den Beinen, auch die Männer waren diesmal dabei. Um vier Uhr ging es schon los! Zuerst machten welche aus der Stadt feine Zithermusik, dann tanzten wir zu acht (vier Dirndl, vier Buas) unseren Reigen, den wir gleich wiederholen mußten.

Hinterher war Tafel, der Saal schön mit Tannenzweigen und bunten Papierbändern geschmückt. Zu Frankens Paul Harmonika wurden öfters Lieder gesungen. Viel Spaß machte ein Kasperletheater, darüber wir Tränen lachten, weil manchem was ausgetischt wurde. Ich hatte mein Weihnachtskleid an, Frau Krause und alle fanden die Seide sehr fein, Lotte war im weißen Kleid. Wir haben viel getanzt. Außerdem verkauften wir Mädels an einer großen Tafel Kuchen und Torten, welche alle die Frauen dem Verein gestiftet hatten. Auch gab es eine Lotterie, in der ich eine Butterdose aus Glas gewann, die ich für später aufhebe. 185 000 Mark Reingewinn hatte der Hausfrauenverein an diesem Abend, es bekommt alles die „Ruhhilfe“. Aber wie fleißig hatte der Vorstand auch gearbeitet! Frau Krause will von dem Fest eine Beschreibung an die Sächs. Landw. Zeitschrift schicken, paßt dabei bitte auf das Blatt „Für die Landfrau“ auf und legt es zum Aufheben für mich zurück. Da steht überhaupt immer so viel über die Vereine und über Kochrezepte geschrieben. So ein großes Fest kann der Verein nur einmal im Jahre machen. Es war zu schön, ich muß immer noch daran denken! — Zur nächsten Versammlung kommt wieder ein Fräulein aus Dresden, sie will uns zeigen, wie man Geflügel zum Verkauf zurecht macht. Es soll gleich ein Huhn geschlachtet werden, genau wie im Kochkursus, drinnen im Hals, daß man keine Wunde sieht. Neulich mußte ich dieses Schlachten Frau Krause vormachen, sie will dabei bleiben. Die Pestwitzer Mädels haben Frau Krause um einen Schneiderkursus gebeten, sie hat schon an den Verband geschrieben. Wenn der Schneiderkursus bald wird, dürfte ich noch etwas bei Frau Krause bleiben. Würdet Ihr das erlauben? — Zu der Frau ihrem Geburtstag am 9. März soll ich alles baden. Vorgestern war ich über Land, drei Stunden weit und habe Eier von unseren Italienern in die Zentrale zum Brüten gebracht, in vier Wochen können wir die Küden holen. — Liebe Eltern, ich wollte Euch heute noch etwas mitteilen, Frau Krause hat schon lange im Verein gesagt, daß ich an den Landeskulturrat schreiben müßte und mich zur Prüfung anmelden. Gleich nach Ostern ist die Lehrlingsprüfung. Da ich doch nun zwei Jahre gelernt habe, sagt Frau Krause, gehöre die Prüfung zur Ordnung; jede Scholarin von hier meldet sich dazu. Bei Lotte ist das ganz selbstverständlich. Sie wurde gleich auf den Lehrvertrag des Landeskulturrates aufgenommen, da weiß man genau, was alles in der Lehre und zur Prüfung verlangt werden kann. Hinterher erhält man einen Lehrbrief und hat dann später einmal, wenn man z. B. Wirtschaftlerin auf einem großen Gute werden will, bessere Aussichten auf Anstellung. Am besten wäre es freilich, wenn ich erst noch ein Jahr auf einer landwirtschaftlichen Schule gründlich weiterlernte, vielleicht erlaubt Ihr dies, wenn Hanni in Wurzen fertig ist, daß sie mein Jahr zu Hause bleibt, ehe sie hierher als Scholarin kommt. Ihr sagt ja auch immer, daß es gut sei, im Leben etwas gelernt zu haben, wenn man auch jetzt denkt, man braucht es später nicht. Ich sollte Euch eigentlich mit der Prüfung überraschen, aber Ihr haltet mir doch den Daumen, daß ich auch durchkomme. Der Herr und die Frau sprechen oft abends mit uns über Viehzucht und über die Bestellung, damit wir darüber auch etwas wissen. — Was machen Fritz und Hanni? Hat die Schede schon gefalbt? Grüßt Ulbrichs Erna und Raumanns Ernst. Hoffentlich sind Mutters Kreuzschmerzen wieder gut.

Viele Grüße von Eurer dankbaren Tochter Gertrud.





**Zu Johann Georg Palitzsch's,
des Prohliser Bauernastronomen, 200. Geburtstag,
den 11. Juni 1923.**

Den wenigsten Sachsen ist der Name dieses vorbildlichen Mannes und das Ausmaß seiner Verdienste bekannt und geläufig. Die heimatgeschichtliche Literatur und schließlich auch die Schule haben sich herzlich wenig bisher um ihn gekümmert, obwohl dieser Mann aus dem Volke für das kulturelle Leben Sachsens im 18. Jahrhundert von wesentlicher Bedeutung war.

Als Sohn eines Kleinbauern am 11. Juni 1723 im Dorfe Prohlis bei Dresden geboren, bereits nach dem ersten Lebensjahre väterlicherseits verwaisst, nach dürftigstem Schulunterricht im nahen Leubnitz und bei härtester Bauernarbeit, brachte sich dieser Mann zum Gelehrten auf den mannigfaltigsten Gebieten aus eigener Kraft hoch; vermochte er der Welt Werte zu schenken, die unvergänglich sind: unserer Jugend ein Beispiel, wie Arbeit und Selbsterziehung adeln können!

Den Wundern des Sternenzeltes galt sein frühestes Streben. Theiles tiefschöpfende Lebensschilderung von Palitzsch berichtet uns namentlich auf diesem Gebiete, wie dieser Mann sich mühsam einen Weg zum tieferen Verständnis der gewaltigen Rätsel und der Mechanik des Himmelszeltes bahnte. Der Stiefvater bekämpfte alle Leserei. Heimlich wurden die entliehenen oder für wenige Groschen erstandenen Bücher studiert oder völlig abgeschrieben. Die Entdeckung des periodischen Lichtwechsels des Sternes Algol und vor Allem die berühmt gewordene Auffindung jenes Kometen, der nach seinem Bahnberechner später den Namen Hallenscher Komet erhielt, machten Palitzsch in der ganzen Welt bekannt und in der einschlägigen Literatur unsterblich. Bis zu dieser Auffindung, am Weihnachtsfeiertag, den 25. Dezember 1758, waren die Kometenerscheinungen als „himmlische Zuchtruten“ von unheimlichem Einfluß auf

die Seele ganzer Völker; sie ließen sich nicht den übrigen Bewegungsgesetzen der Himmelskörper unterordnen. Erst durch die Berechnung des Engländers Halley und die, in völligem Vertrauen auf dessen Berechnung und Vorhersage, bewußt durch Palitzsch erfolgte Wiederauffindung jenes Kometen, den vor Halley schon Kepler beobachtet hatte, zwang zu völlig neuen Anschauungen über die Natur der bis dahin durch abergläubische Deutungen reichlich ausgenutzten Schweifsternerscheinungen. Alle Sternwarten der Welt fahndeten nach dieser Wiederkehr. Dem „der Astronomie, Physik und Hauswirtschaft beflissenen“ Landmann zu Prohlis gelang die Wiederauffindung zuerst, und rasch eilte sein Name durch die Welt, schmeichelten sich die Akademien zu London, Paris und Petersburg sehr bald, ihn zu ihrem Mitgliede oder Korrespondenten zu ernennen.

Es kann hier nur ganz kurz berichtet werden, was wir diesem Manne Weiteres zu danken haben. (Für den nächsten Jahrgang des Kalenders hat uns der Schriftsteller Edgar Hahnwald eine längere Erzählung über ihn versprochen.) Trotz der anhaltenden Kriegswirren in seiner Zeit und der damit verbundenen Brandschakungen, trotz mancher bitteren Prüfung in seiner Familie, verstand es Palitzsch, sein ererbtes und heruntergekommenes Underthalbhufen-Gut durch härteste Arbeit allmählich zu einer Musterwirtschaft auszubauen. Sein Gut barg wohl die umfanglichste sächsische Privatsammlung seiner Zeit. Sein botanischer Garten, mit vielen seltenen und fremdländischen Gewächsen, war weithin berühmt. Er baute als erster im Elbtale die Kartoffel an. Die Errichtung des ersten Blitzableiters auf dem Schloßturme ist seiner Anregung beim Kurfürsten zu danken. Seine mikroskopischen Arbeiten führten Palitzsch 1758 auch zur ersten Auffindung von Süßwasserpolyphen in Sachsen. In seinen dreißiger Jahren begann er noch das ihm unent-

behrliche Latein zu lernen und sich in die höhere Mathematik zu vertiefen. Der Mathematische Salon im Zwinger zu Dresden war ihm durch viele Jahre eine Fundgrube für seine Studien.

Mit der vornehmsten Herzensbildung ausgestattet, war er bei dem einfachsten seiner Mitmenschen ebenso beliebt wie beim Hofe, zu dem er stets ungehindert Zutritt hatte. Seine gerade Natur voll bäuerlicher Schläue, Offenheit und Schlagfertigkeit runden dieses Menschenleben zu einem der anziehendsten des damaligen Sachsens. Zahlreiche Geschichten von ihm laufen noch heute im Volksmunde um und verdienen eine Sammlung zu einem Volksbuche. Es könnte ein beachtetes Gegengewicht zu aller „Bliemchen“-Literatur sein.

Am 21. Februar 1788 endete Palitzsch' Leben. Auf dem Leubnitzer Kirchhofe steht noch der Grabstein, den ihm unbekannte Freunde zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzten.

Sein Denkmal unter den schattigen Dorfplatzlinden in der jetzigen Vorstadt Prohlis versinnlicht Palitzsch' Verdienste durch einen Eichen-, Lorbeer-, Efeu- und Ahrenkranz, die sich an einen Globus anlegen. Dort wurde am 11. Juni 1923 durch eine abendliche Feier seiner gedacht. An demselben Tage waren im Mathematischen Salon in Dresden einige Erinnerungen an den Prohliser Bauernastronomen Palitzsch zur Feier seines 200. Geburtstages vereinigt. In der Wandnische hingen das große Bildnis Palitzsch', von Anton Graff 1768 gemalt, darunter in Ovaleinrahmen ein wohl gleichzeitiges und eben-

falls Graff zuzuschreibendes Ölbild voll sprühendsten Lebens, links davon ein bisher unbekanntes Deckfarbenbild Palitzsch' von Mehner, das zeitlich offenbar vor dem Graffschen liegt und mehr den Landmann als den Forscher betont. In dieser Gruppe hing noch rechts der bekannte Stich von Schenau aus dem Jahre 1782, der im Bildnis nach dem oberen Graff gestochen ist und in seinem Beiwerk an Palitzsch' vielfältige Verdienste erinnert. Prohliser Schulkinder schmückten diese Bildnisse mit einem Gewinde.

Im Schaupulte von der Nische sah man ein kleineres Ölbild, Palitzsch im Alter darstellend, vermutlich von dem Dresdner C. Chr. Böhler gemalt. Links davon Palitzsch' Schattenriß aus den „Schattenrissen edler Teutscher“ und rechts einen Bildnistich von dem Dresdner Stecher Michael Keyl vom Jahre 1767. Er ist beachtenswert durch sein Beiwerk: Tubus, Mikroskop, Sternkarte, fremdländische Pflanzen und durch Palitzsch' eigene Verse darauf:

„Der Wesen Harmonie, der Welten Wunderbau,
Comet und Sonn' und Erd und Bliß und Morgenthau,
Insect und Staub und Gras, mein Pflug — (der Thoren Spott)
Dieß alles predigte mir Gott.“

Neben Abbildungen von Palitzsch' Gut, seinem Denkmal in Prohlis und seinem Grabmal in Leubnitz, fanden sich zwei von Palitzsch selbst geschriebene Bücher und eine Anzahl von Druckschriften, die auf Palitzsch' Verdienste hinweisen.

(Nach der „Sächsischen Staatszeitung“ vom 9. Juni 1923.)



Johann Georg Palitzsch



Wer in der Gemeinde sein will, der muß auch die Last, Gefahr und Schaden der Gemeinde helfen tragen und leiden, ob er es gleich nicht verwirkt hat, sondern sein Nachbar, eben wie er des Friedens, Nutzens, Schutzes, Gutes, Freiheit und Gemach der Gemeinde genießt, ob er dieselben gleich nicht erworben noch zuwege gebracht hat.

Dr. Martin Luther.





Was sie uns raubten.

1. Die Franzosen Elsass-Lothringen	14 520 qkm	1 874 000 Einw.
2. Die Belgier Morresnet, westlich von Aachen, und Eupen-Malmedy, südlich von Aachen	990 "	63 000 "
3. Die Polen kleine Teile von Ostpreußen	500 "	27 000 "
¼ von Westpreußen	16 000 "	950 000 "
⅓ von Posen	26 000 "	1 950 000 "
⅓ von Oberschlesien	3 300 "	980 000 "
4. Die Tschechen	280 "	45 000 "
5. Die Dänen	4 000 "	180 000 "
6. Alle Feindbündler das Memelland	2 400 "	120 000 "
Danzig	1 900 "	330 000 "
Zusammen rund:	70 000 qkm	6 500 000 Einw.
Zudem		
7. die Engländer Franzosen, Belgier, Ameri- kaner und Japaner unsere Kolonien	2 900 000 qkm	12 500 000 Einw.

Deutschland sind insbesondere seine besten landwirtschaftlichen Überschussgebiete im Osten (Teile von Ostpreußen, fast das ganze

Westpreußen und Posen) geraubt worden und damit 5 Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche bei nur etwa 4 Millionen Einwohnern (= Essern). Im letzten Friedensjahre, also 1913, standen nach Abzug der Aussaat von der Ernte je Kopf zur Verfügung im Reichsdurchschnitt 239 kg Weizen u. Roggen, 728 kg Kartoffeln in den geraubten Gebieten 270 " " " " 2 032 " "

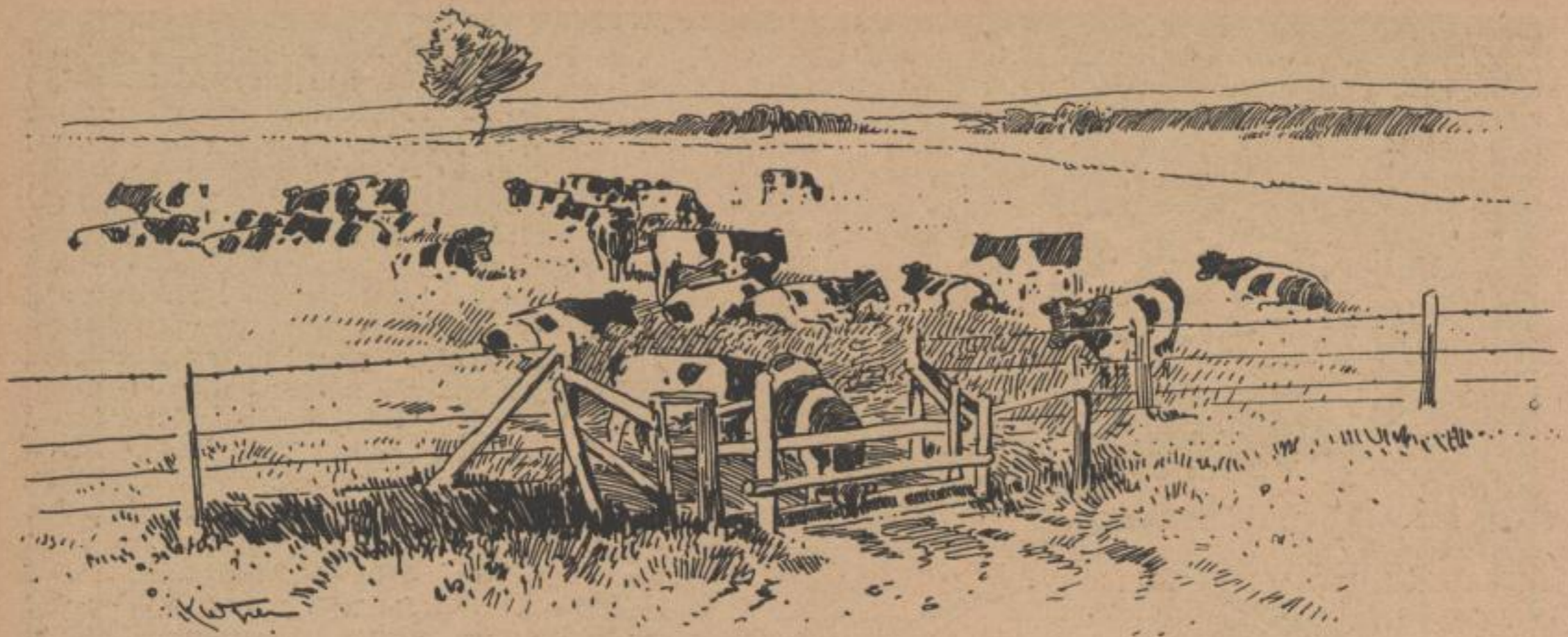
Wie ersichtlich, reichte der Ertrag der Ostgebiete weit über den eigenen Bedarf hinaus, wenn man den tatsächlichen Verbrauch (von 1912/13) laut Statistik mit 150 kg an Roggen, 100 kg an Weizen und 675 kg an Kartoffeln je Kopf der Bevölkerung ansieht.

Der Verlust an Vieh ist ebenfalls groß. Auf je 1000 Einwohner entfielen 1913:

in Ostpreußen	237 Pferde,	553 Rinder,	950 Schweine
„ Westpreußen	151 "	386 "	573 "
„ Posen	145 "	444 "	627 "
im übrigen Deutsch-			
land nur	66	319	390

und dabei lag der Advokat Poincaré am 22. 7. 1923 in Billers-Cotterets mit frecher Stirn: „Deutschland ist das reichste Land der Welt . . . und droht den wirtschaftlichen Vorrang in der Welt zu erobern!“

Die schönen Beisten Seite 60 (Nehe) und Seite 63 (Hund und Ente) stammen aus dem bekannten, bereits in dreizehnter Auflage vorliegenden jagdlichen Prachtwerke „Diezel's Niederjagd“, herausgegeben vom Forstmeister Frhr. v. Nordenflicht. Mit 38 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln und 296 Textabbildungen. Verlag von Paul Parey in Berlin SW. 11. Gebunden, Grundzahl 22, mal Umrechnungsschlüssel des Buchhändler-Versevereins. Das hervorragend ausgestattete Werk bildet den Grundstock jeder Jagdbücherei und sollte in jedem Weidmannshause zu finden sein.



Jeverländer Jungviehherde in Ober-Sohland II am Rotstein.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Unsere Zurufe an das Zugvieh.

Von Professor Dr. Karl Müller in Dresden-Strehlen.

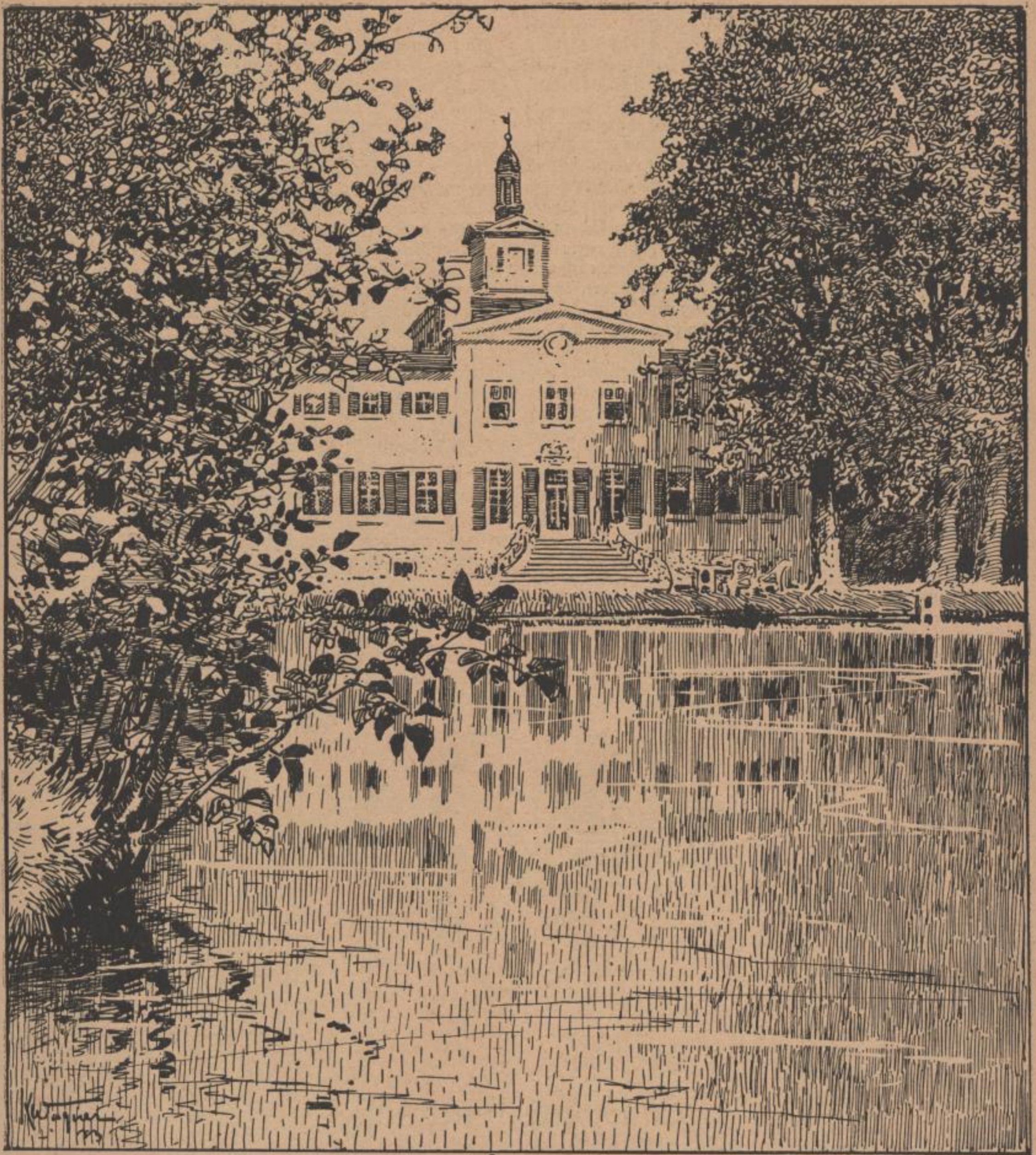
Zwar ist den Tieren keine Sprache gegeben, aber der Mensch ist doch imstande, ihnen seinen Willen kund zu tun durch gewisse Laute und Zurufe, an deren Bedeutung er sie gewöhnt hat. Diese Verständigungsmittel sind natürlich bei den verschiedenen Völkern verschieden, aber es gibt in Deutschland Hunde, die auf ein französisches Wort wie *couche* (*kusch*) und ein englisches wie *down* (*daun* = nieder) hören und sich niederlegen. Unsere Zugtiere aber verstehen nur Deutsch, sowohl gemeindeutsche als auch mundartliche Ausdrücke. Wenn das Wort, mit dem man das Zugtier, besonders das Rindvieh zum Vorwärtsgehen antreibt, im Deutschen wie im Französischen gleich lautet: *hüh, hüo* — *hue, hu* (*r*) *hau*, so kann das auf die Einwanderung des deutschen Stammes zurückgehen, dem Frankreich seinen Namen verdankt (im Englischen heißt es *hoy* oder *get up*); die Bayern treiben an mit *wie-a, wü-a*. Es sind aber wohl nur Fuhrknechte (Fuhrgehilfen?), die den Pferden *hü(o)* zurufen, Kutscher rufen wohl meist *zu!* oder *hin!* Halt gebieten sie mit *br* oder mit *öh, eh'* (in Bayern *öi, öha*; *br* — *oha* im Hannoverschen nach *Sohnrey, Verschworen* 29); *öh* dient aber in Städten auch dazu, die Fußgänger zum Achtgeben oder Ausweichen zu mahnen. Das *br* (auch französisch) mag auf einer Nachahmung des Schnaubens stillstehender Pferde beruhen. Im Englischen ist für *halt!* *ho, who, whoa* (*pull up*) üblich. Dem gleicht bei uns der Ruf, mit dem man unruhige, leicht scheuende Pferde beschwichtigt: *hoo-i* oder *hoo-la!*

In mehreren Landschaften, z. B. in der Lausitz und in Thüringen wird *hüh* als Aufforderung zum Linksgehen gebraucht, während der Befehl zum Rechtsgehen wohl in ganz Deutschland *hott(e)* lautet, im Obersächsischen und Oberlausitzischen auch *hutte*, erzgebirgisch *hotta*. „Wo viel Sand ist, da will nichts recht vorwärts, immer bloß *hüh* und

hott“, sagt Fontane (der Stechlin S. 404). *Hott(n)* ist seit dem 16. Jahrhundert durch Schriftwerke bezeugt und vielleicht von der Bewegung des unfesten Reiters beim Trabe hervorgenommen; damit wäre die Befehlsform *hopp, hopp!* zu vergleichen, von dem niederdeutschen Zeitwort *hoppen*, obersächsisch *huppen* für *hüpfen*. Ursprünglich war auch *hott* rein ermunternder, antreibender Zuruf wie *hü*; da er zunächst wohl an das rechtsgehende Sattelpferd gerichtet oder von der *Hottelleine* (Polenz, Büttnerbauer S. 41) unterstützt wurde, ergab sich die auf die Richtung nach rechts gehende Bedeutung; 1779 heißt es im Leipziger *Musenalmanach*: „Da lenkt sich all mein Leben, *hott!* leicht wie mein Sattelpferd.“

Ganz eindeutig ist der Zuruf *wiste, wieste, wüfte, wuhte!* Er enthält von vornherein die Bedeutung links; führt er doch auf das mittelhochdeutsche *winster* = links zurück; noch in Klaus Groths *Quickborn* liest man: „*It kenn ni heure oder winster*“ mit der Erklärung, das seien die dänischen Befehlsworte für rechts und links. Die Meinung, daß *wieste* aus *willst du abgeschliffen sei*, gibt keine Möglichkeit, daraus die Bedeutung links abzuleiten.

Wenn in Sachsen (Oberlausitz) auch die Form *hüist* (*hieiste*) zu hören ist, so stimmt diese mit der süddeutschen *hist* überein, die ähnlichen Wechsel der Laute *w* und *h* aufweist wie die obersächsischen Formen *Kiwe* für *Kühe* und *Ziwe* für *Zehe*. In Bayern sowie im westlichen Mitteldeutschland bis nach Lothringen ist auch *har* oder *haa* (*v. i. her*) für links üblich, anderwärts, z. B. in Unterfranken, *harweg* (*harewad*), im Niederdeutschen *harwist*. Aus Obersachsen ist mir *har* nicht bezeugt worden. Dagegen ist östlich der Elbe (nördlich von Dresden), sowie in der Lausitz noch *schwude* (auch *schwuide*, bei dem Schlesiener *Logau* *tschwuid*) im Gebrauch, das im 18. Jahrhundert auch Lessing verwen-



Herrenhaus von Rittergut Ogdorf.

det und das bei Luther als *schwothin* (Gegensatz *hothin*) und noch früher in der Form *zwuder* begegnet; es handelt sich da um Entstellungen aus dem mittelalterlichen *ze winsterer* (*hant*) = zur linken (Hand). Den Gebrauch solcher längeren Formeln bezeugt im 17. Jahrhundert Moscherosch (Geschichte Philanders 2, 301): *Fornen dran, In zu sind Wort*, so die Ackerleute im brauch haben: *Fornen dran ist hot, uff die rechte Hand. In zu ist härt uff die linke Hand.* Soll das Gespann etwas zurückgehen, ohne umzuwenden, so ertönt der Ruf: *huf! hulf! huißt!* wohl eigentlich die Aufforderung, mit dem Huf hinten aufzutreten im Gegensatz zum Treten mit der Spitze. Angesichts der in Schwaben Bayern und Tirol üblichen Formen *hauf! zauf!* regen sich zwar Bedenken, unser *huf!* mit dem schriftdeutschen, auch von Goethe (Italien. Karneval) gebrauchten Zeitwort *hufen* = zurücktreten in Verbindung zu bringen. Da aber das altdeutsche *zau(w)en* wegen seiner Bedeutung eilen, sich beeilen nicht in Frage kommen kann, so wird man doch einen Zusammenhang von *huf* mit *hufen* annehmen müssen. Hat doch auch *hott* zu dem Zeitwort *hotten* = vorwärts gehen machen, sowie vorwärts kommen und rechtsfahren geführt, das in den Mundarten gebräuchlich und seit dem 17. Jahrhundert in unserem Schrifttum nicht selten ist, auch außerhalb der Fuhrmannsprache und in Verbindung mit dem von Schwode abgeleiteten Zeitwort *schwoden*: mit dem Römischen Reich wollte es weder *hotten* noch *schwoden* (Matheßius 1562 Sarepta 46).

Überhaupt haben die behandelten *Zurufe* zur Bereicherung unserer Sprache beigetragen. *Hü* und *hott* wurden aus ihrem eigentlichen Gebrauch zunächst zur allgemeinen Bezeichnung von rechts und links, z. B. bei Abraham a Santa

Clara 1688 Judas 1, 15 „und schauete einer hi, der ander hot“, bei dem Lausitzer Bihms Korle, Kraut und Rüben 25: „Moandmol weck mer ne hutt und hü“, bei Flaischen, Heimat und Welt S. 156: „Dieses ewige ziellos zerrinnende Kreuz und Quer und hin und her, hist und hott!“ S. 35: „Das Leben ist nun mal wie's ist: Heute hott und morgen hist! Aber ein trübes Gesicht ... erringt es nicht.“ Anzengruber läßt auf der Bühne (Werke 5, 112) den Ausspruch hören: „Bei sündigem Fürnehmen gehts hüst und hott, und bei rechtschaffene Vorsätz ist's öha!“ Wie der Elsässer das Urteil: Der wechselt seine Ansicht, richtet sich nach den Meinungen anderer, ausdrückt durch den Satz: Er geht hüst und hott, erscheint auch bei Fontane hü und hott auf unsicheres geistiges Wesen übertragen: „Sie sagt mir was, un wenn sie was sagt, denn is es auch man so so, nicht hü und nicht hott“ (Irrungen 3 — W. 10, 238), ähnlich bei L. v. François, Stufenjahre (3) 488: „Das ist alles nicht hotte und nicht hü.“ Von Eheleuten, die in Unfrieden leben (nicht mit einander stallen, sagt der sächsische Bauer), heißt es bei Rochlig 1807 Roman meiner Jugend 2, 155: „Sie gingen eins wiste, eins hotte.“

Unbekannt ist der verhüllende Gebrauch von *Hottehü* und *Brr* neben *Trapptrapp* für *Pferdefleisch*.

Weitere Angaben über die Verbreitung der *Zurufe* enthält mein Wörterbuch der ober-sächsischen und erzgebirgischen Mundarten (Dresden, Baensch). Da sie immer mehr zu schwinden drohen infolge des Bestrebens, die Gespanne durch die Handhabung der Zügel zu lenken, so wäre ich für Mitteilung noch weiterer *Zurufe* oder anderer Formen solcher dankbar.



Landwirte, bestellt die
 „Sächsische Landwirtschaftliche Zeitschrift“
 das Amtsblatt des Landeskulturrates.



Alte Steinbrücke mit Wappen vor Rittergut Ohdorf.
(Zum Aufsatz Das Rittergut Ohdorf und seine steinerne Chronik, Seite 87 ff.)

Aus meiner Lehrzeit.

Von Geh. Ökonomierat Otto Steiger auf Rittergut Leutewitz,
geschrieben zu Ehren seines ausgezeichneten Lehrherrn, des Herrn Rittergutspächters a. D. Oskar Giekmann in Rittergut Jahna bei Meißen,
der am 19. Juni 1923 in guter Gesundheit seinen 85. Geburtstag feiern konnte.

Im Jahre 1868 beendete ich im Alter von 17 Jahren meine Schulzeit. Ich war bis dahin immer mit meinem um ein Jahr älteren Bruder, dem jetzigen Geheimen Ökonomierat Robert Steiger, zusammen erzogen worden und auf Schule gewesen. Wir trennten uns zum ersten Male, um nun in das praktische Leben einzutreten. Aus der Zunft der Landwirte findet sich nun einmal ein Steiger schwer heraus, und wir hielten es auch für selbstverständlich, praktische Landwirte zu werden. Zusammen irgendwo in die Lehre zu gehen, hielt auch mein guter Vater nicht für ratsam, und so kam denn mein Bruder Robert zu Herrn Rittergutspächter Schwauf nach Rittergut und Staatsdomäne Kalkreuth bei Großenhain, wo übrigens unser ältester Bruder, der verstorbene Geheime Ökonomierat Adolph Steiger auf Kleinbauhen, 10 Jahre früher schon in ausgezeichnete Lehre gewesen war. Für mich war der obengenannte Herr Giekmann als Lehrherr ausersehen, und wir hatten allen Grund, unserem guten Vater dankbar dafür zu sein, daß er uns bei so tüchtigen Lehrherren untergebracht hatte.

Mein Lehrherr Giekmann, aus Stroischen stammend, war längere Jahre Verwalter bei meinem Vater auf dem Rittergute Löhain gewesen. Ich hatte mich ihm schon als Junge angefreundet. Er war außer tüchtiger Beamter nebenbei auch passionierter Jäger, konnte die Jagd in Löhain ganz nach Belieben ausüben und nahm mich da manchmal als Treiber und Wildträger mit. Es bestand also zwischen uns schon ein freundschaftliches

Verhältnis, und ich durfte auch von Haus aus meinen Lehrherrn mit „Du“ anreden, was ich bis dahin schon getan hatte. Selbstverständlich war er für mich vom Tage des Antritts in die Lehre hohe Respektsperson.

Am 1. Oktober 1868 trat ich meine Lehre an. Meine gute Mutter hatte mich mit der nötigen Wäsche, praktischen Anzügen, festen rindledernen langen und kurzen Stiefeln ausgestattet. Auf Luxus wurde damals weniger Wert gelegt. Wetterfeste Sachen waren die Hauptsache. Auch zwei blaue Leinwandshürzen wurden mitgegeben, die sich als höchst notwendig herausstellten, denn der Umgang mit Mist, Fauche, Wagenschmiere, Maschinenöl und sonstigem landwirtschaftlichen Dreck machte sich durch Abdrücke an den Anzügen bald bemerklich. Die blaue Schürze war da oft ein recht gutes Schutzmittel. Auf das Tragen von Handschuhen legte der verehrte Lehrherr keinen großen Wert. Er meinte, die eigene Haut wären die besten Waschledernen, und Wasser gab es genug, um sie am Tage mehrere Male zu reinigen. Seinen höchsten Zorn konnte es erregen, wenn man sich unterstand, mit den Händen in den Hosentaschen herumzulaufen. Das machte man einmal und nicht wieder. Wenn es Einer tat, betrachtete er es als Zeichen, daß der Betreffende nicht gern mit zugreift. — So ist es auch heute noch. Giekmanns einziger Beamter war der Lehrling oder wie man jetzt auch noch sagt, der Scholar. Der Lehrherr kümmerte sich also selbst um jede Einzelheit, stellte alle Leute und auch den Scholaren selbst an. Nicht

einmal ein Vogt war damals da. Zur richtigen Ausbildung eines Scholaren sind auch heute noch solche Lehrherrn und Lehrstellen die besten. Der Scholar wird auf Alles durch den tüchtigen Lehrherrn selbst aufmerksam gemacht, in alle Arbeiten richtig eingeweiht und belehrt, die Leute richtig anzustellen und zu behandeln. Das läßt sich auch nicht alles in einem Jahre erlernen; es gehört ein zweites Lehrjahr dazu, um in allen landwirtschaftlichen Sachen taktfest zu werden.

Das Rittergut Jahna, damals im Besitze von Fräulein Louise von Ende, ist etwa 180 Ader groß, vollständig arrondiert um das Gutsgehöft herumliegend. Wie schon gesagt, mein verehrter Lehrherr war so außerordentlich tätig, daß er die Bewirtschaftung des Gutes ohne weiteren Beamten bewältigen konnte. Er hatte Rittergut Jahna auf Empfehlung meines Vaters im Jahre 1864 gepachtet. Vorher war es im Einzelnen verpachtet gewesen. Ich war sein dritter Scholar. Das vorher verwahrloste Gut war schon wieder in besten Stand gebracht und mit Schlageinteilung versehen. Auch wurde eine Brennerei gebaut, deren Dampfmaschine auch die Dresch- und Häckelmaschine mit in Gang brachte.

Nun zunächst einmal zur regelmäßigen Tages- bez. Wochenarbeit der Scholare in Jahna. In meiner sehr hübschen Schlafstube, die leider im Winter keinen Ofen hatte, habe ich an Schlaflosigkeit nie gelitten. Im Sommer $\frac{1}{3}$ Uhr, im Winter $\frac{1}{4}$ Uhr, unterbrach der niederträchtige Nachtwächter durch eine Klingel den süßen Schlummer. Es ging natürlich sofort heraus, denn der Herr Prinzipal wohnte gegenüber. Das Anziehen nahm wenige Zeit in Anspruch. Es ging dann sofort in den Pferdestall, um nachzusehen, daß die Knechte alle beim Füttern und Puzen waren. Bierzehn Tage mußte ich selbst das Reitpferd puzender Weise bearbeiten, um auch das Puzen richtig zu lernen. Ich glaube aber, das gute Tier war froh, als sich dann der Rutscher seines Staubes wieder erbarmte. Dann war die tägliche Arbeit das tägliche Aufziehen der Hofuhr. Sie war vom Haserboden durch eine Treppe zu erreichen, und es passierte leider auch, daß der Herr Scholar auf letzterer noch manchmal 5 bis 10 Minuten einschummerte. Aber pünktlich um 4 Uhr bez. im Winter um 5 Uhr hatte der Scholar, gut gewaschen, gekämmt und fertig angezogen, in der kleinen Berwalterstube neben der Hausflur anzutreten. Da kam der Herr Prinzipal mit dem Brot unter dem Arm und der Butter in der Hand, auch unheimlich pünktlich an, schnitt die Bismen ab, beschnitt sie nicht zu knapp mit der guten Butter, und wir tranken gemeinschaftlich unseren Kaffee. Dabei wurde die Wirtschaft besprochen und ich mit der Bestellung der Leute, namentlich der Frauen, beauftragt. Jeder einzelnen wurde da schon bei der Bestellung die Arbeit aufgegeben, mit der sie beauftragt war. Da passierte es nun freilich zuerst manchmal, daß man die Mültern mit der Schulzen verwechselte oder daß eine von den holden Damen überhaupt nicht kam. Da gab es natürlich etwas Ordentliches auf den Hut, aber der Herr Prinzipal war nachsichtig, und nach achttägiger Übung war man schon in der Schmiere und es klappte. Pünktlich um 5 oder 6 Uhr ging dann die Arbeit am Arbeitsplatz los, und den Scholaren fiel meist das Kommando über eine Frauenkolonne zu. Der Herr Prinzipal wies genau an, wie die Arbeit auszuführen war. Kontrollierte dann auch des Öfteren, ob man es richtig machte. Frühstück und Vesper mußte man in der Berwalterstube einnehmen. Da ging es natürlich im Galopp, um zur richtigen Zeit wieder draußen zu sein, um die Leute wieder pünktlich zur Arbeit anfangen zu lassen. Ein Durchschlupf im Parksaun zeugte von der Stelle, wo die Scholaren den Weg zur Arbeitsstätte abgekürzt hatten. Der Herr Prinzipal verlangte aber unbedingte Pünktlichkeit. Mittags um 11 Uhr wurde auf dem Arbeitsplatz Mittag gemacht. Bis 12 Uhr war der Pferdestall zu kontrollieren, Futter herauszugeben, Maschinen zu schmieren und Handwerkszeug in Ordnung zu bringen. Pünktlich 12 Uhr wurde gegessen. Um 1 Uhr begann die Arbeit wieder, wurde um 4 Uhr durch eine halbe Stunde Vesper unterbrochen und endigte im Sommer um 7 Uhr, im Winter um 6 Uhr. Der Scholar hatte hiernach Alles zuzuschließen, übrigens auch früh vor dem Kaffeetrinken Hofstore und sonstige notwendige Belasse aufzuschließen und den Schlüsselstrank in bester Ordnung zu halten. Nach dem Abendessen wurden die Bücher in Ordnung gebracht, und zwar ein Tagebuch, in dem für jeden Tag die Witterung und die ausgeführten Arbeiten eingetragen wurden, außerdem war täglich noch das Tagelohnregister zu führen. Getreidejournal und Getreiderechnung wurden Sonntags in Ordnung gebracht. Mit der Kassensführung hatte man nichts zu tun. Das besorgte, ebenso wie das Auszahlen Sonnabend abends, der Herr Prinzipal selbst. — Beim Eintragen der Bücher nickte man schon

manchmal ein, und man war froh, wenn man um 9 Uhr nach nochmaligem Ableuchten der Ställe in die Falle gehen konnte. Ich denke dabei daran, wie die meisten Leute jetzt, wenn sie zu mir kommen, um für ihr Söhnchen eine Scholareinstelle zu vermitteln, besonderes Gewicht auf Familienanschluß legen. Gewiß ist es sehr nett, wenn Herr und Frau Prinzipal noch das Opfer bringen und den Scholar sich nicht ganz selbst überlassen. Aber ein Scholar, der seinen Dienst richtig ausfüllt, ist abends todmüde und der Lehrherr meist auch, oder er braucht die Abendstunde noch, um verschiedene Geschäfte zu erledigen und will seine müden Beine auch mal ungestört ausstrecken. Lehrzeit ist eben keine Herrenzeit, und wer sie hart durchgemacht hat, der kann sich etwas darauf einbilden und weiß auch, was er von einem Beamten verlangen kann.

Ich bin aber von der Tagesordnung wieder abgekommen. Ich war mit den Wochentagen nicht zu Ende. Sonntags früh konnte man eine Stunde später aufstehen. Die erste Arbeit war dann wieder das Aufschließen der Hofstore und dann hatte man sämtliche Getreideböden in Ordnung zu bringen, die Getreidescheiben zu planieren und zu zeichnen, die Böden und die Treppen abzulehren, Säcke usw. aufzuhängen, die Besen für die Woche herauszugeben. Ferner war das Handwerkszeug, Spaten, Schaufeln usw. abzuwaschen und richtig wieder in der Schirrkammer aufzuheben.

Nachdem solche Arbeit beendet war, ging es denn zum Kaffeetrinken mit dem Herrn und der Frau Prinzipalin zusammen, und mit BOLLUST wurden 2 Sechserzeilen frischer Semmeln vertilgt. Die Herrschaft ging oder fuhr dann meist in die Kirche nach Meißen; blieb sie zu Hause, so kam dann der Scholar mit dem Kirchgang dran. Wie schon vorher erwähnt, stand ja meist eine Frauenkolonne unter meinem Kommando, und der Lehrherr hat mich da im Anstellen ausgezeichnet unterrichtet. Es war mir aber auch genügend Gelegenheit gegeben, mich auch in allen anderen Zweigen der Landwirtschaft zu informieren: Pflügen mit Ochsen und Pferden, Maschinen einstellen usw. usw. Mein Lehrherr galt als der beste Ackerwirt in der ganzen Gegend. Es würde zu weit führen, hier auf alle Einzelheiten einzugehen. Ich kann mich jetzt aber manchmal schwarz ärgern, wenn ich sehe, wie junge Beamte meist keine Ahnung haben, wie eine Arbeit richtig auszuführen ist. Daß man beim Mistbreiten zwei Leute an jeden Hausen stellt, und daß der Aufsichtsführende die Mitten zwischen den Hausen immer vorzuzeichnen hat, davon haben viele keine Ahnung. Und so bei vielen anderen Arbeiten mehr. Daß man den Arbeitern durch gutes Anstellen die Arbeit leicht macht, das haben viele Beamte überhaupt nicht gelernt. Leider gibt es kein Instruktionbuch, worin die praktische Ausführung der einzelnen landwirtschaftlichen Arbeiten richtig beschrieben ist. Vielleicht bringt es die jetzige Tätigkeit der Versuchsanstalt Pommern mit sich, und behält es der ausgezeichnete Leiter dieser Anstalt, Herr Professor Verlikti, im Auge, ein solches Instruktionbuch einmal zusammenzustellen. — Doch nun zur Lehrzeit wieder zurück. Ich erwähnte vorher den Familienanschluß. Mein lieber Herr Prinzipal und meine verehrte Frau Prinzipalin haben da an mir nichts versäumt, aber natürlich Alles nur zu seiner Zeit. Im Winter besonders haben wir manchen vergnügten Abend verbracht. Der verehrte Lehrherr, und besonders sein dort mit lebender Schwiegervater, Herr Giesbeler a. D. Dieke, früher in Garsbach, gaben sich die größte Mühe, mich zum guten Statistiker auszubilden. Leider ist ihnen das nicht gelungen. Meine landwirtschaftliche Ausbildung hat auch nicht darunter gelitten. Auch durfte ich manchmal auf Jagd gehen und Sonntags mal ausreiten. Mit dem Urlaub war es aber damals anders, als es jetzt ist. Da gab es keine achttägigen Weihnachtsferien. Ich erinnere mich, daß ich wohl am Weihnachtshilfstagabend nach Löhain zur Bescherung nach Hause durfte, aber am selben Abend nach Jahna zurückkam, weil die Herrschaft am 1. Feiertage in die Kirche gehen wollte. Dabei fand damals unsereiner gar nichts, es war selbstverständlich. Einen schönen Jagdmuff, den mir mein lieber Lehrherr als Weihnachtsgeschenk aushändigte, habe ich bis vor wenig Jahren benutzt, länger als 50 Jahre wollte er aber nicht mitmachen.

Die Gattin meines Lehrherrn, Frau Giesmann, war mir auch immer wohl gewogen. Durch kleine Aufmerksamkeiten konnte ich mir ihre Gunst erwerben. Besonders erinnere ich mich noch ihres Beifalls, wenn ich ihr das Schlachten der Karpfen abnahm. Ich kann nur jedem Scholaren raten, es mit der Frau Prinzipalin nicht zu verderben, da fährt man immer gut. Nicht vergessen möchte ich aus meiner Lehrzeit auch das Wohlwollen, das mir die Besitzerin des Ritterguts Jahna, Fräulein Louise von Ende, und ihre Schwester, Fräulein Anna von Ende, zuteil werden ließen. Ich erinnere mich dankbar der schönen Stunden, die

ich in ihrem Hause verbringen durfte. Fräulein Anna von Ende, früher Missionarin in Südafrika, gab sich die größte Mühe, mir meine Kenntnisse in der englischen Sprache zu erhalten. Eine Abwechslung in meine Lehrzeit brachte noch der Umstand, daß ich im Sommer 1869 noch einen Kollegen als Scholaren bekam. Mein guter Vater war befreundet mit einem Herrn Egan (sprich Iken), einem geborenen Engländer, der mit einer Österreicherin verheiratet und Güterdirektor bei einem Grafen Esterhazy in Ungarn gewesen war. Der Sohn dieses Herrn, Eduard Egan, ungefähr ebenso alt als ich, kam auf meines Vaters Empfehlung auch als Scholar nach Jahna. Er war ein lustiger junger Mann, kam aus ganz anderen Verhältnissen und konnte sich erst an die einfachen, besonders an die häuslichen Einrichtungen gar nicht gewöhnen. Schließlich lernte er es aber auch, und wir haben uns ganz gut vertragen. Er war ein gescheiter und gewandter Kerl und wollte nur immer alles besser wissen. Er war ein passionierter Reiter, hatte dazu aber in Jahna natürlich keine Gelegenheit, und ich denke noch daran, daß er am ersten Sonntag gleich nach Dresden fuhr, sich dort ein Pferd mietete und Abends strahlend mit der Nachricht zurückkehrte, daß er in Dresden auf der Mitte der Hauptstraße in Dresden-Neustadt geritten sei, ihn die Polizei aber nicht erwischt hatte.

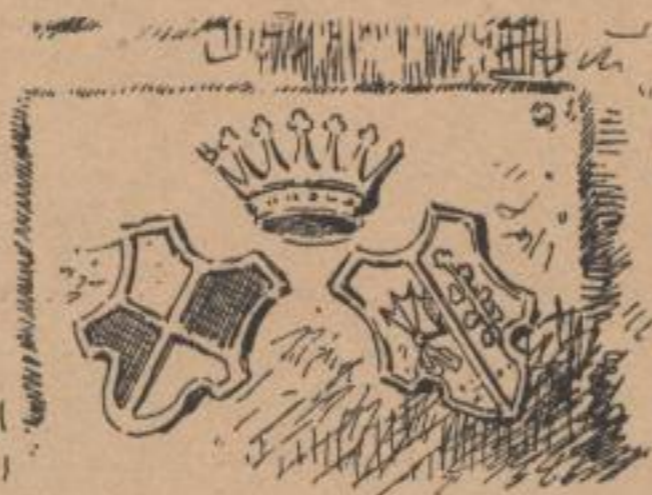
Er machte dann noch manche solche Reiterstüchchen. Später verheiratete er sich mit einer geborenen Kriegerin in Karbowo in Westpreußen, und war dort und in Ungarn, wohin er später zurückkehrte, angesehener Landwirt. Sein Sohn ist der berühmte Rennreiter von Egan-Krieger. Jedenfalls hatte Egan auch bei Gießmann in Jahna etwas Ordentliches gelernt.

Meine Lehrzeit in Jahna wurde etwas vorzeitig unterbrochen durch den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges im Jahre 1870. Am 1. August 1870 wurde ich, ebenso wie mein Bruder Robert, zur Armee eingezogen, und wir hatten das Glück, den Krieg bis zu seinem glorreichen Ende mitmachen zu können. Mein Lehrherr verabschiedete mich mit der Aushändigung eines guten Zeugnisses und eines prächtigen Siegelringes mit der Inschrift: „Gott behüte Dich.“ Beide Widmungen sind mir mit die schönsten Erinnerungen aus meinem Lebenslauf.

Den Anlaß zu dieser Niederschrift gab mir ein Besuch bei meinem guten alten Lehrherrn im Juni dieses Jahres. Mein Schriftsatz soll ein Zeichen der Dankbarkeit gegen ihn sein. Vielleicht interessiert es auch manchen Landwirt, und ich kann nur jedem jungen Mann, der sich der Landwirtschaft widmen will, wünschen, daß er von solchem tüchtigen Lehrherrn, wie dem meinigen, zur Landwirtschaft ausgebildet wird.



Arnstaedt'sches Wappen
(Am Hofeingang)



Freiherr von Boyneburg
und von Meyenn
(Am Herrenhaus)



Ehewappen des Erasmus Christian
von Arnstaedt und seiner Gemahlin
Anna Elisabeth von Haus, 1665
(Am Portal des Herrenhauses)

Das Rittergut Ogdorf und seine steinerne Chronik.

Von Dr. Hans Lindenhayn auf Ogdorf.

Wenn wir von den alten, oft sagenumwobenen Schlössern und Burgen im östlichen Preußen oder am Rhein, im Franken- oder Sachsenlande lesen, dann geht wohl ein leiser, geheimnisvoller Schauer durch unsere Brust. Wir lauschen verhaltenen Atems der geheimnisvollen Mär, die sie uns zu berichten wissen. Dann wird wohl auch der Wunsch in uns wach, selbst einmal an solch' geweihter Stätte zu stehen. Wenn wir dann über unsere Fluren, durch unsere Dörfer gehen, Herz und Sinn auf unsere Arbeit gerichtet, dann achten wir kaum der verfallenen Burgruine, des altschwärzlichen Kirchleins, des alten Bauernhofes, die unsere tägliche Umgebung bilden. Ach, wenn es doch reden könnte, das alte Gemäuer, dem Boden mit jedem jungen Jahre inniger verwachsen, als sei es ein Stück dieser wundersamen Erde selbst, die uns trägt und ernährt, schützt und liebt. Was könnte es uns alles erzählen aus alten Zeiten, da unsere Urväter auf unserer eigenen Scholle gelebt, wie sie geschaffen und gesorgt und wie sie gerastet. Um wie viel

inniger würden wir dann unserer eigenen Heimat verwachsen sein, deren Geschichte und Werden wir kennen, von der wir selbst ein Stück sind. Den Blick auf Vergangenes gerichtet, würden wir dann auch lernen, über so Manches was wir tun, die urteilen zu lassen, die nach uns kommen.

Du stolzes Barock, niederschauend auf des breiten Stromes liebliches Tal, wie verkündest Du alter Fürsten Pracht und Prunk! Du einsame Burg am Hange des Gebirgsflusses, Du wunderst Dich wohl ob des betriebsamen Fleißes Deiner rädertreibenden Wogen. Du alte Heerstraße, von feindlichem Eroberer für kriegerische Zwecke gebaut, Du hast schon einmal Deutschlands tiefste Schmach gesehen. Du ehrwürdige Fürstengruft unter lauschigen Föhren, Du erzählst von Sachsens einstigem Reichthum. Ihr Brakteen, die Ihr Jahrhunderte im Schoße der Mutter Erde verträumt, Ihr wartet wohl wie Dornröschen auf den Tag Eurer Erlösung, um zu erzählen, wie Ihr einst besorgter Menschenkinder leh-

ter Schatz sein solltet, sie vor Not und Elend zu bewahren;*) Ihr konntet der Hand nicht mehr dienen, die Euch in Euer Verließ vergrub. Sie ist längst verdorrt und verdorben.

So reden auch viele unserer Rittergüter, die ihren Ursprung in älteste Zeiten zurückführen, da die damit Belehnten ihren Lehnsherren noch Kriegsdienste mittels „Ritter“-pferden leisten mußten, eine beredte Sprache, und viele von ihnen lassen nach ihrer ganzen Anlage und Bauweise die Aufgabe erkennen, der sie ursprünglich zu dienen hatten, einen Schutz nicht nur für die Bewohner selbst, sondern auch für die angeschlossenen Dörfer zu bilden. Auf steiler Bergeshöhe, auf jäh abfallendem Felsen, an der Mündung eines Flusses in den anderen, von einem tiefen Graben umgeben, z. T. in Teiche hineingebaut oder doch von ihnen umschlossen, so bildeten sie einen natürlichen Schutzwall gegen anstürmende Feinde.

Einen solchen künstlich angelegten Wasserschutz weist auch das Rittergut Ogdorf in der Döbelner Pflege auf, von dem im Folgenden noch Einiges erzählt werden soll.

Auf drei Seiten umgeben es Teiche, die an einer Stelle sogar bis in den Rittergutshof hineinreichen. Auf der vierten Seite aber schloß es ein tiefer Wassergraben mitsamt der Dorfkirche nach außen hin ab.

Die Teiche haben sich bis in das vorige Jahrhundert hinein ungeschmälert erhalten. Heute erinnert, abgesehen von dem noch unverändert erhaltenen Wallgraben, nur der größte, außerhalb des Gutshofes gelegene, an jene Zeiten. Die Brücken über den vor den Teichen hinführenden Bach wie auch über den Wassergraben sind schon verhältnismäßig früh massiv gebaut worden. Sie tragen die Jahreszahlen 1694 und 1699. Die Bachbrücke trägt außerdem das Wappen des Georg Marschall von Bieberstein und seiner Gattin „Margareta Marschalin von der Geburt eine Pflögin von Strelen“ mit der Jahreszahl 1557. An sie erinnert auch ein sehr gut erhaltener Gedenkstein aus dem Jahre 1580, der jetzt an der einen Seite des Eingangs zur Kirche angebracht ist. Auf der anderen Seite befindet sich das Denkmal eines Ritters in voller Ausrüstung, den Helm zu Füßen. Er stammt etwa aus dem Jahre 1600.

Die Marschalle sind mit dem Rittergut Ogdorf mit Pittdorf — auch Lieddorff geschrieben — von etwa 1485 bis

*) Auf dem dem jetzigen Besitzer des Rittergutes Ogdorf früher gehörigen Mühlengute Grünroda an den Ufern der Mulde, zwischen Rogwein und Döbeln, befanden sich die Reste einer alten Ritterburg, die im Jahre 1908 abgetragen wurden. In einer Urne, die mehrere Meter tief unter der Erde in der Nähe der Grundmauer gefunden wurde, befanden sich ungefähr 1500 Brakteaten, dünne Silberbleche mit Prägung, die als Zahlungsmittel verwendet wurden und etwa um das Jahr 1200 entstanden sind.

1586 belehnt gewesen. Solche Lehnsbriefe sind noch zahlreich erhalten. Aus ihnen geht hervor, daß Ogdorf bereits um das Jahr 1500 eigene Gerichtsbarkeit, und zwar höhere und niedere, besessen hat. An jene Zeiten erinnert noch heute ein als „Gerichtsstube“ bezeichneter Raum des Gutshofes. In früheren Zeiten hat wohl der Gutsherr selbst Recht gesprochen, später ließ er sich durch einen Gerichtsvorstand, einen Juristen von Beruf, vertreten. Ihm zur Seite standen zwei Beisitzer, Schöffen, die aus den Bewohnern des Dorfes bestimmt wurden. Diese Gerichtsbarkeit hat sich ziemlich lange ungeschmälert erhalten. Sie ist erst 1856 abgelöst worden.

Vor der Familie von Marschall hat eine Familie von Steinbach das Gut besessen. Nach ihr wechselten die Besitzer in rascher Reihenfolge, bis es die Familie von Arnstaedt über 200 Jahre bis in das 19. Jahrhundert in ihrer Hand behielt.

An sie erinnern auch die meisten Wappen, Inschriften und Gedenktafeln, die sich auf dem Gute und an der Kirche befinden. Eine der ältesten ist ein Denkmal aus dem Jahre 1670 einer Frau Sidonie von Arnstaedt geb. von Bennigsen, „Herrn Hieronymi Brands von Arnstaedt, Domherrn und Vice-domini des Hohen Stiffts von Halberstadt, auf Ogdorff, Kröpendorff und Börichen, Erbherrn sel. nachgelassene Witwe“, ferner zwei Ehewappen von Arnstaedt und von Haus, und zwar das des Erasmus Christian von Arnstaedt und seiner 1665 mit ihm vermählten Gattin Anna Elisabeth von Haus, die sich an der Grabenbrücke und an der Freitreppe vom Herrenhaus nach dem Teiche heraus befinden.

Dieser beider Sohn war Jost Friedrich von Arnstaedt, der ein kriegerisches, an unsere jüngste Vergangenheit erinnerndes Leben geführt hat und als Generalmajor und „Geheimbder Kriegsrat“ im Felde gestorben ist, „nachdem er schon zwischen den academischen Jahren 1692 eine Campagne in Brabant als Volontair (Kriegsfreiwilliger) getan, hierauf 1696 in Chursächsische Dienste als Lieutenant getreten und zuvörderst selbige Campagne in Ungarn und darinnen der Belagerung von Temeswar bewohnt, nach Polen übergegangen und 1700 bey der Belagerung von Riga gewesen usw., nach Moskau verschickt worden, in Grodno die Feder geführt, unterdessen aber den Degen nicht hat ruhen lassen, sondern sowohl bey der Königl. Armee als auch Saarl. Auxiliar Truppen glücklich gebraucht, der Campagne in Ingermanland und der Eroberung Nyentzhang usw. bewohnt und im Hauptquartier von Lissa sein seliges Ende gefunden hat“. Ihm zu Ehren hat seine



Kirche zu Ogdorf.



Eingang zur Ogdorfer Kirche.

Links:

Denkmal aus Sandstein, ein Ritter etwa aus dem Jahre 1600, in voller Rüstung und Halskrause, den Helm zu Füßen, mit 4 z. T. zerstörten Wappen, u. a. dem der Familie von Saalhausen.

In der Mitte:

Alter Taufstein aus Sandstein aus dem Jahre 1573 mit mehreren Wappen, u. a. dem Marschall von Bieberstein'schen und mit Skulpturen, die die Arche Noah, die Vertreibung aus dem Paradies, die Taufe Christi und die Anbetung Christi darstellen. Im oberen Rande befindet sich die Inschrift: Christus · spricht · Marci · am · legt · Wer · da · glaubet · und · getauft · wird · der · wird · selig · werden · 1573.

Rechts:

Grabplatte aus Roglitzer Porphyr aus dem Jahre 1580 mit der Inschrift:

Margreta Marschalgin von der Geburt eine Pflugin von Stresen ist heute den Sonnabend nach Reminiscere uf den Abend um vier Uhr Anno 1580 in Gotte verschieden und liegt alhie begraben. Der ewige Gott sei ihrer Seelen gnedig. Amen.



„Es gibt sehr wenig Menschen, die das vertragen können, keinen Herrn über sich zu haben, glauben Sie mir das!“

Aus: „Der Grabenhäger“ von Wilhelm von Polenz.

Was kommen soll, kommt. Jede wirkliche Last trägt sich leicht, wenn wir uns nicht zuvor an der eingebildeten müde geschleppt haben. In der Welt ist nichts gefährlich, als nur die Furcht selbst.

„Frau Aja“, Goethes Mutter.

hinterlassene Gattin Tugendreich von Arnstaedt einen Altar in der Kirche errichten lassen. Helm, Fahnen und Schwerter erinnern noch heute an jene kriegerischen Zeiten.

Der letzte Arnstaedt im Besitz des Rittergutes Dörfel war der Amtshauptmann Friedrich Wilhelm von Arnstaedt, der bis 1830 seine Expedition hier hatte.

In früheren Chroniken ist Dörfel beschrieben als ein Gut mit freundlichen Gebäuden, „Feld und Wiesen ergiebig

und die Fruchtbarkeit in Obst und Früchten über alle Maßen“. Heute wird dort in der Hauptsache ausgedehnte Viehzucht mit Weidebetrieb und der Anbau anerkannter Saatgutes betrieben.

Von der Hand Karl Wagner's ist ein Teil der steinernen Wappen und Grabmäler, die von der Geschichte des Gutes stummes und doch so beredtes Zeugnis ablegen, gezeichnet und dem Kalenderleser, der für Heimatgeschichte Sinn hat, zur Kenntnis gebracht.

Wappen des Georg Marschall von Bieberstein und seiner



Gemahlinn Margareta geb. von Pflug. (vorm. Rittergut am Brückenbogen.)

* Fluraufteilung und Güterbenennung in Sachsen.*

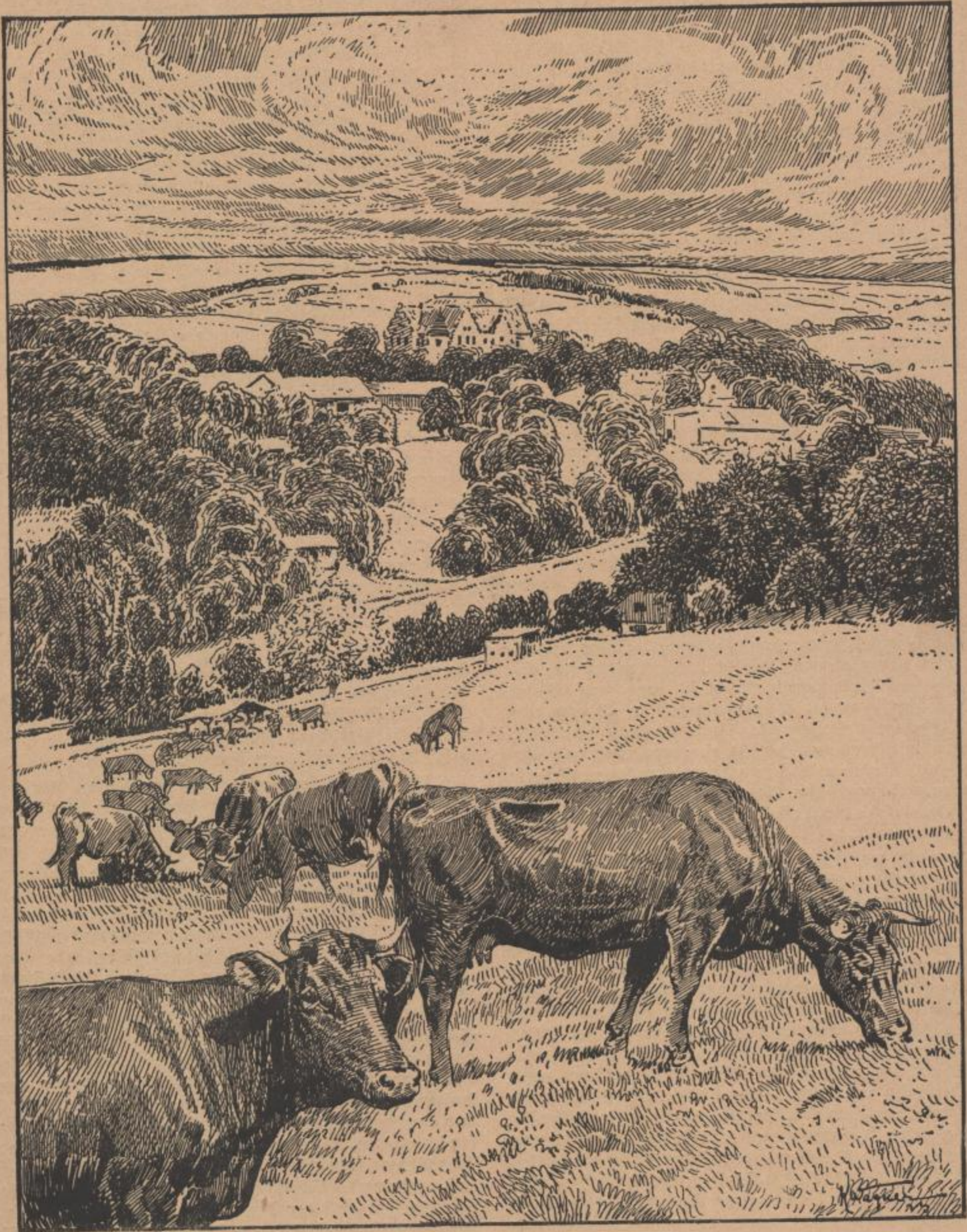
Von Otto Eduard Schmidt in Hirschsprung.

Wer das bald in engeren, bald in weiteren Maschen über unser Land ausgebreitete Netz von Grenzlinien und Grenzrainen betrachtet und über den Ursprung dieser Fluraufteilung nachdenkt, dem tritt manche Rätselfrage entgegen, auf die sich nicht so leicht eine befriedigende Antwort geben läßt. Denn diese Fluraufteilung und die mit ihr zusammenhängende Gliederung des ländlichen Grundbestandes ist nicht nach einem einheitlichen Plane und mit einem Male geschaffen worden, sondern ist das Ergebnis vielfach gegeneinander wirkender Kräfte und einer mehr als tausendjährigen Entwicklung.

Die germanischen Hermunduren, die vor Christi Geburt unser Land bewohnten, und die ihnen nachfolgenden Thüringer hatten zwar schon Dörfer mit festgeschlossener Dorfflur gegründet und waren von der Sonderbenutzung des Bodens zum Sondereigentum am Boden übergegangen, aber

von ihrer Ackerteilung ist, da sie nach dem Untergange des thüringischen Reiches (534) das Land verließen, jede Spur verweht. Auch von den Sorben, die damals geräuschlos in unser Land einzogen, sind zwar deutlich erkennbare Dorfanlagen in einzelnen Rundlingen wie Gottscheina bei Leipzig oder Borthen bei Pirna übrig geblieben, nichts aber von ihrer Flureinteilung. Erst als das Land seit 928 von den sächsischen Kaisern zurückerobert und in langwierigen Kämpfen gegen die Polen und Tschechen gesichert worden war, begannen um das Jahr 1100 thüringische, sächsische, fränkische, aber auch flandrische und friesische Bauern in größeren Scharen in die Mark Meißen einzuwandern. Sie wurden gerufen von den weltlichen und geistlichen Fürsten des Landes (dem Markgrafen und dem Bischof von Meißen) oder von den schon im Lande sesshaften edelfreien Herren, die es müde waren, aus den ihnen untergebenen, wirtschaftlich verfallenen Slawendörfern eine immer mehr zusammenschwindende Nutzung zu ziehen; sie wurden bei ihrem Herzuge geführt und bei der Ansiedlung geleitet von ritterlichen Dienstmannen (Ministerialen) ihrer Heimat, die nunmehr zu dem neuen Grundherrschaft in ein Lehnverhältnis traten und von ihm ein größeres Landstück zur Erbauung und Erhaltung eines festen Hauses (Burg) und ein gewisses Schutzrecht über die von den herangeführten Bauern besiedelten Dörfer erhielten. Außer diesem neu eingewanderten, dem Grundherrschaft

*) Zu diesem Aufsatz wurden folgende Bücher benutzt: Julius Bernhard von Rohr, Vollständiges Haushaltungsrecht, Leipzig 1738. Karl Salomo Zachariae, Handbuch des kursächsischen Lehnrechts, Leipzig 1796. Viktor Otto, Das Recht der Lehnsgüter in den Erblanden Sachsens, Leipzig 1888. Friedrich Johannes Haun, Bauer und Gutsherr in Kursachsen, Stralsburg 1892. Ed. O. Schulze, Verlauf und Formen der Besiedlung des Landes (in R. Wuttke, Sächsische Volkskunde, Leipzig 1903) und des Verfassers Kursächsische Streifzüge, insbesondere der 3. Band „Aus der alten Mark Meißen“ und der 5. Band „Aus dem Erzgebirge“, Dresden, Verlag der W. von Baensch-Stiftung. Die eingeklammerten Zahlen hinter dem Namen eines Gutes bedeuten seine Bodenfläche in Hektaren nach den Angaben in Rickhammers Güter-Adressbuch B. IX, Freistaat Sachsen, Leipzig 1920.



Bogtländer Rotviehherde am Eisenberg vor Rittergut Pöhl bei Jocketa i. B.

verpflichteten Adel gab es, namentlich in den niederen Teilen des Landes, schon seit der Zeit der Eroberung einen zahlreichen Stand ritterlicher Herren, die eins oder mehrere Slawendörfer zu Lehen besaßen. Aus diesen beiden Arten ritterlichen Lehnsbesitzes, dem älteren der Eroberungszeit und dem jüngeren der Kolonisationszeit, entwickelte sich späterhin, besonders im 14. und 15. Jahrhundert, der Stand der adeligen Rittergutsbesitzer (s. unten).

Die eingewanderten deutschen Bauern besetzten in vielen Fällen einfach die Flur eines verfallenden Sorbendorfes, so z. B. 1154 in Kühren bei Wurzen, wo der Bischof Gerung bekennet, daß er die wackeren Flandrer „an einem unbebauten und fast von Einwohnern entblößten Ort angesiedelt habe“; reichte der Raum aus, so entstand das deutsche Dorf neben dem wendischen, so Deutsch-Luppe neben Wendisch-Luppe, Großschocher neben dem wendischen Kleinschocher; anderwärts werden die neuen Dorffluren in den breiten Grenzwald hineingerodet, der zwei Gaue von einander schied, so z. B. in den sogenannten Schraden nordöstlich von Großenhain, oder in die bewaldeten Täler des Erzgebirges und des Vogtlandes.

Das gerodete oder sonst zur Verfügung stehende Land wurde grundsätzlich zu gleichen Teilen unter die Bauern verteilt. Einen solchen Anteil nannte man eine Hufe, d. h. ein Landstück, von dem man den Ertrag hebt; die Größe der Hufe schwankt in unserem Lande je nach der Bodenbeschaffenheit und der Zeit der Ansiedlung zwischen 15 und 27 Akern (8,25 und 15 Hektar). Ruhten in einem deutschen Dorfe auch eine Anzahl slawischer Bauern — sie wurden in ihrer eigenen Sprache und von ihrem eigenen Adel Smurden, d. h. die Stinkenden genannt — mit angesiedelt werden, so bekamen diese ein kleineres Ackerstück und wurden auch mit Dienstbarkeiten beschwert. Solche slawische Halbbauern nannte man Kossäten. Andere wurden als Zeidler in den Wald verwiesen, wo sie von etwas Wiesenwirtschaft, Fischfang und Bienenzucht lebten. Wurde etwa in der Nähe eines Klosters oder eines deutschen Herrensitzes ein Weiler mit slawischen Hörigen neu gegründet, so geschah es nur, um Kloster und Herrnsitz mit unfreien Arbeitskräften zu versorgen. Die Eigengüter dieser Hörigen waren noch kleiner als die der Kossäten: es waren Häuslernahrungen (Wüdner).

Andererseits gab es in den deutschen Dörfern auch einzelne Bevorrechtete, die ein größeres Ackermaß als die Hufe erhielten. Bevorrechtet war vor allem der *Locato*r, das ist der Begründer und Ordner der ganzen Ansiedlung. Hatte der Ritter, der den Bauernzug leitete, die Arbeit des Locators auf sich genommen, so wurde das Dorf meist nach ihm benannt, so z. B. Konradesdorf (jetzt Churschütz), westlich von Leuben bei Lommahsch, um 1180 angelegt und benannt nach Konrad Spannseil, einem aus Franken stammenden Ministerialen des Markgrafen Otto, und er bekam als Lohn für seine Unternehmung 2, 4 oder 6 Hufen, genug, um damit einen Herrnsitz im Dorfe zu begründen. War einer der Bauern mit dem Amt des Locators betraut, so bekam er dafür meist eine Doppelhufe, und der adelige Lehns Herr verlieh ihm dazu die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit und das Recht, die Schenke des Dorfes zu halten. Diese größeren Güter sind noch heute in den *Erblehngerichts-* oder *Erblehngerichtsgütern* in fast allen Teilen unseres Landes erkennbar, mit ihnen ist oft noch heute die Gasthofsgerechtigkeit oder Brauerei verbunden. Solche Güter sind z. B. das Erblehngericht in Reinholdshain bei Dippoldswalde (111 Hektar), in Hausdorf bei Ramenz (39), in

Großdehna bei Löbau (116), in Flöha (109), in Görbersdorf bei Deberan (81), Zehndorf (180), Oberwiesa bei Flöha (51), Cranzahl bei Annaberg (38), Sehma (41), Hormersdorf bei Zwönitz (39), St. Michael bei Freiberg (135), Helbigsdorf (206), Herzogswalde bei Tharandt (114).

Auch für den Pfarrer wurde eine volle Hufe zum Unterhalt bestimmt, und ursprünglich besaß wohl jedes sächsische Kirchdorf auch ein vom Pfarrer selbst mit Hilfe von Knechten oder Hörigen bewirtschaftetes Pfarrgut. Es wäre für die soziale Stellung der Geistlichkeit und ihre wirtschaftliche Lage gut gewesen, wenn die Pfarrer allen geistlichen und weltlichen Gegenströmungen zum Trotz ihre ländliche Eigenwirtschaft ausgeübt und festgehalten hätten; sie wären dabei viel enger mit ihrer Scholle und mit ihren Pflegebefohlenen verwachsen. Deshalb hat z. B. der einsichtige Kurfürst Johann Friedrich im Jahre 1543 das Gesuch des Pfarrers und Dichters Paul Rebhuhn, ihm statt des Pfarrgutes in Delsnitz lieber eine feste Jahresbesoldung von 300 Gulden zu reichen, abgelehnt. Die gegenwärtige große Not der Kirche wäre beträchtlich gemildert, wenn die alten Pfarrhufen nicht durch kurzfristige Verkäufe ganz verschwunden oder bis zu einem belanglosen Bruchteil zusammengeschmolzen wären. Immerhin haben sich wenigstens an einigen Orten Sachsens die alten *Pfarrgüter* noch erhalten und können, richtig bewirtschaftet oder gut verpachtet, auch jetzt noch einen Pfarrer und seine Familie über dem Wasser halten. Größere Pfarrgüter oder Pfarrlehen sind noch vorhanden z. B. in den beiden kathol. Wendendörfern Nebelschütz bei Ramenz (35) und Crostwitz bei Kloster Marienstern (20), wo der Pfarrer zugleich einer der größeren Bauern des Dorfes ist und drei Pferde und etwa 20 Stück anderes Vieh halten kann, ferner in Mülsen St. Jakob (36), Frankenstein (36), Weißbach bei Zschopau (37), Ottendorf bei Medingen (41,5), Schwepnitz (43), Sella bei Krafau (43), Thurm bei Hohnstein-Ernstthal (42), Eichigt bei Delsnitz (44, darunter 29 Hektar Wald), Lengefeld i. Erzgeb. (47), Erdmannsdorf (50), Rohren bei Frohburg (78), Strehla (82), Peritz bei Großenhain (88,5), das größte in Brambach (96).

Die nicht besonders benannten Bauerngüter waren, wenn man von den kleineren Grundstücken der slawischen Kossäten, Zeidler und Häusler absteht, während der Kolonisationszeit durchweg *Hufengüter*. Jüngere Bauernsöhne wurden, soweit sie nicht eine Erbtöchter heirateten, mit neugerodeten Hufen (sogenannten Folgen, daher auch die Bezeichnung *Folgendgut*, z. B. in Hintergersdorf bei Tharandt) (39) oder mit Hufen in neu begründeten Dörfern versorgt, solange im mittelsächsischen Hügellande, im erzgebirgischen Becken und in den Fluß- und Bachtälern des oberen Gebirges noch Raum war für die Ansiedlung neuer Waldhufendörfer (Reihendörfer). Aber es kam die Zeit, wo nicht nur die bäuerliche, sondern auch die ihr verschwisterte bergmännische Kolonisation stockte, weil alles verfügbare Talgelände und auch die zum ländlichen Anbau geeigneten sanfteren Berglehnen bestedelt waren (etwa um 1550). Seitdem wurden die alten Hufengüter bei Erbteilungen in *Halb-*, ja in *Viertelhufen* zerschlagen; auch die Kossätengütchen und die Gärtner-Häuslernahrungen wurden noch verkleinert. Schon lange vorher aber waren zahlreiche Bauernhufen auch von den adeligen Geschlechtern oder von Klöstern aufgekauft oder an Klöster für das Seelenheil der Stifter und ihrer Blutsverwandten geschenkt worden. Die große Kirchenreformation Luthers und die damit zusammenhängende Aufhebung der meisten Klöster lieferte zwar diese Ländereien wieder in weltliche Hände zurück, aber meist nicht



Der „Neue Teich“ vom Staatsgut Ralkreuth bei Großenhain.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

in die Hände der Bauern, sondern der ritterlichen Geschlechter, die den damals mächtig aufstrebenden Landesfürsten nahestanden und selbst in ihren ständischen Vereinigungen, den sogenannten Landtagen, den entscheidenden Einfluß auf die gesetzliche Regelung der Bodenverteilung ausübten. Um so mehr ist es hervorzuheben, daß Kurfürst August, der erste Volkswirt auf einem deutschen Throne, im Jahre 1554 dreihundert kurfürstliche Vorwerke, Domänen und zu diesem Zwecke angekaufte Rittergüter in etwa 9000 Bauerngüter zerschlug und auf diesen 9000 Bauernfamilien mit ungefähr 45 000 Köpfen ansiedelte. Aber nach dem großen Kriege (1618—1648) wuchs die Not und Bedrängnis auch der sächsischen arg zusammengeschwundenen Bauernschaft, die, obwohl es ihr nicht so hart erging wie den Bauern in Ostelbien, sich doch durch die scharfen Rittergutsordnungen und durch übereifrige kurfürstliche Beamte (Amtleute, Schösser, Forstmeister) in jeder freien Bewegung gehemmt, ja bis zur Erbuntertänigkeit herabgedrückt sah, bis endlich unter der Einwirkung der Ideen der französischen Revolution (1790) auch in Sachsen den gedrückten Bauern gewisse Erleichterungen der fürstlichen Jagdgepflogenheiten gewährt und endlich 1831 durch die Verfassung die Befreiung von allen Feudallasten verheißen und allmählich gegeben wurde.

An die vor dieser Bauernbefreiung herrschenden Zustände und Rechtsverhältnisse, an gewisse Abhängigkeiten und die Loslösung von solchen erinnern noch heute manche Güterbenennungen, die zwar meist ihre rechtliche Bedeutung verloren haben, aber doch einen ehemals vorhandenen Zustand mit genügender Deutlichkeit widerspiegeln.

Die sächsischen Rittergüter, etwa 800 an Zahl, zerfallen nach ihrem Ursprung zunächst in Allodialgüter, die auch ohne besondere Genehmigung des Fürsten an die

Nachkommen des Besitzers vererbt werden, und in Lehngüter, deren Uebergang an die Söhne des Erblassers wenigstens formell vom Fürsten bestätigt werden mußte. Nur selten fand eine Verleihung in der weiblichen Linie statt. Nach dem Gerichtsstande ihrer Inhaber unterschied man zwischen schriftsässigen und amtsässigen Rittergütern. Die Amtssassen stehen in erster Instanz unter der Rechtsprechung der kurfürstlichen Amtleute oder Amtshauptleute, das sind die Vorstände der kurfürstlichen Ämter (Verwaltungsbezirke); die Schriftsassen dagegen stehen sofort unter dem kurfürstlichen Appellationsgericht oder dem Oberhofgericht. Ein amtsässiges Rittergut war z. B. Rüben bei Leipzig, schriftsässig war z. B. Reichstädt bei Dippoldiswalde, Friesen bei Reichenbach i. V.

Von den Bauerngütern steht dem Rittergut das Freigut am nächsten. Ein Freigut ist „von den auf einem Bauerngut ruhenden Lasten und Diensten befreit und dafür mit anderen, sehr viel mäßigeren Leistungen oder überhaupt gar nicht belastet.“ So durften z. B. (1728) von dem Freigute zu Gostewitz bei Pausitz keine Dienste und Abgaben, keine Schutz- und Lehngelder, keine Düngersuhren, Hopfenstangen- oder Weinpfahlhuren gefordert werden. Schon 1588 hatte der Kurfürst Christian dem Schösser und Rentmeister Caspar Triller das Recht verliehen, daß alle seine Güter von Diensten, Zehnten, Auflagen jeder Art gänzlich befreit, mit der Brau- und Schenkergerechtigkeit, sowie mit der Erbgerichtsbarkeit ausgestattet und für kanzeischriftsässig erklärt, d. h. von der Stellung unter das sonst übergeordnete kurfürstliche Amt befreit sein sollten. Diese Befreiungen bezogen sich zum Beispiel auf das Trillergut bei Zwickau (48), in ähnlich günstiger Lage befanden sich wohl auch die Freigüter in Jeschütz bei Bauzen (69), in

Vieltz bei Großpostwitz (45), in Aufschlowitz bei Uhnst (58), Großhennersdorf bei Herrnhut (50), Glösa bei Chemnitz (87), Thiemendorf bei Dederan (61), Saida (92), Fürstenhof in Tuttendorf (87), Volkfersdorf bei Radeburg (58), Ragenberg bei Rossen (53), Dohna (62), Langenwolmsdorf bei Stolpen (116), Haasenberg bei Leisnig (81), Troischau bei Roszwein (66), Zennwitz bei Leisnig (55), Großbuch bei Lausitz (74), Steinhof in Wurzen (81), Striesä bei Dschak (163), Scheunepflug bei Rochsburg (56), Albernau bei Schneeberg (184). Das Freigut kommt auch unter dem Namen *Allodialgut* (von *Allod* — freies Eigen) vor. Beispiele dafür sind das *Allodialgut* Markersdorf bei Reichenau (174), Niederreutnitz bei Ostrik (90), Leufersdorf bei Chemnitz (85), Ekersdorf bei Hainsberg (100), Pennrich (78), Burgwitz (84), Idowitz bei Zehren (58), Berthelsdorf bei Langenau (122), Gostwitz bei Borna (175), Rothkirch (526).

Wesensverwandt mit dem Freigut ist das *Kanzleilehngut*, das nicht unter der Aufsicht des kurfürstlichen Amtmannes, sondern unmittelbar unter der kurfürstlichen Kanzlei steht. Dieser Begriff umschließt eine Anzahl mittlerer und größerer Güter in verschiedenen Teilen des Landes, so das *Kanzleilehngut* Erlmühle bei Neumark (45), das in Amtshainersdorf bei Sebnitz (60), Großdeuben bei Gaschwitz (70), Obermarzgrün bei Delsnitz (80), Hals bei Freiberg (83), Neuban bei Tuttendorf (95), Obergruna bei Rossen (113), Carthause bei Crimmitschau (130), Höckericht bei Siegmars (147). Zu der Klasse bevorrechtigter Güter gehören auch die *Erblehngüter* Großnaundorf bei Pulsnitz (117) und in Schlegel bei Zittau (47) und die *Lehngüter* in Schlegel (46) und in Zweinaundorf bei Leipzig (181).

Anderer Güter erinnern durch ihren Namen nicht an eine besondere rechtliche Stellung, sondern an die Zugehörigkeit ihrer Flur zu einem größeren Wirtschaftsganzen, dem sie ehemals dienten, so die *Hofwiese* bei Langebrück (47), das *Küchengut* bei Kreischa (39), ferner die zahlreichen *Kammergüter*, wie Sachsenburg an der Zschopau (205), Ostia (Dresden, 191), Döhlen bei Dresden (126), Gorbitz (153), Zaukerode (74), Pillnitz (212), Kalkreuth (Remontedepot, 630), Zella bei Rossen mit Vorwerk Kammershain (399), Lohmen (243), Praxschwitz bei Schandau (154), Sedlitz (254). Die Einkünfte dieser Güter flossen bis zur konstitutionellen Verfassung vom 4. September 1831 in die Rentkammer des Fürstenhauses, seitdem in die Staatskasse. Das *Kammerlehngut* *Weißborn* (52) gehört der Stadt Zwickau. Mit dem Ausdruck *Klostergut* werden einige Güter bezeichnet, die ehemals in klösterlichem Besitz waren: in Schlegel bei Zittau (85), das *Klostergut* zum heiligen Kreuz bei Meißen (30), das *Vorwerk Klostergut* Niederau (80), *Klostergut* Leipzig-Connewitz (200), Nimbschen (311 Acker und Wiesen, 329 Wald), der *Landeschule* Grimma gehörend, Sornzig bei Mügeln (49), *Rittergut* Klostergeringswalde (114). Die Bezeichnung des *Arndt'schen* Gutes in Oberwartha bei Cossebaude (140) als *Klostergut* beruht auf besonders eingeholter ministerieller Ermächtigung.

Eine größere Anzahl sächsischer Güter ist nach dem wirtschaftlichen Zweck benannt, dem sie dienen sollten. Hierher gehört vor allem das *Hammergut*, das mit einem der zahlreichen Eisenhämmer des Gebirges verbunden war oder aus ihm hervorgegangen ist, wie das *Hammergut* Burgwitz bei Potschappel (26), *Bienhof* bei Delsa, südlich vom Delsengrund (172), die zu Hellendorf gehörigen *Hammergüter* Craza, Fichte, Klepisch (401), *Markersbach* bei Gottleuba (37), *Morgenröthe-Rautenfranz* (84), *Blauenthal* an der Schwarzen Postau (214), *Reidhartsthal* (57) und *Wolfsgrün* (85) bei Eibenstein, *Pfeilhammer* bei Schwarzenberg (51), *Schönheiderhammer* (537), *Tännigt* bei Scheibenberg (119), *Wittigsthal* bei Johannegeorgenstadt (38) und der *Einsiedelshammer* Rübenau bei Zöblitz (52). Ein *Weidegut* zur Aufzucht von Fohlen und Jungvieh findet sich in *Wendischcarsdorf* (47), demselben Zwecke dienen die *Weidegüter* *Charlottenhof* bei Frankenberg (99) und bei Schwarzenberg (40). Das *Stadtgut*, ebenso das *Hospitalgut* stellt sich die Aufgabe, die Ernährung einer Stadt oder einer städtischen Einrichtung zu fördern, so das *Stadtgut* in Bernstadt a. d. Eigen (35), das *Stadtgut* in Bärenstein (58), das *Ratsgut* Liebertwolkwitz, Eigentum des *Johannishospitals* in Leipzig (217), das *Hospitalgut* (39) in Zittau, das dem *Jakobshospital* gehört. Das *Plantagengut* (78) in Hosterwitz, das 1748 *Lorenzo Mattielli*, der Meister der Bildsäulen der *Dresdner Katholischen Hofkirche*, und von dessen Erben der *Premierminister Graf Brühl* erworben hatte (1749), trägt seinen Namen davon, daß hier der *Graf Brühl* auf ungefähr 40 Scheffeln Feld eine *Tabakspflanzung* anlegte. Jetzt ist das Gut im Besitze der Stadt Dresden und trägt eine *Obstpflanzung*.

Endlich gibt es *Gutsbezeichnungen* in Sachsen, die auf die Namen von Vorbesitzern zurückgehen, wie das *Siegelgut* in Oberschlema (44) und das *Tännergut* in Siegmars (48), oder auf Eigentümlichkeiten der Lage und besondere Kennzeichen, so das *Göhrischgut* am *Göhrischberg* bei *Niederlommaßsch* (94), das *Turmgut* in *Kleinragewitz* bei *Dschak* (79), das *Bahngut* *Dahlen* in *Malkwitz* (109), der *Birkenhof* in *Birkenhain* bei *Wilsdruff* (77), der *Lindenhof* in *Berthelsdorf* bei *Freiberg* (77), das Gut *Kreuzsche* in *Hartmannsdorf* bei *Limbach* (68), die *Dreihöfe* in *Unterhermsgrün* bei *Delsnitz* (133). Dagegen liegt vielleicht eine uralte Erinnerung an den *slawischen Supan* (*Vandrichter*) vor in der Benennung: *Vandrichtergut* in *Soppen* bei *Krögis* (50).

Alles in allem ist uns in den besonderen Benennungen sächsischer Güter ein gutes Stück alten Bauernlebens erhalten und ein Denkmal des Strebens unserer Bauernschaft, sich aus der Gebundenheit und Einengung früherer Jahrhunderte zum vollen Selbstbestimmungsrechte herauszuarbeiten. Deshalb ist zu wünschen, daß die alten Namen der Güter auch unter den so veränderten Verhältnissen unserer Zeit als ein ehrwürdiges Vermächtnis der Vorfahren weitergeführt werden.



Landwirte, lest die „Sächsische Landwirtschaftliche Zeitschrift“

das Amtsblatt des Landeskulturrates.



Jungviehherde des Vogtländer Rotviehshlages auf Vorwerk Helmsgrün bei Jocketa i. B.

Aus Sachsens Zuchtstätten.

VI.

Das Vogtländer Rotvieh.

Von Oekonomierat Dr. Max Klepl in Auerbach i. B.



eider ist die rührige Tätigkeit des vor einer längeren Reihe von Jahren gegründeten „Verbandes Mitteldeutscher Rotviehzüchter“ durch den Weltkrieg unterbrochen worden. Dieses mitteldeutsche Rotvieh ist keinesfalls zu verwechseln mit den einfarbig rotbraun gefärbten Rindern, wie es die Angler, die rotbraunen Ost- und Nordfriesen, die rotbraunen Dänen und andere Gruppen der Gattung „Rind“ sind. Das mitteldeutsche Rotvieh ist vielmehr ein schönes Höhenvieh. Kurzer Kopf mit seitwärts-aufwärts gebogenen hellen Hörnern mit dunklen Hornspitzen, helles Pigment an Maul, Zunge, Flogmaul und Augen, kurzer Hals mit kräftigem Nacken und langer Wamme, tiefer, gut gewölbter Rumpf auf feinknochigen, aber stahlharten Gliedmaßen mit kurzen Schienbeinen; das sind die Rassemerkmale. Die Haarfarbe ist einfarbig, wechselnd von schwarzbraun bis rot- und gelbbraun ohne jedes Abzeichen, außer einer weißen Schwanzquaste mit dunklen Mantelhaaren. Das glänzende Haar deckt eine feine bis mitteldicke, kernige Haut. Die sehr harten Klauen sind meist einfarbig, beim Vogtländer häufig von oben zur Hälfte hell, zur Hälfte dunkel. Das Vorkommen rotbrauner Rinder auch unter den Niederungsschlägen Deutschlands, unter den Rindviehschlägen des benachbarten Auslandes läßt darauf schließen, daß in früheren Zeiten Mitteleuropa in großer Ausdehnung ein einfarbig braunes Rind besessen haben muß.

Tatsache ist, daß im Sächsischen Vogtlande, im angrenzenden Egerlande und in der bayerischen Oberpfalz noch im vorigen Jahrhundert ein einfarbig rotbraunes Höhenvieh allgemein gehalten und gezüchtet wurde und dieser Zuchtbezirk den sächsischen, nord- und ostdeutschen Landwirten die berühmten rotbraunen „Vogtländer Zugochsen“ lieferte — das Egerland die leichtesten, die bayerische Oberpfalz als „Sechsamtervieh“ die schwersten Tiere. Durch Einfuhr einfarbig rotbrauner „Zillertaler“ hatte man vor etwa 100 Jahren in fraglichem Zuchtgebiete (auch im Vogtlande) mehrfach versucht, den heimischen Rinderschlag zu verbessern.

Das Rotvieh zeichnete sich von jeher durch seine Genügsamkeit, durch seine Gesundheit, durch seine Gängigkeit aus. Die lebhafteste Nachfrage nach Gangtieren veranlaßte die damaligen Züchter von Rotvieh, der Ausbildung solcher besonderes Augenmerk zu schenken, während sie auf den Milchertrag ihrer Zuchtkühe weniger Wert legten. Gleichwohl war die Milch außerordentlich fettreich, also für Butterwirtschaften von erheblicher Bedeutung. Zweifellos hat es auch schon damals rotbraune Kühe gegeben, die sich bei hohem Fettgehalte durch eine gleichzeitig große Milchmenge auszeichneten. Aber damals wußte man noch nichts von „Zucht auf Leistung“ bei Milchtieren. Man ließ sich durch die Tatsache, daß die Vogtländer Kühe neumelkend, gegenüber Niederungstieren, nur einen mäßigen Milchertrag geben, beirren, als die zunehmende Bevölkerung und deren steigender Wohlstand einen stärkeren Milchverbrauch erheischten, und — die Abmelkwirtschaften mit ihrer starken Kraftfuttergabe schossen wie Pilze aus der Erde. Der geschäftige Handel nützte die Konjunktur aus und lieferte die durch Klima, Bodenverhältnisse und zielbewußte Zucht besonders neumelkend sehr milchreichen Niederungsschläge. Andererseits hatte man versucht, das durch grobe Fehler in Haltung und Zucht degenerierte Rotvieh durch das modern gewordene, auf Frühreife gezüchtete „Simmentaler Fleckvieh“ zu ersetzen.

Gerade die „Genügsamkeit“ des Rotviehes wurde ihm zum Verhängnis, indem man es darben ließ, während man unbedenklich teurem importierten Vieh große Futtermengen mit starker Kraftfuttergabe zuführte, weil man bald merkte, daß importierte Tiere nur auf diese Weise leistungsfähig erhalten werden können und daß ihre Zucht nur durch fortgesetzte Importe rassereiner Tiere aufrecht erhalten werden kann. Andernfalls akklimatisieren sich die nachgezogenen Tiere und erhalten den Typ des ursprünglichen Lando Viehes. So ist es auch im Bezirke der alten Vogtländer geworden. Man sieht jetzt dort gelb-, rot- und schwarzschädige Vogtländer, die niemals eine besondere Bedeutung als Rassetiere erlangen werden.

Einige wenige Züchter im Vogtlande sind aber ihrem alten Rindviehshlage treu geblieben, weil sie wußten, welchen Wert dieser bodenständige Rinderschlag für den Reinertrag einer Wirtschaft hat. Gerade die Kriegsjahre mit ihren Folgen haben be-

wiesen, daß das rotbraune Vieh die futterarmen Jahre bei ziemlich gleichbleibender Leistungsfähigkeit am besten überstanden hat. Diese Leistungsfähigkeit ist keineswegs so gering, wie Fernstehende und mit dem Rotvieh nicht Vertraute glauben und behaupten.

Die Rotviehzüchter sind seit 1897 zu dem „Bogtländer Herdbuchverein“ zusammengeschlossen worden, um die letzten Reste des Bogtländischen Rotviehes zu erhalten bez. seine abermalige Verbreitung anzuregen. Es sind Messungen der Körperteile, Wägungen der Tiere, Kontrolle von Futterverbrauch, Milch- und Milchfettmenge vorgenommen worden, wonach festgestellt werden konnte, daß das Rotvieh auch als Milchvieh bei verhältnismäßig geringem Futterverbrauche sehr leistungsfähig sein kann, wenn man es zielbewußt daraufhin züchtet.

So gaben vor dem Weltkriege 77 kontrollierte rotbraune Herdbuchtiere eine durchschnittliche Jahresmilchmenge von 2500 kg mit 3,85 % Fett. Die einzelnen Jahresmengen schwankten zwischen 1002 kg mit 3,74% Fett und 4117 kg mit 4,24% Fett. Der jährliche durchschnittliche Fettgehalt schwankte zwischen 3,08 % als überhaupt niedrigste Grenze und 5,06 %.

Zielbewußte Aufzucht und bessere Fütterung mit Weidegang vermochten auch, Entwicklung und Lebendgewicht wesentlich zu heben. Ruhten doch zunächst Kühe von nur 6,5 Zentner Lebendgewicht in das Herdbuch aufgenommen werden, bloß um die Rasse zu erhalten, während die Nachkommen solcher die Mutter schon mit $\frac{1}{2}$ Jahren übertrafen und gutgezüchtete Kühe ein Gewicht von 14 Zentnern erreichten, Bullen ein solches von 18 Zentnern.

Die feinen, aber stahlharten Knochen des Rotviehes ermöglichen ein außerordentlich hohes Schlachtgewicht (ein Bulle z. B. 60 %), und das kernige feinfaserige Fleisch gehört bekanntlich zu den geschätztesten Qualitäten.

So weist das Bogtländer Rotvieh eine Menge Vorzüge auf, die wohl der Beachtung wert sind und den zielbewußten Züchter des Gebirges veranlassen müßten, sich der Zucht dieses Rinderschlages zuzuwenden, umsomehr, da solcher Züchter als „Rassezüchter“ damit rechnen kann, sein Zuchtvieh als „Rassevieh“ innerhalb und außerhalb Sachsens oder gar Deutschlands abzusetzen.

Der Bogtländer Herdbuchverein (V. S. V.) hat seinen Hauptsitz im Herzen des Bogtlandes, in der Umgebung von Treuen (Geschäftsstelle in Auerbach i. B., Seminarstr. 6). Dort befindet sich seit 1908 die bereits früher in Dobeneck ge-

gründete, staatlich unterstützte „Bullenaufzuchtstation“ des Herdbuchvereins bei Gutsbesitzer M. Feustel in Pfaffengrün.

Zurzeit sind in das Herdbuch von 24 Mitgliedern 24 Bullen und 190 weibliche Tiere eingetragen. Leider hat die Zwangswirtschaft der Kriegsjahre mit ihren Folgen auch den Rotviehbestand nicht verschonen können.

Bei der am 24. Juli 1923 in Treuen abgehaltenen Rotviehschau erhielten u. a.: Kraft v. Bodenhausen auf Pöhl die silberne, Moriz Feustel in Pfaffengrün die bronzene Medaille, Clemens Wild in Hartmannsgrün ein Ehrendiplom des Landesverbandes sächsischer Herdbuchgesellschaften, ferner Max Hering, Richard Pammeler, Albin Rahmig in Pfaffengrün anderweite gestiftete Preise, wodurch die besondere Anerkennung der Rotviehzucht überhaupt, wie der — trotz des vorangegangenen Futternot-Winters — gebotenen Einzel- und Gesamtleistungen zum Ausdruck gebracht wurde.

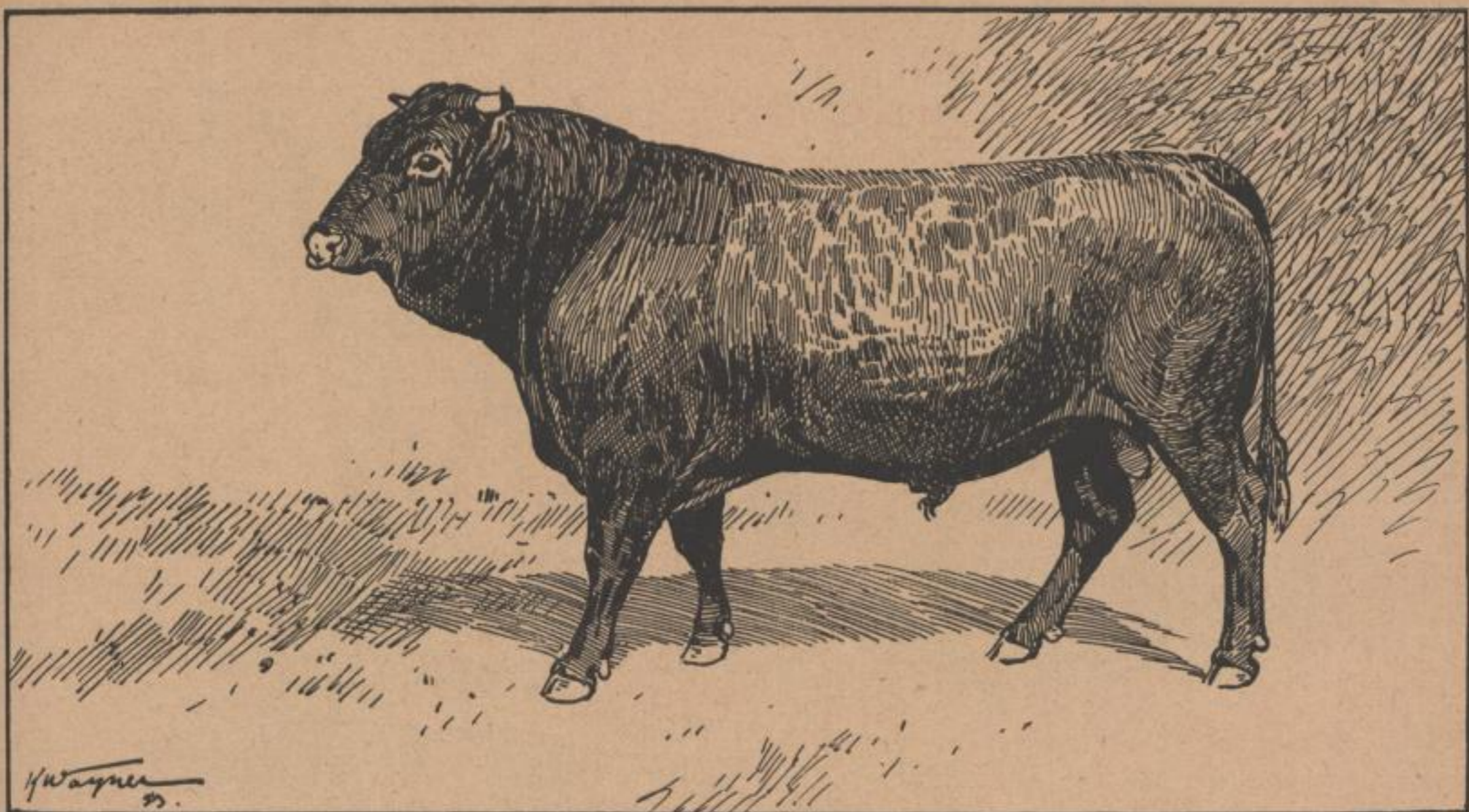
Außerhalb des engeren Zuchtbezirkes trat der „Bogtländer Herdbuchverein“ mehrfach mit großen und alten Züchtervereinigungen erfolgreich in Wettbewerb. So erregten 1909 in Leipzig zwei, verschiedenen Züchtern gehörige Bullen, zum Zwecke einer Zugprüfung zusammengepannt, infolge ihrer hervorragenden Leistung in Bezug auf Kraft, sicheren Zug und Gängigkeit mit dem ersten Preis ausgezeichnet, berechtigtes Aussehen.

Der eingangs erwähnte „Verband mitteldeutscher Rotviehzüchter“ umfaßt bereits große Zuchtgebiete in Schlesien, im Harz, in Waldeck, Hessen, Westfalen, die ihren 1. großen Zuchtviehmarkt mit Erfolg am 15. Juni 1923 in Frankenberg bei Cassel abhalten konnten. Und sowohl im Egerlande als auch im früheren Rotviehgebiete Bayerns bemüht man sich, nach den Mißerfolgen mit anderen Viehschlägen, das Rotvieh von Neuem wieder aufleben zu lassen. Der Erfolg kann nicht ausbleiben, wenn alle guten Eigenschaften des Rotviehs, d. h. Gesundheit, Widerstandskraft gegen Seuchen, Gewandtheit, temperamentvolle Gängigkeit (trotz bez. wegen seiner kurzen Beine), große Kraftentfaltung, Genügsamkeit, große Mastfähigkeit (hohes Schlachtgewicht), feinste Fleischfaser, fettreiche Milch, zielbewußt entwickelt bez. gefördert werden.

Hohe Zuchtviehpreise, teure Eisenbahnfrachten, Sperre der deutschen Grenze gegen Importe, Fehlen der ausländischen Futtermittel zwingen zur Aufgabe der Abmelkwirtschaft und zu eigener Aufzucht von Milchtieren. Sachgemäße Dauerweide wird den Erfolg sichern und beschleunigen. —



„V. S. V.“ Nr. 175.



Bulle „Junfer“, geb. 16. 5. 1920 in Riestedt im Harz, j-ht „B. S. B.“ Nr. 175.
(Zum Aufsatz Das Vogtländer Rotovieh Seite 95/96.)

Kann Deutschland untergehen?

Von H. v. M.

Könnte es das — es wäre längst nicht mehr. Seiner strotzenden Gesundheit ist keine Pest, seiner Seele keine Pein erspart geblieben. Keine Erniedrigung, die es nach stolzer Sonnenhöhe nicht erlitten, keine Ernüchterung, die es nach kühnem Sehnen und Träumen nicht erlebt hätte. So oft auch immer Zukunftreiches mit ungeheurem Schweiß und Blut des Herzens und der Hände errichtet worden war, so oft haben auch fremde Eroberer oder deutsche Jämmerlinge das mühsam Errungene wieder zerschlagen oder zerseht; oder das ungehemmte Ringen fremder elementarer Kräfte tobte sich auf deutschem Boden aus und trieb die Geister wie die Leiber erbittert und entfremdet gegeneinander.

Während der Gallier rasch lernte, sich gegen Rom um Einen zu scharen, trieben Duzende germanischer Herzöge ihr zersplitterndes Spiel. Während der Franke und Angelsachse über der Kreuzzuglegende doch nie des eigenen Staates vergaß, rangen deutsche Kaiser mit dem päpstlichen Stuhl um trügerische Machtziele. Während endlich Deutschland dem 30jährigen Kriege um Kirchenglauben und Fürstenrechte bis zum Verlöschen erlag, strafften sich die Westmächte, reich befruchtet von neu entdecktem Land, zu einheitlich geschlossenen, materiell reichen Nationalstaaten.

Die Hanse zerfiel, Englands Flotte erstand. Uns waren alle nationalen Poren verstopft, dem westlichen Europa tausendfältige Wege zu frohgemutem Wachsen geöffnet. Bei uns wuchs Gras über manchem Dorfe, da der Landsknecht gehaust. Staaten und Städte, Stände und Schichten waren

durch einen Haß von einander geschieden, der oft viel tiefer wurzelte und weit grimmiger war als all der Zorn, der heute die Parteien scheidet. Waren sie doch damals nach den fürchterlichen Zeiten der Schwedennot und Wallensteinerei, der Bauernkriege und Fürstenfehden Alle bereit, jederzeit die Waffe gegeneinander zu erheben — um Nichts!

Damals, nach dem Westfälischen Frieden, war Deutschland in der Tat ausgelöscht, gestrichen aus der Liste der Nationen. Um die hochragenden gotischen Dome, um die beargwöhnten trohigen Herrensitze, um das enge Stadtgewühl hinter mißtrauisch abschließender Mauer oder um das weltfremde Idyll verschlafener Städtchen lagerte vernachlässigt und verwildert, unsicher und willenlos ein ödes chaotisches Nichts.

So hatte der Franzose leichtes Spiel. Warum sollte er nicht rauben, wo deutsches Recht kaum noch Verteidiger fand? Warum sollte er nicht die welsche Sprache bringen, da man sie doch bei uns begierig als ein willkommenes Zeichen des Herrtums ergriff? Wie mußte die französische Literatur eines stolzen nationalen Glücks faszinieren da, wo die unübertroffene Vielgestalt des deutschen Worts nur Wenigen bewußt und noch Wenigeren nationales Wertgut war? Und wie verschaffte sich der rauflustige und raublüsterne Hof von Versailles doch so leicht einen glorreichen Waffengang in einem Lande, dessen waffenfrohe Söhne unter allen Fahnen des Abendlandes fochten; heute darum, ob ein Habsburg oder Bourbon Spaniens Thron besteigen sollte,



Ruh „Benedikta“, geb. 3. 5. 1918, Züchter: Kraft von Bodenhausen auf Pöhl i. V., „V. S. V.“ Nr. 690.
(Zum Aufsatz Das Vogtländer Rotvieh Seite 95, 96.)

morgen, weil der Janitschare irgendwo die offene deutsche Grenze überschritt. Mit leichtem Herzen, aber um so schwereren Folgen verbrauchten sich die zahllosen lebendigen Kräfte der zertretenen Nation im Dienste der Anderen. Kein Volk der Erde hätte je die zähe Lebenskraft aufgebracht, um sich aus solchem Wirrwarr wieder zu erheben!

Aber nun kam die Auseinandersetzung mit dem seegewaltigen England, dem das niedergehende bourbonische Frankreich erlag. Es kam die Friderizianische Zeit und der Siebenjährige Krieg als Episode des atlantischen Kampfes zu Englands Gunsten. Es folgte die nationale französische Revolution mit ihrem napoleonischen Ausklang, und zum zweiten Male in hundert Jahren ist Frankreich kontinentaler Trumpf, und bleibt es auch geschlagen. Talleyrand ist der Held des Wiener Kongresses, nicht Metternich. Frankreich geht aus Revolution und Krieg als einheitlicher Nationalstaat hervor; nicht eben festgefügt, aber eine lebendige Einheit von den Vogesen bis zu den Pyrenäen. Die deutschen Verbündeten aber waren reif für den Bruderkrieg, noch ehe der Friede mit Frankreich geschlossen wurde!

Das willenlose Chaos des Westfälischen Friedens war zwar überwunden. Das 18. Jahrhundert hatte einige deutsche Einzelstaaten zu beachtlichen Machtgebilden geformt. Aber das 19. schließt die klaffende deutsche Spaltung. Der Krieg sollte sie wieder aufreißen. So wollten es die Andern. Er hat die Einheit gestärkt. Sie ist fester denn je!

Die Waffe, diese nationale Geschlossenheit zu schützen, ist freilich schwach. Aber der Wille, das geeinte deutsche Volkstum zu wahren, ist gewaltig, wurzelt tief und ist im Wachsen.

Der alte Staat ist zwar zerschlagen; aber die Tüchtigkeit des deutschen Volkes, sie ist es nicht. „Auf ihr allein“, sagt Treitschke, „kann die Zukunft unseres Volkes ruhn, nicht auf der alten Ordnung eines festgefügtten Nationalstaates, den Frankreich und England seit Jahrhunderten, den wir erst seit etwa zwei Generationen haben!“

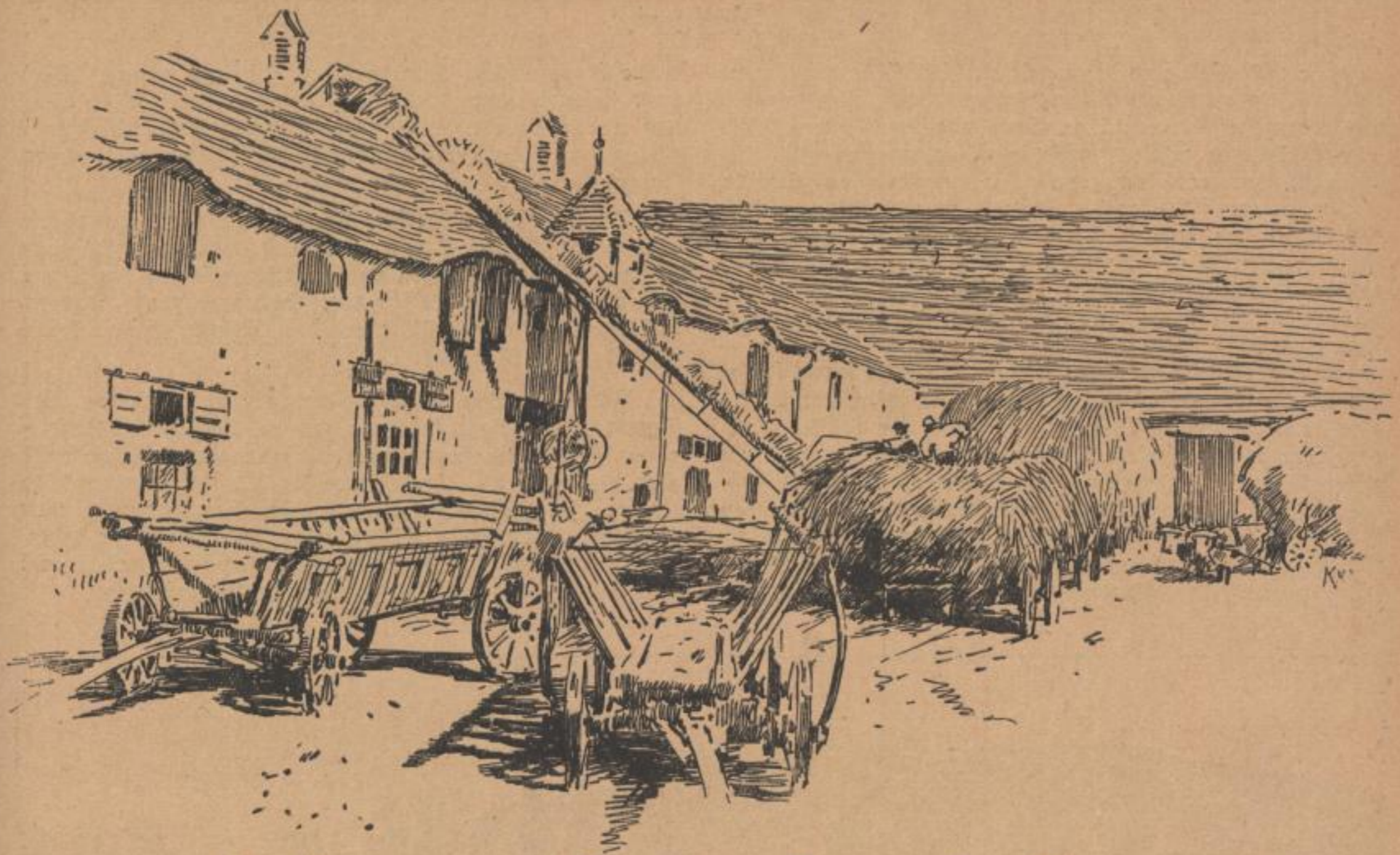
Die Westmächte sind zwar die Sieger; aber keine wird ihres Sieges froh, jede leidet, sie alle rechnen noch immer mit dem zu Fall gebrachten Titanen. In faustischer Ungeduld hat er den ganzen Erdball in den Bann seines friedlichen, fröhlichen Schaffens gezogen, dem Erdreich immer neue Schätze, den Schätzen immer neue Kraft und den Kräften immer neue Wirkung abgewonnen; denn das ist deutsch und wird es ewig bleiben!

Also liegt die Sache wohl etwa so:

Das deutsche Heer hat sich in vier Jahren das Höchste erkämpft, was sich eine kleine Minderheit gegen erdrückende Uebermacht zu erkämpfen vermag, nämlich die fast völlige Unversehrtheit des heimatischen Bodens.

Das deutsche Volk hat sich in etwa vier Jahrzehnten das Höchste erarbeitet, was ein Kulturvolk zu erarbeiten vermag, nämlich die Unentbehrlichkeit seines Schaffens für den ganzen Erdball.

Und die deutsche Nation hat sich in etwa vier Jahrhunderten zu einer nationalen Einheit durchgequält, die wenigstens dem Höchsten nahekommt, das einer Rasse bestimmt scheint, nämlich dem endgültigen Verzicht auf den bewaffneten Bruderkrieg. Wo ist der Deutsche, der für möglich hält, daß der Rheinländer noch einmal marschiert, wie zur Rheinbundzeit? Wer glaubt ernsthaft, daß der Main noch einmal Deutsche trennen werde, die die Waffe gegeneinander erheben? — Niemand!



Der Höhenförderer in Tätigkeit auf Staatsgut Ober-Bischdorf.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Also sind wir, an den Jahrhunderten und nicht an Jahr und Tag gemessen, national einiger und wirtschaftlich stärker aus dem Krieg hervorgegangen als aus irgend-einer der großen deutschen Katastrophen vorher!

Auch reifer. Denn die Erkenntnis von der Notwendigkeit unserer staatlichen Einheit ist heute stärker als der sterbende Klassenhass je war. Vergessen wir doch nicht, daß auch in der deutschen Geschichte im Laufe der Jahrhunderte jeder Stand einmal eine Revolution herbeigeführt oder geduldet hat, die ausgesprochen die seine war, und aus jeder dieser Umwälzungen hat sich schließlich, wenn auch nie im

Sinne der Revolutionäre, ein Deutschtum hervorgequält, das wenigstens um Einiges geläuterter war als das Deutschtum vorher.

Und so können wir denn über das Schmachvolle unserer Tage hinweg, durch all die folgenschweren Bitterkeiten der letzten Jahrzehnte hindurch den letzten deutschen Jahrhunderten trotz Allem einen deutschen Aufstieg entnehmen, der die Sonnenhöhe des völlig geeinten, geläuterten Deutschtums noch vor sich weiß, des Deutschtums, für das die Besten des Volkes den Heldentod starben und für das die Helden von heute an Ruhr und Rhein ein Martyrium erleiden, das wir der feige gewordenen welschen Soldateska niemals vergessen werden.

(Aus der „Zeit“ vom 20. 4. 1923.)



Der französische Dichter Chateaubriand über seine Landsleute:

„..... roh und wild in den bürgerlichen Unruhen, wogend wie die Schiffe ohne Steuer und Mast nach dem Triebe der Leidenschaften; jeht in dem Himmel und einen Augenblick nachher in dem Abgrunde; begeistert für das Gute, wie für das Böse, das Erste vollbringend ohne Erwartung des Dankes und das Zweite vollführend ohne Gefühle der Reue; des ernstesten Erwägens der eigenen Laster und der eigenen Tugend entbehrend..... eitel,

spöttisch, ehrgeizig, bald an der Gewohnheit festhaltend, bald zum Neuen hinneigend; einzeln die liebenswürdigsten der Menschen, in der Gesamtheit die unangenehmsten von allen; einnehmend auf dem eigenen Boden, unerträglich im Auslande; abwechselnd bald sanfter und unschuldiger als das Lamm, bald unerbittlicher und wilder als der Tiger.“

Aufruf.

Die neue Zeit und die wirtschaftlichen Nöte der Gegenwart rütteln an vielem Althergebrachten und lassen so manches wertvolle Kulturgut zu Grunde gehen. Heimatschutz und Volkskunde müssen meist als unwiederbringlich betrachten, was verloren geht. Im industriellen Sachsen waren entlegene Dörfer die Stätten, war die Bauernschaft der Stand, wo man noch am Alten festhielt. Jetzt aber ist das ganze bäuerliche Leben und Treiben in einem raschen Umwandlungsprozeß begriffen; die früheren Arbeitsweisen, die alten Gewohnheiten und Gebräuche verschwinden mehr und mehr.

Um wenigstens im Bilde festzuhalten, was einem früheren oder späteren Untergange geweiht ist, bittet der Landesverein Sächsischer Heimatschutz alle photographierenden Landwirte, Dorfschullehrer usw. dringend um eifrige Mitarbeit in bezug auf das Sammeln von guten Aufnahmen aus dem bäuerlichen Alltagsleben. Sie sollen den Bauer bei seiner Arbeit zeigen, auf dem Feld und im Gehöft, im Stall und in der Scheune, die Bäuerin im Milchfeller, beim Melken, Buttern... Der Jahreslauf gibt zahl-

reiche Anregungen: Düngerfahren, Pflügen, Eggen, Säen (mit Sätuch oder Maschine), Walzen, Getreide-, Rüben- und Kartoffelernte, Dreschen (mit Flegel, Göpel, Maschine), Ährenlesen, Schaffsur, Federnschleifen, Flachs Zubereitung, Spinnstube.

Daneben sollen die Bilder bäuerliche Feste veranschaulichen: Erntefest mit Tanz auf dem Getreideboden, Kirnmeß mit Kuchenzingen und Brettschunkel auf der Tenne, Schweineschlachten, Treibjagden, Schlittenpartien, Bauernhochzeiten, bäuerliche Trachten, das Gesinde in der Leutestube bei der Mahlzeit....

Photographische Abzüge oder Platten — unter Beifügung etwa nötiger Erläuterungen — sind an den Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden-N., Schieggasse 24, oder an Prof. Dr. Große, Dresden-N., Kaiserstraße 6, zu senden. Im Interesse des guten Zweckes und im Hinblick auf seine beschränkten Mittel, wäre der Verein für kostenlose Überlassung der Bilder dankbar, doch ist er auf Wunsch auch bereit, die Herstellungskosten zurückzuerstatten.



Staatsgut Nieder-Bischdorf mit dem Rotstein.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Wie und warum bauen wir Flachs?

Der Mangel an Webwaren aller Art in Stadt und Land, veranlaßt durch die Unmöglichkeit, Faserrohstoff aus dem Auslande in genügender Menge und der Kaufkraft des deutschen Volkes entsprechend preiswert einzuführen, zwingt immer mehr, den Flachsbau auch in Sachsen wieder in vermehrtem Umfange aufzunehmen. Flachs ist der einzige Faserrohstoff, den wir selbst in ausreichendem Umfange erzeugen können. Es ist daher auch ganz einfach vaterländische Pflicht, uns darin vom Auslande unabhängig zu machen. Der ungeheure Bedarf der Industrie an Faser hat zu einer Preisgestaltung für Flachs geführt, die seinen Anbau sicher lohnend macht und auch für die Zukunft die Gewähr für sicheren und preiswerten Absatz bietet. Zur Erzielung einer hohen Rente ist freilich die Durchführung einer sachgemäßen Kultur Vorbedingung.

Die Verwendung geeigneten Saatgutes ist die erste und größte Vorbedingung für eine gute Ernte. In Ermangelung reiner Feinzüchtungen, die erst in den letzten Jahren von namhaften Züchtern in Angriff genommen sind, bedürfen die vorhandenen Landsorten (russische, holländische, schlesische usw.) sorgfältigster Reinigung und Sortierung, um höchste Erträge zu bringen. An guten Saatlein sind folgende Bedingungen zu stellen:

- Garantierte Seidefreiheit,
- 98 % Reinheit (bei nicht mehr als 1/2 % Unkrautbesatz),
- 95 % Keimfähigkeit,
- 1000-Korngewicht 4,25 g.

Falls die aus eigener Ernte gewonnene Saat diesen Anforderungen nicht annähernd entspricht, wird es sich empfehlen, Saatlein neu zu beziehen. Ueber die Bezugsmöglichkeiten wird die Deutsche Flachsbau-Gesellschaft m. b. H., Abt. Sachsen, Dresden-Alstadt, Sidonienstraße 14, stets Auskunft geben können.

Die Auswahl des Bodens macht keine besonderen Schwierigkeiten. Abgesehen von ganz leichten und ganz schweren, stark verkrustenden Böden, sowie Moorböden, gedeiht Flachs auf jedem Boden. Dagegen ist auf die Durchlässigkeit des Bodens Wert zu legen, da stauende Rässe im Untergrund die Vegetation behindert. Zur Stellung des Flaches in der Fruchtfolge ist zu betonen, daß Flachs mit sich selbst unverträglich ist und nur alle 5 bis 7 Jahre auf demselben Acker wiederkehren darf. In zweiter Tracht nach Hackfrüchten, auf Neuland, sofern es keinen moorigen Charakter hat, und nach Klee, wenn dadurch der Boden nicht zu sehr mit Stickstoff angereichert ist, hat sich Flachs am besten bewährt. Für das Düngerbedürfnis stehen Kali und Phosphor an erster Stelle; vor allem ist dem Kalihunger des Flaches weitgehend Rechnung zu tragen. Bei Anwendung von Stickstoff ist Sparsamkeit am Platze, um ein Verholzen der Stengel und ein Lagern des Flaches zu verhüten. Chile- und Natronsalpeter sind im allgemeinen zu vermeiden, da gerade diese zu energisch wirken. Schwächere Gaben von Ammon oder verwandter Verbindungen sind ausreichend. Eine frische Kalkdüngung verträgt der Flachs

nicht. Auch Stallung ist wegen Lagergefahr und Bildung von Geißstellen nicht zu verwenden.

Mit besonderer Sorgfalt muß die Bodenbearbeitung vorgenommen werden. Tiefe Saatsfurche im Herbst, feine Zerkrümelung der Ackerkruste im zeitigen Frühjahr, ohne den Acker tiefer aufzuarbeiten, schaffen dem Lein ein ihm zusagendes Saattbett. Es gilt vor allem, dem Boden seine Winterfeuchtigkeit zu erhalten, für die der Lein besonders dankbar ist. Um diese voll auszunutzen, ist frühe Aussaat geboten und damit auch die Möglichkeit gegeben, die Ernte des Flachs noch vor der der Halmfrüchte vorzunehmen. Aussaatmenge ist 120 bis 160 Kilo je Hektar (je nach Beschaffenheit des Saatgutes), bei Drillsaat mit etwa 15 Zentimeter Reihenentfernung, bei Breitsaat 280 bis 360 Kilo. Flache Unterbringung des Samenornes ist unbedingt erforderlich. Die Reinhaltung des Feldes vom Unkraut wird bei Drillsaat zweckmäßigerweise mit der Hacke, bei breitwürfiger Saat durch Räten vorgenommen und ist sorgsam durchzuführen. Für Hacken ist der Flachs sehr dankbar. Unter Krankheiten leidet der Flachs im allgemeinen wenig*); unter den tierischen Schädlingen ist der Erbsenloh gefürchtet. Durch frühe Aussaat, gegebenenfalls Sticksstoffgaben zur Beschleunigung des Pflanzenwachstums wird hiergegen vorgebeugt.

*) Anm. Kranke Pflanzen sind mit anhaftendem Wurzelballen und Erde an die Deutsche Flachsbaugesellschaft m. b. H., Abt. Sachsen, Dresden-A., Siboniestraße 14, oder an das Forschungsinstitut für Bastfasern, Sorau, R.-L., einzufenden.

Im Stadium der Gelbreife, wenn annähernd sämtliche Blätter abgefallen sind, erfolgt die Ernte einzig und allein durch Kaufen der Stengel. Die Handvollen werden auf dem Boden flach ausgebreitet, 1 bis 2 Tage so liegen gelassen, und hierauf in Kapellen zum Trocknen des Strohes und Nachreifen des Samens aufgestellt. Zum Einfahren bündelt man mit Flachsstroh, nie mit Getreidestroh! Das Entsamern des Flachs darf nur durch Riffeln oder durch vorsichtiges Abklopfen der Stengelspitzen vorgenommen werden. Jedes Dreschen macht den Flachs wertlos. Der Strohflachs kann mit oder ohne Samen an die nächste Röstanstalt verkauft werden.

Die besonderen Vorteile des Flachsbaues liegen

1. in seiner außerordentlich günstigen Einwirkung auf nachfolgenden Körnerbau. Vornehmlich bei Weizen werden die Erträge wesentlich erhöht;
2. im Anfall von Leinsamen und Leinspreu, die für die Viehzucht geradezu unentbehrlich sind. Leinkuchen erhöht die Milchzeugung und ist ein vorzügliches Mast- und Kräftigungsfutter;
3. im Bezuge von Webwaren von den Flachsfabriken zu Vorzugsbedingungen;
4. in der äußerst günstigen Arbeitsverteilung, weil Flachs, früh gesät, noch vor der Haupternte gerauft werden kann.



Eine Fahrt durch die Landwirtschaftsbetriebe des Sächsischen Wirtschafts-Ministeriums.

Von Dr. Horst Höfer in Meissen.

Mein sehnlichster Wunsch war, sie „in Wort und Bild“ in den „Sächsischen Bauernkalender“ zu kriegen. Sie zu diesem Zwecke einmal aufzusuchen, hatte ich von ihrem Generaldirektor Dr. Burg die lebenswürdige Erlaubnis und die Zusicherung eines Behikels mit Pferd oder Motor. Jetzt galt es noch, den Tiermaler Karl Wagner mit allen Künsten der Ueberredung von seiner Staffelei mit fertigen oder halbfertigen Hirschen und Wildschweinen, Auerhähnen und Rehen und mit, was weiß ich, für jagdbarem Gekier weg, nach Sachsen zu locken, um von ihm die Bilder zum Aufsatz zu bekommen. Es gelang. Freilich hatte ich zunächst wohlweislich verheimlicht, daß außer den Gütern der Großenhainer Gegend auch solche in der Lausitz liegen, ganz abgesehen von Pillnitz bei Dresden.

Karl Wagner traf also eines schönen Juliabends 1923 von seinem Künstlerheim am Rande der märkischen Kiefernheide, von

Berlin her kommend in Großenhain ein. In schneller Fahrt ging's dann westwärts nach Stassa, allwo im ehemaligen von Miskau'schen Rittergutsschloß des Generaldirektors Dr. Burg Wohnsitz und die Hauptkanzleien sind. Bis gegen Mitternacht dehnte sich die Unterhaltung aus, die sich erklärlicher Weise um die Staatsgüter drehte.

Der erste Tag war zunächst für den Besuch der fünf Lausitzer Güter bestimmt. Mit dem Schnellzug am frühen Morgen dahin; ein Ferngespräch war uns vorausgeeilt, deshalb steht pünktlich am Bahnhof Löbau ein flotter Zweispänner. Er fährt uns die Staatsstraße nach Bernstadt und Ostrik entlang, ohne die Stadt Löbau selbst zu berühren. Es geht an einer der drei Zuckersfabriken Sachsens vorbei, deren Vorhandensein einen Rückschluß auf die nähere und weitere landwirtschaftliche Umgebung zuläßt. Dann wendet sich die Staatsstraße westlich, wie



Der „Mittelhof“ von Staatsgut Nieder-Bischdorf mit dem Löbauer Berg.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

durch ein weites Tor, dessen rechten Pfeiler der Löbauer Berg und dessen linken der Rotstein bildet, von Spitze zu Spitze in der Luftlinie fünf Kilometer messend.

Das erste Gut, das sich uns nach kurzem Abbiegen von der Staatsstraße schon von fern präsentiert, ist Nieder-Bischdorf, wie fast alle anderen ehemals ein Ritter-, dann Remontegut. Es ist erst seit 1912 in Staatsbesitz und umfaßt 319 Hektar mit Bodenkategorie II bis IV. Die langen Horizontalstreifen der roten Dächer der Baulichkeiten werden hier und da in wohlthuendem Farbkontraste senkrecht durch dunkellaubige, etwas wipfeldürre Pyramidenpappeln, beliebten natürlichen Blühableitern, durchschnitten, während die Doppelgestalt des Rotsteins in ihrem morgenduftigen Blau-Grün einen imposanten Hintergrund abgibt. Der Betriebsleiter empfing uns in bester Stimmung: stand er doch in Mitten einiger Fuhren vorzüglichsten, grünfilbrigen Heues, die des Abladens harrierten. Ein Gang in den Schweinestall, der in einem ehemaligen Remontestall, abseits von dem eigentlichen Gehöft, untergebracht ist, zeigte uns die praktische Einrichtung, daß alle Läufer und Zuchtsauen zu gleicher Zeit gemeinsam aus einem langen Troge gefüttert werden. Nur den Muttersauen wird das Futter in die Tröge ihrer Einzelboxen gegeben. Das spart ganz offensichtlich Arbeit. Im Rinderstall ist durch Kurzstand und gesonderte Jauchenaufbewahrung männiglich Sorge getragen, daß man Stickstoffverlusten weitgehend zu begegnen weiß. Die vorhandenen zwei Bullen sind für eine Herde zur Verfügung, die aus Resten von Kriegsvieh besteht, aber durchaus wirtschaftlich brauchbare Tiere aufweist. Sie sollten übrigens für unsere Zwecke photographiert werden, sie benahmen sich aber bei dem Aufnehmen so albern, daß es ganz einfach nicht möglich wurde; die Ochsen wollten eben von dem „Sächsischen Bauernkalender“ nichts wissen. Noch aus der Remontezeit — ein wertvolles Vermächtnis — stammt eine größere Anzahl schmuder Arbeiterfamilienhäuser mit Stallung und Garten. Da drinnen herrscht Leben: es grunzt und gackert, es medert und schreit lustig aus Kleinkinderhals. Dicht hinter dem Hof sieht auf dem Querdamm eines Stauweihers eine Schneidemühle, in die man in diesem Frühjahr ein neuzeitliches Gatter eingebaut hat. Wie auf allen Staatsgütern, soll auch in Nieder-Bischdorf eine Weide angelegt werden. Sie kommt in die Nähe des bereits erwähnten Löbauer Berges zu liegen, in unmittelbare Nachbarschaft mit der bereits vorhandenen des bekannten Lausitzer Züchters, Rittergutsbesitzer Leutnant Dürr auf Wendisch-Paulsdorf. Das kann dann einen fröhlichen Wettkampf geben. Bei der Weiterfahrt war auffallend der vorzügliche Stand eines Saubohnenfeldes, das den vorherrschend lehmigen Charakter der Nieder-Bischdorfer Flur verrät. Es stand in voller, feindustender Blüte. Die schwarzen Läuse, die dem Landwirt den Saubohnenbau so verleiten können, hatten es wohl dank der heurigen Mai- und Juniwitterung gänzlich verschont.

Erst geht's ein Stück im Dorfe lang, dann steigt beim Vorwerk Mittel-Bischdorf, kurz der Mittelhof genannt, die Straße bergan. Wir mußten halten: unser Maler hatte ein Motiv entdeckt, das er, mitten von einem Kornfeld aus, keineswegs fahren lassen wollte, gleichwohl daß ihm die Sonne mit übergroßer Liebe auf den Buckel brannte und blendendes Licht auf's weiße Papier des Skizzenbuches goß. Es zeigt den Löbauer Berg,

und eine der für die Lausitz so charakteristischen Wiederholungen in der Nähe von Friedrichs des Großen Hochkirch: einen granitischen Bergzwilling mit breitem Sattel, bewaldet, lang hingelagert. In den Vordergrund ist der genannte Mittelhof gesetzt, der die Schafe birgt, wie überall Schwarzköpfe der Hampshire-Rasse.

Wir überqueren die südliche Flanke des Rotsteins. Die erste Betanwartschaft, die wir mit dem nächsten Staatsgut, dem 413 Hektar großen Ober-Sohland II am Rotstein machen, ist ein ansehnlicher Schlag deutschen Weidelgrases zur Samengewinnung. Nach Auskunft unseres wissensreichen und bestorientierten Führers, eines Assistenten des Generaldirektors, baut Ober-Sohland Samen für manche anderen Staatsgüter mit an. Als weitere Sehenswürdigkeit stellte sich in einer Freiluftboje der Jeverländer Bulle Agamemnon vor, dem der Sänger Homer nicht gerade wie seinem hellenischen Namenspender das Epitheton „Völkerfürst“ und „weitherrschend“, so aber doch „wohlgestaltet, ebenmäßig, gleich den Kindern des Sonnengottes“ geben müßte. Unser Tiermaler Karl Wagner schien der gleichen Ansicht zu sein, wenigstens nahm er sofort sein Skizzenbuch heraus und begann, ihn für den Kalender abzuzeichnen, ohne Furcht, daß dieser Jeverländer Agamemnon in seiner Boje ähnlich wüten könnte, wie sein kriegerischer Namensahnher. Daß seine Vererbungskraft, die Individualpotenz, wie man in einer der Hälfte der Landwirte unverständlichen Gelehrtensprache sagt, von auffallendem Durchschlag ist, bewies die Kälberherde der nahen Koppel. Balken, aus eigenem Walde stammend, sind angefahren, um etwas außerhalb des Hofes einen praktischen, bequemen Wagenschuppen zu errichten. Der bestehende im Hofe ließ seine Benützung bloß zu, wenn man die Wagen rückwärts hineinschob. Nicht immer und in allen Fällen waren unsere Vorfahren die alten Praktiker, als die sie oft gerühmt werden, freilich meist von solchen, die sich selbst nicht gern vom Althergebrachten trennen mögen. Ober-Sohland war neben Staffa und Kalkreuth eine der drei Administrationen zur Remontezeit. Vom Administrationsgebäude, dem jetzigen Wohnhaus des dortigen Amtmanns, kann man den weiten Hof überschauen, ungehindert besonders dann, wenn der erwähnte alte Wagenschauer gefallen sein wird. Unweit vom Hofe ist, schieferdachig und vierseitig, die Schäferei erbaut. Auch sie reizte Karl Wagner zu einem Bilde. Sein Standpunkt war im Sonnenbrand der staubigen Straße, während wir im Schatten der Giebelseite des Schafstalles auf die Vollendung der Skizze warteten. Man kann sich die Bemerkung denken, mit der er wieder zu uns stieß. Dann ging's durch Felder, die offenkundig nicht bloß die Güte der Jahreswitterung, sondern auch die Tüchtigkeit des Wirtschafters priesen, wenn gleich der freche Hederich auf manchem Plane in diesem Jahre des Rainits, Kalkstickstoffs oder Eisenvitriols vermessen spotten kann. Ober-Sohland hat übrigens den kältesten Boden und mit 300 bis 350 Metern die höchste Lage. An einer Stelle passierten wir hart die preussische Grenze; am Waldrand des Spitzberges, wieder eines kleinen Abhanges der schon erwähnten Lausitzer Größen, steht, weithin sichtbar, ein steinerner Grenzstein. Bis an jenen Grenzstein heran soll die Weide einmal geführt werden, an der wir später hielten, uns im Halbkreis wieder dem Gutshof nähernd. In praller Sonne hielt die Jeverländer Jungviehherde, schwarz-weiße Flecken auf grünem Untergrund, ihre Mit-

tagsruhe, und darüber ein blauer Sommerhimmel mit einigen schwebenden Wolkenballen, im Hintergrunde weite Horizonte, kein Wunder, daß unserm Tiermaler die Hand zuckte und er zu Stift und Skizzenbuch griff. Diesmal wurde das Opus gleich vom Wagen aus vollbracht und mußte mit aller Vorsicht gleichsam weggestohlen werden, damit nicht etwa durch uns die ruhenden Rinder aufgeschreckt würden. Dann wurde noch eine praktische Tränkevorrichtung in Augenschein genommen: Zu einem mit Dränagewasser gespeisten Langtrog, am Rande und in der Richtung der Weideumfriedigung, können die Rinder nur ihre Köpfe zwischen zwei Querbalken zum Trunke hineinstecken. In unmittelbarer Nähe des Troges verhindert zudem fester Schlackenboden, daß der übliche Sumpf entsteht.

Das nächste Gut ist Ober-Bischdorf, 232 Hektar groß, wieder an der Staatsstraße gelegen, die wir morgens zuerst benutzten. Kein äußerlich sind für dieses Staatsgut der baumumsäumte Weiher im Hofe und der vieredige Turm des Herrenhauses kennzeichnend. Der Osterreich-Höhenförderer war an der Arbeit, mit monotonem Geräusch eine Heufuhre nach der anderen in die Scheune zu bergen. Draußen, hinter dem Stall, ließ sich das dreimonatige Bullentalb „Fritz“-Sohn — ein Nachkomme von Engelmanns „Orion“ in Lungwitz — wie selbstverständlich bewundern. Mit Recht: wer mit drei Monaten bereits 335 Pfund wiegt, hat Anspruch darauf. Die Rinder bleiben in Ober-Bischdorf bis zu einem halben Jahre; dann kommen sie zur weiteren Aufzucht auf die besonders guten Weiden des benachbarten Nieder-Herwigsdorf, das von dem gleichen Amtmann bewirtschaftet wird.

Auf der Weiterfahrt zum nächsten Staatsgut wurden wir, abermals auf der mehrfach erwähnten Staatsstraße fahrend, auf einige Schläge hinter einem Streifen zweijähriger Luzerne aufmerksam gemacht. Dorthin soll eine Weide von 50 Hektar kommen. Ober-Kemnitz heißt das angekündigte nächste Gut. Es zählt 216 Hektar und steht mitten im gleichnamigen Dorfe. Ein alter Park stößt an das Schloß, das jetzt Wohnsitz des Amtmannes ist. Was wir auf unserem flüchtigen Gang gesehen haben, zeugt ebenfalls für den Fortschritt in der Umgestaltung des Remontegutes zum regelrechten neuzeitlichen Landwirtschaftsbetrieb. In luftigem, weißgetünchtem Stall stehen stattliche Ferverländer Rinder. Recht wohl ist zu glauben, daß die Ferverländer Landwirte, die jüngst zu einer Befichtigung hier waren, das und jenes Tier gern für sich gekauft hätten, insbesondere einen Nachkommen ihres beinahe schon der Legende angehörigen „Blücher“. Das eigenartig schleifende Klirren der Grabner-Ketten, die tiefgelegenen Futterkrippen, der Kurzstand, die gesonderte rationelle Jauchefortführung und -behandlung, die arbeitssparende Einrichtung des Düngerschuppens, ein der Montierung harrender Streutrohschneider mit Abbläser, alles das beweist, daß hier der Geist neuzeitlichen Wirtschaftsbetriebes eingezogen ist. In Ober-Kemnitz werden noch 37 Remonten der Staatspolizei gegen entsprechende Zahlung gehalten. Selbstverständlich hat sich auch derjenige deutsche Schuft gefunden, der dem Feindbund anzeigte, Ober-Kemnitz sei als Remonte-Depot

noch nicht aufgelöst. Die Herren der betreffenden Kommission kamen daraufhin angereist, um sich zu überzeugen, daß sie nicht bloß einem Verräter, sondern auch einem Dummkopf aufgefressen hatten.

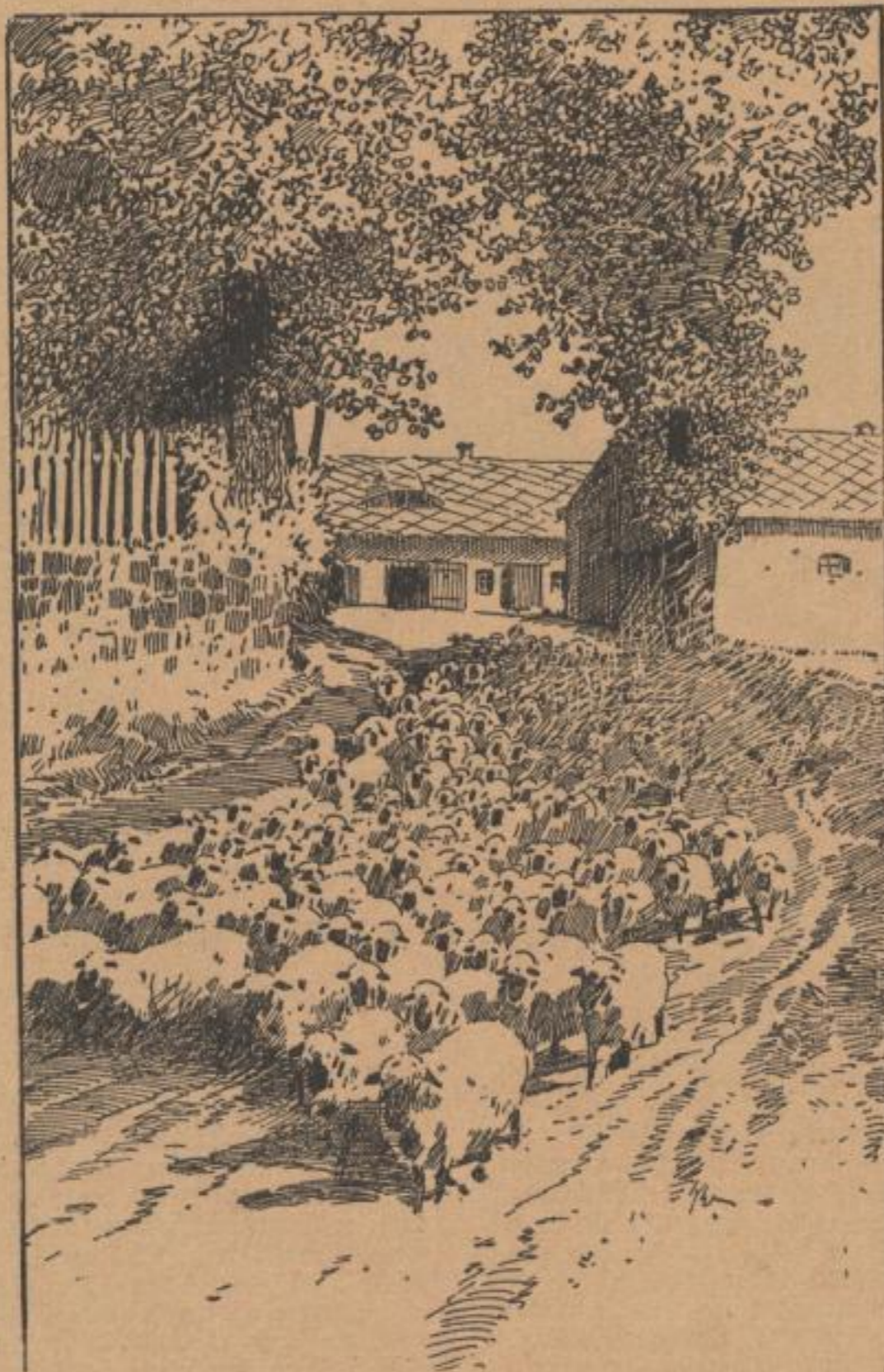
Das fünfte und letzte Gut der Lausitzer Güter, die sich übrigens alle südlich vom Rotstein aneinanderreihen und sicherlich mit einem Teil ihrer Fluren rainen, ist das schon mit aufgeführte Nieder-Herwigsdorf, 202 Hektar groß. Wie auf fast allen Gütern, werden hier die Schweine auf die Weide getrieben. Primitive Hütten, mit Stroh gedeckt, sind für sie und das andere Weidevieh der Unterschlupf. Auffallend waren zwei junge belgische Hengste, deren Ebenmaß und jugendliche Kraft Karl Wagner nicht entging und die drum für den Kalender im Bilde festgehalten wurden. Alle Weidepferde fressen mit den Rindern, und das sieht man umso lieber, als sie, weniger „läpsch“, auch das mit wegfressen, was das Rindvieh meidet. Nach jedem Koppelwechsel werden dann noch mit einem kräftigen Besen die Kotfladen breitgelehrt und mit Kaliammonsalpeter ein Übriges getan. Die Hammermühle in der Nähe, deren unschöner Kastenbau für eine geschmacklose Zeit ein anklagendes Zeugnis ablegt, bietet in ihrer Wasserkraft billigen Antrieb zum Schrotten und Dreschen.

Als uns am Abend die beiden Ostpreußen, lebendige Erinnerungen an die Remontezeit der fünf besuchten Güter, wieder an den Bahnhof Löbau pünktlich zum Zuge zurückbrachten, hatten wir ihnen gegenüber so eine Art Gefühl der Dankbarkeit. Ich hatte es auf der Karte abgezurrtelt: 40 Kilometer zum Teil bergauf, in drückender, wenn auch langersehnter Julihitze, fast immer im Trab, und dies, ohne warm oder gar schweißnaß zu werden; ich weiß nicht, ob das eine andere Klasse so geleistet hätte.

Am späteren Abend gelangten wir wieder im Schlosse zu Stassa an, der Eine müde von seiner Arbeit in „Gesichten“, der Andere in „Geschichten“, aber so voller Eindrücke und Fragen, daß die Unterhaltung bald zur Fachsimelei wurde, die bloß ab und zu durch das Abspielen einer Grammophonplatte unterbrochen wurde. Am nächsten Morgen weckte uns in aller Herrgottsfrühe just derselbe lichte Sonnenschein, dasselbe monotone Rauschen des Räderwehrs, dasselbe Grasmüdeneschwätz, dieselbe Jauntönigsfanfare und derselbe Finkenschlag aus kurzem Nachtschlaf wie am Vortage. Diesmal stand zur Befichtigung der Großenhainer Güter das Auto des Generaldirektors zu Diensten;

für die zur Verfügung stehende Zeit und das vorgenommene Programm hätten es selbst die besten Ostpreußen nicht geschafft. Liegen doch die sechs Großenhainer Güter, nicht wie die Lausitzer, dicht beieinander, sondern in einem zu drei Vierteln geschlossenen Kreis um Großenhain herum, wobei das westlichste Gut vom östlichen in der Luftlinie 18 Kilometer, das südlichste vom nördlichsten 9 Kilometer, nur von Hof zu Hof gerechnet, entfernt ist.

Das 238 Hektar umfassende Dallwitz mit seinem Borwerk Döbrißchen eröffnete den Reigen. Wohlthuend und verheißungsvoll hoben sich die Roggenfelder von den meisten der umliegenden



Die Schäferei von Staatsgut Ober-Gohland II.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

den ab, was Länge der Halme und Ähren und Dichte des Bestandes betrifft. Sollte da das verhängnisvolle Gerede, die künstliche Düngung verlohne sich nicht mehr, bereits zu einer warnenden Demonstration geworden sein? Als eine gute Idee fiel es auf, daß an den meisten (oder wohl allen?) Feldern ein Schild stand, an dem Sorte und Abbaustufe der betreffenden Kulturpflanze für den, der des Weges kommt, weithin sichtbar zu lesen ist. Das mag mancher Kartoffelsorte nicht ganz lieb sein, einer anderen dafür wieder umso mehr. Wie in der Lausitz, so stößt man auch im Großenhainer Gebiet auf unseren namhaften sächsischen Züchter Bogelsang in Ebersbach, hier ist's der Eber „Frithjof“, der, sich sonnend und sühlend, sich verständnisvoll bewundern ließ. Auf's Gezeichnetwerden mußte er verzichten, da der Kalender mit seiner Sippe und Herde für einen späteren Jahrgang Weiteres vorhat. Daß man vernünftigerweise gemachte Überschüsse sofort wieder zum Betriebskapital macht oder, im vorliegenden Fall richtiger gesagt, zum wertbeständigen Grundkapital, beweist der Scheunenneubau dicht am Hof. Unter

häuschen. Nur hätte ich es ihm gegönnt, die zu den Georginen gehörige Röderblume (*Rudbeckia*), eine gebürtige Nordamerikanerin, die in übermannshohen Beständen auf weite Strecken den Fluß begleitet, hätte bereits in ihrer gelben Blütenfülle gestanden. Kalkreuth selbst zeigt ausgesprochen den Charakter des Remonte-Depots. In den Höfen des großen rechteckigen Hofes, durch herangewachsene Obst- und Zierbäume unübersichtlich geworden, tummeln sich jetzt, statt der Pferde, in verschiedenen Abteilungen 330 Schweine. Ein mit Fichten, dicht wie mit einer Mauer, umsäumter Weg, führt zur sogenannten Rennbahn, jenem an zwei Hektar großen Plan, wo die Remonten in Trupps bis zu 40 Stück in Schritt, Trab und Galopp geübt wurden, ohne Reiter, aber von zwei Reitern angeführt, während ein dritter hinterdrein die Tiere antrieb. Jetzt weiden dort, aller Pflichten bar, schwarz-weiße Rinder; ihr einziges Tränking ist Fressen und Junehmen. An den ehemaligen Remontehof stößt der eigentliche Ökonomiehof mit seinen Arbeitspferdeställen und Scheunen. Auch von ihm ist ein Bild geschaffen worden.



Der Jeverländer Bulle Agamemnon auf Staatsgut Ober-Sohland II.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

sparsamster Verwendung von Holz, steht zunächst ein hohes Gerüst da, ein kunstvolles, feines System senkrechter, wagerechter und auch schräger Linien von zusammengefügttem Gebälk. Auf der Giebelseite, hoch oben, dicht unter dem First, soll die geplante Hochfahrt enden, von weither auf Erddamm und Brückengerüst gehörigen Anlauf nehmend. Die neue Jauchengrube ist so angelegt, daß kein Arm und kein Motor sich zu mühen brauchen; in zwei Minuten läuft es voll, das 1200 Liter fassende Eisensäß. Der Hof ist von früher her etwas verbaut; ohne manches Schöne schonen zu können, schaffen Brecheisen und Spitzhake Abhilfe. Das schöne Portal am Herrenhause, mit Barockornamenten im Wappen und einem Reichsadler aus neuerer Zeit darunter, wird ihnen aber nicht zum Opfer zu fallen brauchen; es steht außerhalb von Gut und Böse, Praktisch und Unpraktisch.

Kalkreuth, westlich von Großenhain, ist das nächste Gut, dem unser Auto zujagt. Ringsum typische Sandniederung: hellgrüne, vor Kurzem gemähte Wiesen, auf denen sich dunkellaubig Erlen abheben, als Straußenbaum weißstämmige Birken, ab und zu Serradellafelder. Unser Auto biegt zunächst links ab zum Reiherhof, einem Vorwerk von Kalkreuth. Wohlansschauendes Wesermarschjungvieh drängt sich unter dem Schatten der Randbäume der Weide. Es ist Mittag, kein Wölkchen am Himmel, kein Lüftchen regt sich. Der Hof wie ausgestorben, überall entweder flutendes Licht oder scharfe Schatten; was der hallenartige, offene Wagenschauer birgt, erscheint in diesem Gegensatz wie in Dunkelheit gehüllt. Eine Dungstätte mitten im Hofe leistet es sich, auch einmal von Eichen umsäumt zu sein. Wie selbstverständlich, daß hier des Malers Auge allerhand Reizvolles sah und festhielt, so z. B. auch an der nahen Röder das Wehrwarter-

Zum Vorwerk Bieberach, wo die Schafe, ebenfalls Schwarzköpfe, stehen, kamen wir nicht. Das Auto überquerte vielmehr die Staatsstraße, die dorthin geführt hätte, und jagte hinaus in die Ebene. Eine ansehnliche Wasserfläche, in Mitten eine baumbestandene Insel, tat sich in lichter Bläue auf. Ich sah in meiner Generalstabskarte nach und konnte nichts von einem Teiche verzeichnen finden. Da erfuhr ich denn, daß dieses Gelände wohl einst Teich war, dann aber als Wiese liegen gelassen worden ist. Sie brachte aber nur saures Gras und trotz ihrer 32 Hektar Fläche bloß zwischen 15 und 100 Fuder Heu, was man so Heu nennt, im Jahr. Jetzt ist wieder ein Fischteich draus geworden, mit Karpfen, Barschen, Weißfischen und Schleien, auch einigen Aalen besetzt. Für die umliegenden Wiesen ist der Grundwasserstand durch den Neuteich erhöht; sie liefern seitdem, gleichsam aus Dankbarkeit, dasjenige Quantum mit, was früher der Neuteich als Wiese in miserabligster Qualität auf sich zusammentragen ließ. Mit der Änderung sind zweifellos auch die Reiher und Haubentaucher, die Rohrspaken und Frösche einverstanden, die sich- und hörbar vom Teiche Besitz genommen haben. Und wenn erst einmal die jungen Eichbäume, die zunächst erst mannshoch am Ufer stehen und sich wie benachbartes schwankendes Schilfrohr im Winde hin- und herbewegen, zu Hundertjährigen geworden sind, wird dieser Teich ein landschaftliches Kleinod geworden sein.

Das Rittergut Mühlbach wurde nicht ausgelassen. Mit seinen 132 Hektaren wird es mit den 630 des Kalkreuther Besitzes verwaltet, aber selbständig bewirtschaftet. Sein leichter Sandboden trägt willig meterhohe, mit dichten Blaubluten besetzte Zottelwiede (*Vicia villosa*) zur Samengewinnung, zugleich



Weidekoppel von Staatsgut Nieder-Herwigsdorf mit zwei Kaltblut-Hengstfohlen.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

für die Belieferung der anderen Güter. Dasselbe gilt für Serradella. Mühlbach ist das östlichst gelegene Besitztum; weiter nach Osten kommen einige wenig bekannte Sanddörfer, Kiefernwälder, Teiche und Seen, bis hin nach Radeburg und Königsbrück.

In dem etwas abgelesenen Mühlbach hatten wir folgendes nette Erlebnis: Karl Wagner zeichnet stehend etwas in sein Skizzenbuch. Zufällig tummeln sich vor ihm mehrere Gänse im Graze. Ein Kind, offenbar zur Besitzerin der Gänse gehörig, hatte mit entsehten Augen den Vorgang beobachtet und läuft eiligst einem nahen Häuschen zu, mit den Angstworten: „Mutter, komm schnell, der Mann dort schreibt unsere Gänse auf!“ —

Als noch sandiger wie das sandige Mühlbach gilt Adelsdorf, eine gute Stunde nordöstlich von Großenhain, an Umfang 287 Hektar. Entsprechend dem leichten Boden wird hier ein leichtes Vieh gehalten, das man mit Glück im Lüneburger Schlege fand. Es hat sich aber eine Nachzucht bereits schwerer als die Eltern ergeben. Zweifellos hat Adelsdorf die größte Hoffläche. Weit am Ende schließt sie eine große Feldscheune mit herabhängender Schürze ab; gleich in der Nähe des Lorgebäudes, gleichsam in der Fortsetzung der Einfahrt, liegt eine ausgepflasterte, mit niedriger Mauer umschützte Pferdeschwemme mit bequemen Ein- und Ausgang. Man wird eine derartige Einrichtung, die höchstwahrscheinlich schon Jahrhunderte alt ist, selten finden. Was mag sich an dieser markanten Hofstelle zu Zeiten von Einquartierungen und Truppendurchzügen vom Dreißigjährigen Krieg über den Siebenjährigen bis zu Napoleons Zeiten nicht alles abgespielt haben an ernst, traurigen und wohl auch heiteren Szenen! Selbstverständlich entging, wie der Kalenderleser sieht, dies malerische Motiv Karl Wagner nicht. An das Herrenhaus schließt sich ein kleiner alter Park an. Ein paar vielstämmige, ehrwürdige Korkkastanien bilden seine Hauptzierde, ganz solche Bäume, von denen der Schriftsteller Edgar Hahnwald, ein malender Dichter, in seinen „Sächsischen Landschaften“ zur Zeit ihrer Blüte sagt: „Alte Kastanien senken ihre Zweige tief zur Wiese hinab, und ihre Blätterhände scheinen weiße Blütenleuchter behutsam aus dem Graze zu heben.“

Auf den Feldern von Adelsdorf steht sinnfällig eine vorzügliche Ernte bis auf einen kleinen Schlag misratenen Heidekorns. Man könnte entgegnen, daß das in diesem Jahr kein Wunder sei, wo Sankt Peter für die Sandböden ein beinahe ideales Wetter gemacht habe. Stimmt, aber das Wetter tut's nicht allein. Man sehe sich zum Beweis dessen andere Felder der Dorfgemarkung Adelsdorf an, die von rückständiger Feldbestellung, unpassender Fruchtfolge, minderwertigem Saatgut und vor Allem von „weislisch“ gesparten künstlichen Düngemitteln zu erzählen wissen.

Eine besondere Überraschung bot uns der Große Spittelteich unweit des Gehöftes. Die mit Schilf und Binsen bestandenen Ufer gehen allmählich, immer sumpfiger werdend, in die eigentliche Wasserfläche über. Es ist mithin schwer, an sie heranzukommen. Das mag eine ansehnliche Lachmövenkolonie veranlassen haben, auf Binsen-Inselchen dieses Teiches ihre Nistplätze einzurichten. Mit heiserem Geschrei tummelt sich immer ein Teil dieser fluggeschickten Vögel in scheinbar regel- und sinnlosem Durcheinander in der Luft. Dem Nüchlichkeitsfanatiker sei zu seiner Beruhigung und Besänftigung gegenüber diesen Vögeln und uns, die wir unsere helle Freude an diesem Naturschauspiel hatten, mitgeteilt, daß die Lachmöve eine emsige Schädlingsvertilgerin und somit Freundin der Landwirtschaft ist. Das weiß, wer sie beobachtet hat, wie sie in Schwärmen adernde Gespanne, mit ihren tiefschwarzen Schwingspitzen Zugtier und Pflüger beinahe berührend, umgaulen — eine Fülle harmonischer Farben von seltener Schönheit — und wie im schnellen Wechsel ein Tier nach dem anderen ins aufgewühlte Erdreich herniederstößt, Engerlinge und Erdraupen, Drahtwürmer und wohl auch Mäuse, gierigen Hungers aufzunehmen.

Den bislang zurückgelegten Dreiviertelkreis zum vollen schließend, gelangten wir in schneller Fahrt, die übliche Staubschleppe hinter uns lassend, wieder in Skassa an, zum dritten Male. Aber bisher konnte noch immer nicht der Besichtigung dieses Gutes mehr als ein flüchtiger Blick gewidmet werden. Jetzt aber kam's an die Reihe. Ein sich über 200 Meter hin-



Staatsgut Nieder-Herwigsdorf mit Löbauer Berg.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

streckender einstöckiger Remontestall, etwas abseits vom eigentlichen Hof gelegen, hat bereits in vollendetem Maße seine Umstellung zum Rinder-, Schaf- und Schweinestall erfahren. Beinahe überflüssig ist's, zu berichten, daß Futterilos — 2 von den 25 auf sämtlichen Gütern — weise für Zeiten sorgen, wo der Sandboden mangels Niederschlägen versagen muß. Auf dem freien Platz vor dem Rinderstall spazierte frei und artig der Stolz des Stalles, des ganzen Hofes, ja in seiner Art wohl aller Staatsgüter, der Ostfriesische Bulle „Bischof“. Dem Kennerauge unseres Tiermalers entging das stattliche Tier nicht, und es bedurfte keiner besonderen Aufmunterung, ihn zur Herausnahme seines Skizzenbuches zu veranlassen. Die tadellosen Körperformen und die auffallend tiefe Brust hatten es dem Malerauge sofort angetan. Leider war der Moment nicht festzuhalten, wo das Tier einen unbedeutenden, aber steilen Abhang in die Höh' kletterte und dabei das feine Spiel des Muskelapparates zu sichtbarem Ausdruck brachte, und wo es sich dann, oben angelangt, mit geschickten Wurfbewegungen mal mit dem linken, mal mit dem rechten Vorderbein seinen ganzen Körper reichlich mit Sand bewarf. Der Schweinestall ist mit seinen männlichen und weiblichen Tieren der veredelten Landrasse eine lebendige Reklame für Vogelsang in Ebersbach, aber wohl auch für den hiesigen Schweinemeister, der die letzten Weihen seiner Ausbildung in einem achtwöchigen Lehrgange in Ruhlsdorf (Teltow) bei Berlin erhalten hat. In einem Nebenraum des Schweinestalles, in dem übrigens der Wärme wegen mehr Holz als Beton und Eisen verbaut war, stand ein Lupinenentbitterungsapparat, ein Erzeugnis heimischer Industrie. Sandboden, Lupinen, Entbitterungsapparat, Eiweißfutter, fette Schweine, Würste und Schinken und zufriedene Menschenkinder, das ist so die logische Kette von Ursachen und Wirkungen, an die man dabei denken muß. Von den entbitterten Lupinen kosteten wir; Walnüsse schmecken kaum besser, und ob diese auch ihre 30 v. H. Eiweiß enthalten, weiß ich nicht. Vor dem langen Stallgebäude

wird in Bälde eine Brennerei entstehen, die zu Sandboden und Kartoffelbau gehört, wie der Löffel zur Suppe, und wenn es dann einige Hundert Zentner weniger kleine und angefaulte Kartoffeln geben wird, so werden statt dessen einige Tausend Liter Milch mehr gemolken. Das sei zur Beruhigung Artikel schreibenden Volkswirtschaftlern gesagt. Daß übrigens Einnahmen des Betriebes zu vernünftigen und produktiven Zwecken verbaut werden, ist heutzutage die einzig richtige Hospolitik, die getrieben werden kann, zumal wenn es sich, wie bei den zwölf Staatsgütern, um die Überführung aus einem Sonderbetrieb in eine normale Landwirtschaft handelt. Und nun auch einmal hinaus auf die Felder geschaut! An den Straßen zeigen junge Obstbäume, daß kein Zweig der vielseitigen Landwirtschaft, der mit Aussicht auf Erfolg gepflegt werden kann, vernachlässigt ist. Rinder, freut euch, wenn erst einmal die Hunderte von Birn- und Apfelbäumen Früchte spenden! Am Ende einer mit schmutzigen Arbeiterhäusern besetzten Straße, unweit eines hochragenden Wasserturmes, stoßen zwei Feldpläne zusammen, der eine mit Winterweizen und der andere mit gelben Lupinen bestanden. Das will eigentlich als Ausschnitt der Fruchtfolge nicht recht zusammenpassen. Und doch ist der Stassaer Boden für Weizen nicht etwa zu leicht und für gelbe Lupinen zu schwer, wie der Wuchs beider Feldfrüchte beweist. Weizen steht freilich seit Jahren zum ersten Male wieder auf hiesiger Flur. Es gilt hier aber keineswegs als der Weisheit Schluß, auch Weizen bauen zu können wie die guten Gegenden. Erzwungen soll nichts werden; nur was der Boden willig hervorbringt, wird ihm auch hier abverlangt. Auf weiteren großen Feldplänen weht der Wind über Kirsche's Stahl-Roggen-Eliten; eine geeignetere Vermehrungsstelle konnte dieser Züchter für seine Eliten zur Fertigstellung von Originalsaat kaum finden. Auf einem Rübenschlager gaben die Pflanzen eine lehrreiche Demonstration der Stassaer Bodenart: es war erst wieder seit ein paar Tagen heiß und



Schweinekoppeln im ehemaligen Remontehof von Staatsgut Ralkreuth.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

trocken, gleichwohl „hingen“ die Runkeln wohl aller angebauten Sorten „die Köpfe“, während die Zuckerrüben vermöge ihres tiefgehenden Wurzelwerkes nichts von Durst und Schlappheit zeigten. Man wird daraus seine Lehren für die Zukunft ziehen.

Das übrigens 255 Hektar große Stassa soll, ebensowenig wie eine der Schwesternwirtschaften, kein Mustergut im üblichen Sinne werden, auch kein Versuchsgut. Das schließt aber nicht aus, daß innerhalb gewisser Grenzen Versuche angestellt werden, wie das anderswo auch der Fall sein sollte. So trifft man auf einem freien Platz im Schloßgarten ein Beet mit verschiedenen Grasarten, jede für sich in Reinsaat. Wer es noch nicht weiß, könnte mit geradezu aufdringlicher Deutlichkeit wahrnehmen, wie verschiedenartig und damit verschiedenwertig unsere Wiesen- und Weidegrasarten sind, und weiterhin, welcher Reichtum an Formen innerhalb einer Art von der Natur hervorgebracht wird, dem Züchter der Zukunft zum willkommenen Hinweis.

Jagd- und Tierfreunde wird zu hören interessieren, daß auf Stassaer Flur, zur Zeit insbesondere in den Getreidefeldern, einige Paare Trappen, jene größten und schönsten Hühnervögel des Niederlandes, vorkommen. Diese scheuen Vögel zu Gesicht zu bekommen, war bei der Kürze der Zeit natürlich unmöglich.

Nach Stassa folgte das benachbarte Naundörfchen, unfern der Station Weiskig an der Leipzig-Dresdener Eisenbahnlinie. Naundörfchen ist nicht leicht zu bewirtschaften; wenig Wiesen (8,5 Hektar einschließlich der Weiden zu 210 Hektar Feld), viel Sand und doch ein ansehnlicher Viehstand, ansehnlich in des Wortes ursprünglicher und übertragener Bedeutung. Wenn da der Betriebsleiter nicht geschickt und erfahren alle Register der Grünlandwirtschaft, und insbesondere des Zwischenfruchtbaues, zu handhaben versteht, dann gibt's fürs liebe Vieh unausbleibbar eine lokale Hungersnot. Dahin wird's aber menschlicher Voraussicht nach in Naundörfchen nicht kommen. Zwei Silos, zur Zeit im Bau, zur Genügsamkeit erzogenes Ostpreußenvieh und, so oft und wo es nur irgend geht, eingeschobene Zwischenfrüchte werden der Ungunst von Boden und Klima ein Schnippchen schlagen. In weiser Ausnutzung der Winterfeuchtigkeit gibt von Mitte April bis Mitte Mai Winterrüben das erste Grünfütter. Dann folgt Winterraps, meist im August, wie Raps zur Vollkörnerernte bestellt, nur noch besser, insbesondere was den Stickstoff betrifft, gebüngt. (Dann folgt eine normale Kartoffelernte oder nochmals Gemenge.) Selbstverständlich spielen auch Johannisroggen und Zottelwilde ihre übliche wichtige Rolle. Die langen wieder bis in den Juni hinein. In solch' Land können dann noch Mais, Bohnen und Sommerwidien gesät werden, die wieder bis zum September Futter liefern. Weiteres Herbstfutter geben Serradella und Stoppelgemenge, wobei sich Inkarnatklee, Senf und Stoppelerbsen besonders hervorgetan haben.

Kurz, es gelingt, die eigentliche Winterfütterung auf 4 1/2 Monate herabzudrücken.

Der einstige, nicht allzu große Rittergutspark ist zum Schweinepark geworden, um den wohl all die anderen Güter Naundörfchen beneiden können. Ist's heiß, dann suchen die Tiere im Schatten der alten Bäume Schutz; ziehen sie die blanke Sonne vor, dann brauchen sie bloß aus ihrem Bereich den gelinden Hang hinunterzutrotten, und gelüftet es ihnen nach Wasser, Schlamm und Dreck, es fließt ein Bächlein weiter drunten durch rasiges Land.

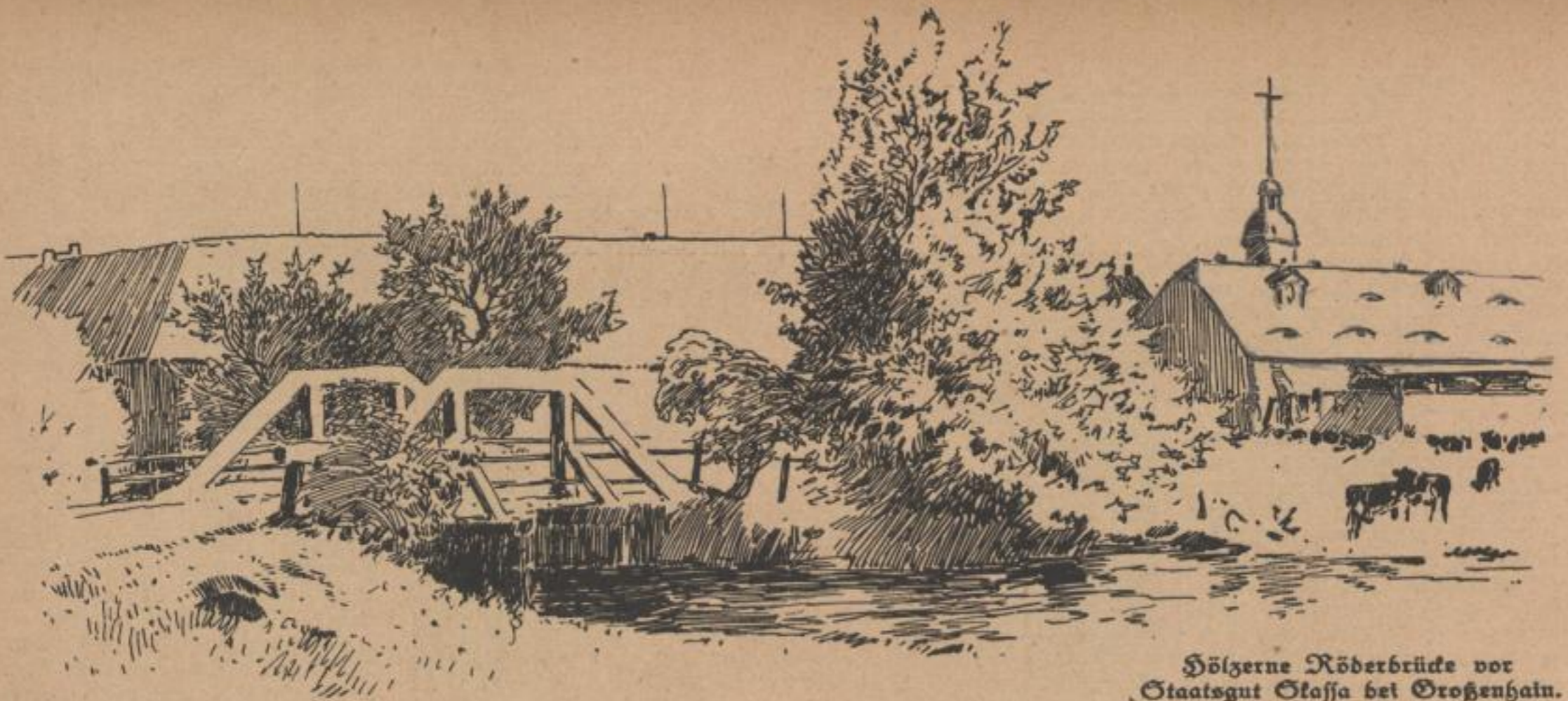
Naundörfchen war der Ausgang unserer zweitägigen Fahrt; zum Besuche des 153 Hektar großen Staatsgut Pillnitz, dem zwölften zum vollen Duzend, sind wir leider nicht gekommen. Das Auto brachte uns zur Dampfschifflande, der nahen Elbe zu. Unterwegs erfaßte schnell das vom vielen Sehen fast müde gewordene Auge drei tief im Rasen zwischen Feld und Straße versunkene alte Steinkreuze. Nach der Forschung sind's ja wohl Sühnekreuze. Die hier umgehende Sage gäbe dieser Anschauung recht: „Hier hat ein Schäfer drei Fräuleins erschlagen.“

Erst auf dem Dampfer, der uns mit monotonem Paddeln der Schaufelräder nach Meissen zurückbringt, kommt der Kopf etwas zur Sichtung der Eindrücke und Anregungen: zwölf große Güter, von Pillnitz abgesehen, bis vor kurzem Remonte-Depots, bis sie der Feind, der im Diktatfrieden von Versailles gründliche Arbeit tat, als solche weiterzuführen verbot. Der Staat hatte die Wahl, diese Güter zu verkaufen oder zu verpachten oder selbst zu bewirtschaften. Letzteres zog er vor, und zwar so, daß wohl all die Güter selbständig bewirtschaftet werden, aber doch eine Leitung, dem Generaldirektor Dr. Burg in Stassa, unterstellt sind. Das Ganze bildet eine Einheit, aber alle seine zwölf Teile sind eigene lebendige Glieder, mit eigener Wirtschaftsleitung und eigenem Rechnungsabluß. Wie ihre Zusammenarbeit gedacht ist, ist bereits durch manches Beispiel in vorliegender Beschreibung illustriert worden. So wird das Großenhainer Jungvieh im Sommer auf den besseren Weiden der Lausitz äßen, so bauen einige leguminosensichere Güter für alle anderen das Leguminosensaatgut, so lohnen sich teure Maschinen, wie Trecker, erst für mehrere Güter. Und noch etwas: die Erfahrungen eines Betriebes kommen durch die gemeinsame Oberleitung allen Betrieben zu-

gute. Der Einkauf im Großen, desgleichen der Verkauf im Großen sind weitere Umstände, die zugunsten der Unternehmung sprechen. Gegen die Staatsgüter, oder richtiger gesagt gegen Staatsgüter schlechthin, besteht viel Animosität, um nicht zu behaupten, Feindschaft, im Lande. Man wähnt, sie hätten auf Kosten der Allgemeinheit, so aus dem vollen (???) Staatsjüdel heraus, ein leichtes Wirtschaften. Das ist ein Irrtum. Die Staatsgüter, von denen des Ministeriums des Innern, wie Redwitz, Ischadras,



Lachmövenkolonie im „Großen Spittelteich“ beim Staatsgut Adelsdorf bei Großenhain. (Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)



Hölzerne Röderbrücke vor
Staatsgut Glassa bei Großenhain.

Bräunsdorf u. a. abgesehen, sind ganz auf privatwirtschaftliche Grundlage gestellt. Dem Generaldirektor und seinen Amtmännern sind die Güter gleichsam mit dem ungeschriebenen Vertrag übergeben worden: „Da habt Ihr sie, schaltet und waltet frei nach neuzeitlichen Grundsätzen, aber wir erwarten hohe Roh- und selbstverständlich auch Reinerträge. Erstmals kriegt Ihr ein Betriebskapital geliehen, dann aber helft Euch selbst.“ Aus Vorher-

ist allen Denen klar, die mit vorurteilslosen Augen die Betriebe gesehen haben, mit kritischem Sinn beobachtet haben, was da vorgeht und wie sich die schwierige Umstellung vom einseitigen, bis zu gewissem Grade extensiven Remontedepotbetrieb zur vielseitigen, hochintensiven Großlandwirtschaft vollzieht. Freilich, die Ungunst der Zeit ist dem Unternehmer zu Gunsten, für die Großenhainer Güter ist auch das Wetter der letzten Jahre, ins-



Ostfriesenbulle „Bischof“ auf Staatsgut Glassa.

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

gesagtem erhellet ohne Weiteres, daß unseren Staatsgütern bürokratische Fesseln nicht angelegt sind. Die Anschaffung eines Motorpfluges oder wertvollen Hengstes, der Bau eines Silos oder die Anlage von Weiden sind nicht abhängig von der Zustimmung des Ministeriums oder gar vom Landtag. Da würden wohl eher hundert Tage absoluter Dürre zu ertragen sein. Nein, es gilt freies Wirtschaften mit voller Verantwortung für das schließliche Endergebnis. Und was dies Endergebnis nach Jahren sein wird,

besondere des heurigen Jahres, nicht abhold gewesen. Dessen sind sich auch der Generaldirektor und die Leiter der einzelnen Güter in aller menschlichen Bescheidenheit recht wohl bewußt. Das große Examen wird noch kommen, wann, das weiß heute Niemand zu sagen. Es wird aber bestanden werden. „Ja, aber die vielen Existenzen, die durch Freigabe der Güter geschaffen worden wären“, hör' ich Manche sagen. Ich meine, die „Existenzen“ sind nicht beseitigt worden, nur bestehen sie



Weidefoppel von Vorwerk Döbritzschen, zu Staatsgut Dallwitz gehörig.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

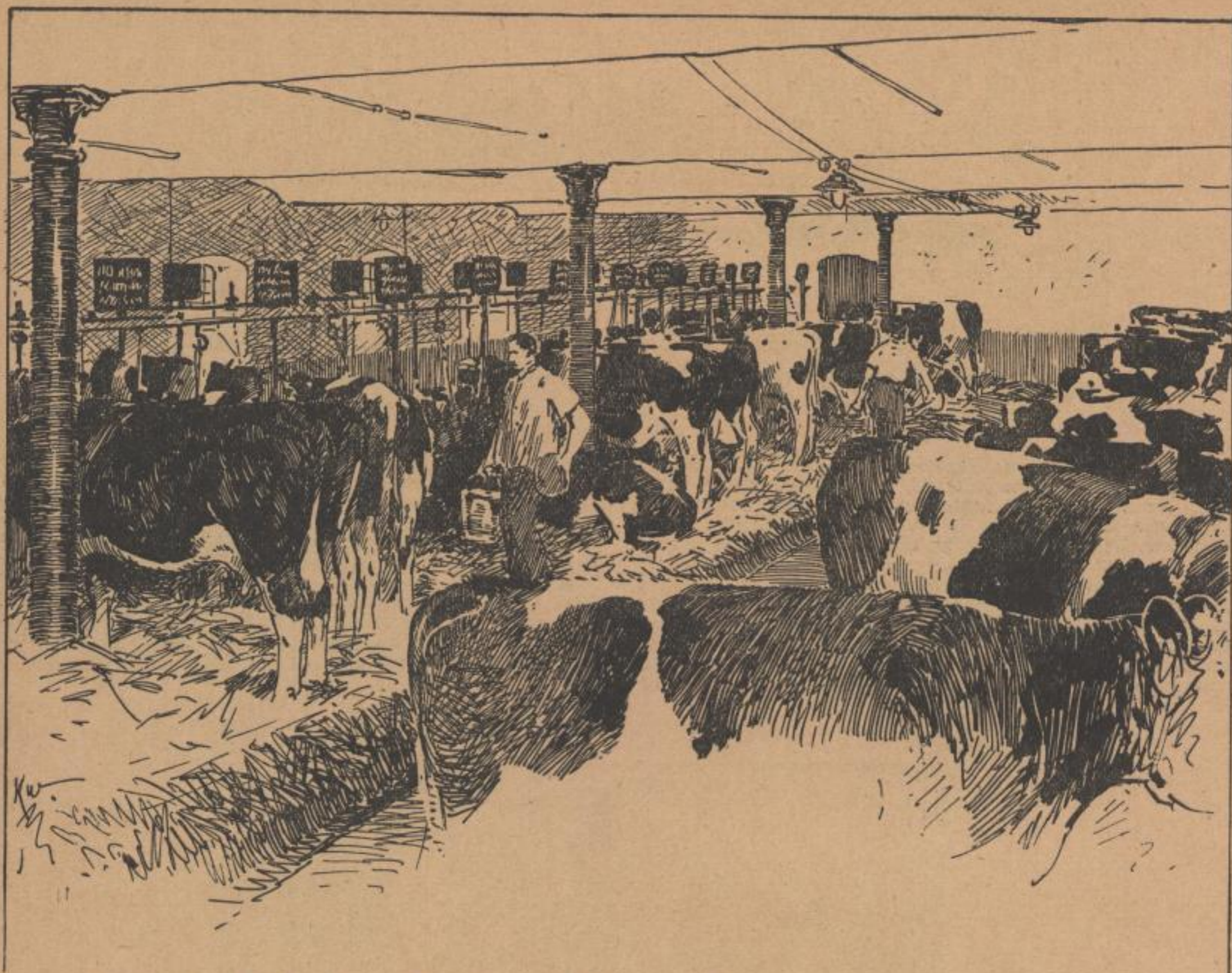
im vorliegenden Falle für Landwirte, die gerade nicht Besitzer oder Pächter sind. Man sollte sich freuen, daß tüchtige Landwirte, die kaufen oder pachten entweder nicht wollen oder nicht können, Gelegenheit zu freiem beruflichen Wirken finden. Der mancherlei Möglichkeiten, im landwirtschaftlichen Berufe zu einer „Existenz“ zu kommen, ein paar mehr, insbesondere für strebsame Landwirtsöhne, bedeutet das nicht einen Gewinn? Der Allgemeinheit kann es zunächst einmal ganz gleichgültig sein, wer den nährenden Grund und Boden bewirtschaftet, wenn ihm nur Höchsterträge für des Leibes Nahrung und Notdurft abgerungen werden. Alle landwirtschaftlich genutzten Flächen aber nun „verstaatsgütern“ zu wollen, wäre dasselbe Verbrechen an der Gesamt-

wohlfahrt des Volkes, wie wenn man sie an Siedler aufparzellieren wollte, oder was dergleichen Experimente noch mehr sind. Die vorstehenden Zeilen wollten weiter nichts, als im Plauderton den Kalenderlesern die Staatsgüter des Wirtschafts-Ministeriums vorzustellen, von denen in Unterhaltung, in Presse, Versammlung und Landtag so manchmal die Rede ist. Sie sollen mehr eine Erläuterung zu dem Film von Karl Wagners Künstlerhand sein als selbständigen Wert haben. Es sind flüchtig hingeworfene Zeilen feuilletonistischer Art. Nach Jahren wird man einmal über die Staatsgüter, zwölf an Zahl und doch eins, ein dides, wissenschaftliches Buch schreiben.



Blick in den Reiherhof bei Staatsgut Ralkreuth.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)





Inneres des Kalkreuther Ruhstalles mit Kurzstand, Freßgitter und Grabner-Hängeketten
von Wolf in Schweinsburg

(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Statistisches über die 12 Landwirtschaftsbetriebe des Sächsischen Wirtschafts-Ministeriums.

Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Tierbestände vor Uebernahme der Güter durch das Wirtschaftsministerium. — Die mit + Zeichen angefügten Zahlen beziehen sich auf Fohlen. — Früher wurden Kalkreuth und Mühlbach zusammen-

bewirtschaftet, mithin beziehen sich die Zahlen aus der Remontezeit bei Kalkreuth für Kalkreuth und Mühlbach. — Die früher auf allen Gütern befindlichen Remonten und Heerespferde zählten etwa 1600; sie sind in der Statistik nicht mit inbegriffen.

	Pferde	Zugochsen (auß. 3.-Dchl.)	Rinder	Schweine	Schafe
1. Nieder-Bischdorf 319 ha	(25) 28+3	(16) 16	(47) 99	(—) 63	(454) 287
2. Ober-Sohland 413 ha	(38) 34+17	(12) 13	(7) 120	(—) 74	(164) 657
3. Ober-Bischdorf 232 ha	(15) 19+4	(8) 10	(—) 80	(—) 49	(—) 3
4. Ober-Remnitz 216 ha	(16) 21+6	(6) 6	(—) 84	(—) 12	(—) —
5. Nieder-Herwigsdorf 202 ha	(10+35) 10+8	(8) 8	(—) 67	(—) 158	(—) —
6. Dallwitz 238 ha	(19+51) 21+4	(2) 9	(—) 68	(—) 121	(—) 4
7. Kalkreuth 630 ha	(57+14) 45+21	(6) 6	(2) 147	(—) 337	(—) 585

	Pferde	Zugochsen (auß. 3.-Dchl.)	Rinder	Schweine	Schafe
8. Mühlbach 132 ha	Die Zahlen für Kalkreuth gelten für Kalkreuth und Mühlbach. —	2	35	42	—
9. Adelsdorf 287 ha	(22) 20+3	(2) 8	(—) 76	(—) 15	(104) 270
10. Staffa 355 ha	(30+39) 28+14	(4) 8	(1) 105	(—) 153	(385) 325
11. Raundörschen 230 ha	(12) 18	(6) 12	(—) 76	(—) 183	(—) —
12. Pillnitz 153 ha	(10+2) 14+3	(6) 6	(85) 111	(9) 17	(—) 5
Insgesamt:	(254+141) 258+83	(76) 104	(142) 1068	(9) 1224	(1475) 2136



Durchfahrt und Pferdeshwemme im Hofe von Staatsgut Adelsdorf.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Ein Erlebnis.

Von Walter Dietrich in Dresden.

Rammenau, der Geburtsort Fichtes, in der Sächsischen Oberlausitz zwischen Bischofswerda und Elstra gelegen, war oft das Ziel meiner Dienstreisen. Der allbeliebte Kantor Hentschke, ein Mann mit Herz, Gemüt und Geist, hilfsbereit, wo es not tat, regierte seine Ziegenzuchtgenossenschaft mit seltenem Eifer, und bis zu seinem leider zu frühen Tode blühte die Zucht der weißen ungehörnten sächsischen Ziege im Orte. „Ziegenkantor“ nannte man ihn weit und breit und er hörte es gern. Hier fanden die oft verkannten Tiere ihre rechte Stätte als Milchspender der kleinen Grundstücksbesitzer. Gesunde Kinder, zufriedene Eltern, trotz geringer Bareinkünfte, und rüstige Greise zeugten von dem Segen dieses Zweiges der Kleintierzucht. Wer diese „kleinen Leute“ kennen lernt, sich mit ihnen vertraut macht und gelegentlich auch einmal an das Herz klopft, findet sehr oft zu seinem Erstaunen eine Philosophie, die in dem kleinen Horizont reifte, unbeeinflusst von Weltgetriebe und Wissenschaft.

Ein Hausbesitzer, Böttcher Ringel, hatte die Haltung eines Bodes des Zuchtvereins übernommen. Die Einnahmen aus seinem Handwerk genügten, um die geringen Ansprüche zu befriedigen. Bei jeder Besichtigung der Tiere konnte ich die Haltung des Bodes loben, und frohe Gesichter empfangen

mich stets. Mit Stolz erzählte mir Ringel, daß sein Sohn als Fleischbeschauer ausgebildet sei, und die Mutter sah darin ihr Lebensziel erreicht.

Eines Tages traf ich den Vater Ringel in seiner Werkstatt, ernst und betrübt war er bei seiner Arbeit. Ich besichtigte den Stall, aber mein Lob über die Haltung der Tiere änderte die Stimmung des Ringel nicht. Auf meine Aufforderung begleitete mich der Alte auf einem Rundgang im Orte, und da er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, meine Fragen kaum beantwortete, fragte ich: „Was drückt Sie denn?“ Tieftraurig antwortete mir der Alte: „Ich komme ja drüber weg, aber meine Frau wird's nicht überleben.“ „Was ist Ihnen denn zugestoßen?“ „Wissen Sie denn nicht, meinen guten Sohn haben Sie ermordet!“ stammelt der gebrochene Vater. Erschüttert sah ich dem kleinen armen Mann in die Augen. Ein paar Worte der Teilnahme richteten ihn auf, dann gingen wir schweigend weiter.

Plötzlich bleibt der Alte stehen, sieht mich an, nicht traurig, sondern verklärt, und spricht: „Eigentlich muß ich doch Gott sehr dankbar sein, — wenn ich nun der Vater des Mörders wäre?“



Staatsgut Naundörfchen bei Großenhain, von Westen gesehen.
(Zum Aufsatz über die Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums, Seite 101 ff.)

Das Jahr des Landwirtes.

(Vom September 1922 bis September 1923; gekürzt.)

Von Dr. Heinrich Walter in Pirna.

War schon im August 1922 viel Feuchtigkeit niedergegangen, im September und Oktober gab es noch mehr. Die Ernte verzögerte sich infolgedessen stark und konnte vielfach nicht völlig trocken geborgen werden, besonders im Gebirge. Die Herbstbestellung zog sich bis in den September hin, und auch die zeitig eingebrachten Saaten konnten sich infolge des näßkalten Wetters nur dürftig bestocken.

Der Winter 1922/23 war niederschlagsreich, aber mild. Schon von Ende Februar 1923 an setzte wärmere und trockenere Witterung ein, sodaß die Frühjahrbestellung zeitig in Gang kam und verhältnismäßig schnell beendet werden konnte. Spätfröste im April waren aber dem Wachstum hinderlich. Erst einige warme Nächte und Regenfälle förderten das Wachstum so weit, daß wider Erwarten schon in der ersten Maihälfte mit der Grünfütterung begonnen werden konnte.

Die „gestrengen Herren“ gingen 1923 nicht spurlos vorüber. Am 18. Mai schneite es um Annaberg, das obere Bogtland hatte -4° C zu verzeichnen und Schaden in der Blüte von Apfelbäumen und Waldbeeren. Die Pfingstwoche Ende Mai verregnete. Im Juni nahmen die Niederschläge an Stärke und Dauer zu, die Wärme in diesem Monat blieb um 5° C hinter der normaler Jahre zurück. Von Adorf wurden Kälteferien gemeldet. Die ungewöhnlich reiche Heuernte litt stark. Kartoffeln und Rüben blieben merklich in der Entwicklung zurück, der Mais ging vielfach nur lüdig auf. Große Befürchtungen hegte man für die Roggenblüte. Im Erzgebirge schneite es sogar. Mit Ende Juni besserte sich das Wetter. Und Alles atmete auf, als vom 4. Juli an die Sonne von wolkenlosem Himmel herableuchtete und die seit 6 bis 7 Wochen vergeblich erhoffte Wärme spendete. Wo man mit der Heuernte hatte warten können, wurde sie nun schnell und gut geborgen. Die Hackfrüchte, besonders Kartoffeln, erholten sich zusehends, waren aber infolge der vorangegangenen Regenzeit stark verunkrautet. Es gab tüchtig zu tun, um hierin einigermaßen

Wandel zu schaffen. Manche Schläge sind fast völlig im Unkraut erstickt.

Die ersten zwei Juliwochen waren außergewöhnlich heiß. Bald konnte man wie im Jahre 1921 in leichteren Böden stellenweise Welkeerscheinungen an Kartoffeln wahrnehmen. Seit Mitte Juli kam wieder kühleres, böiges Wetter auf. So blieb es dann im glücklichen Wechsel von Sonnenschein und Regen. Im Allgemeinen war die Witterung in der Folgezeit mehr kühl, besonders die Nächte. Die häufigeren Regenfälle waren aber meist nicht ergiebig genug.

Die Getreideernte begann 2 bis 3 Wochen später als gewöhnlich, nahm aber einen ziemlich schnellen Verlauf, nur wenig behindert durch Witterungseinflüsse. Nur im Gebirge sind noch Reste auf dem Felde. Soweit es sich übersehen läßt, wird die Getreideernte gut sein. Man kann besonders von einem Hafer- und Flachsjahe reden. Auch sind die Befürchtungen, daß die Roggenblüte stark durch die Juniregen gelitten habe, bei Weitem nicht in dem erst angenommenen Umfange eingetreten.

Schwere Sorgen bedrücken, wie andere Volksgenossen, auch den Landmann. Die Felddiebstähle haben zugenommen. Bandenweise werden Felder und Gehöfte heimgesucht, vor Mißhandlungen schreckt man nicht zurück. Streiks und die Herabsetzung der Arbeitszeit auf 9 Stunden haben hier und da die Ernte verzögert. Erhöhte Abgaben und Betriebskosten zehren stark am Einkommen und Vermögen des Landwirtes. Aber was bedeutet das Alles gegen die Leiden der Rhein- und Ruhrbevölkerung! Und haben nicht unsere Vorfahren während des 30jährigen und siebenjährigen Krieges und der napoleonischen Kriegswirren Schlimmeres erdulden müssen? Wie diese nicht verzagten und jene trotz der Fremdherrschaft in Treue fest und aufrecht steht, so wird auch der sächsische Landwirt trotz aller Unbilden seinen Weg gehen, „arbeiten und nicht verzweifeln.“

Abgeschlossen am 5. September 1923.



Inhaltsverzeichnis.

Seite 1-2: Zum Geleit. — 3-28: Kalendarium mit 13
Bollbildern. — 29-32: Andra tot. — 33: Oswin Schmidt †.
— 34: Deutsche Passion. — 35-37: Storch, Storch, Lang-
bein. — 39-40: Meißner Schwein. — 41: Ein Sonnen-
strahl. — 42-45: An Fichtes Wiege. — 46: Aus Polenz
„Grabenhäger“. — 47-50: Hundebäume. — 51-58: Wohlfahrts-
und Heimatspflege. — 54: Luther-Worte. — 57: Wendisches
Gehöft (Bollbild). — 59-64: Jagderinnerungen Andra's. —
65-66: Bilsenschnitter. — 67-70: Mit dem rechten Fuß
(Rosegger). — 70: Brief eines englischen Offiziers. — 71-72:
Pflanzenschutz. — 73-74: Landw. Fachausbildung. — 75-76:

Leutewitzer Futterrübe. — 77-78: Briefe einer Scholarin. —
79-80: Palisjch, der Prohliser Bauernastronom. — 81: Was
sie uns raubten. — 82-84: Zurufe an das Zugvieh. — 83:
Herrenhaus Ohdorf (Bollbild). — 85-87: Meine Lehrzeit
(Steiger). — 87-90: Rittergut Ohdorfs steinerne Chronik. —
90-94: Güterbenennung. — 91: Bogtländische Rotviehherde
(Bollbild). — 95: Bogtländer Rotvieh. — 97-99: Kann
Deutschland untergehen? — 100-101: Flachsbaum. — 101-110:
Landwirtschaftsbetriebe des Wirtschafts-Ministeriums. — 111:
Ein Erlebnis. — 112: Jahr des Landwirts.



1922: 112 S.
1923: 114 S., 10 Bl. Rebl.
1924: 112 S.
1925: 112 S.
1926: 112 S.
1927: 100 S., 2 Bl. Rebl.

1926: Flecke S. 60-66 Rec. 24.11.86

H. Saxe. M. 2, 248

SLUB Dresden



2 0374058